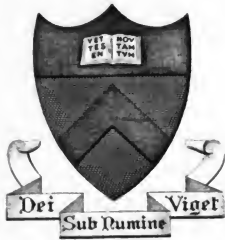


32101 064142951



Das  
Schweigen im Walde  
von  
Ludwig Ganghofer

Library of



Princeton University.

Presented by  
Miss Anita Reinhard





# Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Siebenundsechzigster Band.

---

Ludwig Ganghofer, Das Schweigen im Walde.

Zweiter Teil.

Das

# Schweigen im Walde

Roman in zwei Bänden

von

Ludwig Ganghofer

Zweiter Band

Viertes bis sechstes Tausend

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

1899

(RECAP)

3443

4

384

v.2



Übersetzungsrecht und alle anderen Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Das  
Schweigen im Walde

Zweiter Band.





## 1.

**E**in Morgen, sonnig und mit wolkenlosem Himmel. Aber der Wind zog unruhig durch das Bergthal empor, setzte zuweilen aus und wehte dann wieder mit wechselnden Stößen. Die höchsten Spitzen der Berge waren von milchigem Dunst umwoben, und der Seebensee leuchtete nicht wie sonst, sein matt gekräuseltes Spiegel hatte dunkles schwermütiges Grün. Trotz aller Sonne redete etwas aus dem Bilde der Natur, wie leise Angst.

Doch von der Unruhe des Windes merkte man nicht viel im Blumengarten des kleinen Seehauses — er lag im Schutze des nahen Waldes, und nur selten tönten in den Wipfeln des Harfenbaumes die Glocken.

Lolo kniete am Saum eines Beetes auf der Erde, um die verwelkten Dolben des Almrausch von den Stöcken abzulösen. Ihr Bruder, den die Joppe und das kurze Lederhöschen besser kleideten als das schwarze Studententröcklein, saß im Schatten des Harfenbaumes am Tisch. Trotz der vierzehn „ganz freien“ Tage hatte er all seine Schulbücher mit zum Seebensee genommen — und da saß er jetzt über einem schriftlichen Pensum aus der römischen Geschichte. Aber an der Feder war ihm die Tinte trocken

geworden. Mit der Hand den Kopf stützend, blickte er sinnend zum dunstigen Blau des Himmels auf.

„Bubi?“ fragte die Schwester. „Wo bist du denn mit deinen Gedanken?“

Aufatmend schob er die Feder hinter's Ohr und nahm die Wangen zwischen die beiden Fäuste. „Weißt du, die Geschichte dieser Gracchen, die giebt mir furchtbar viel zu denken! Die haben es doch wirklich gut mit dem armen römischen Volk gemeint, und doch haben sie Unrecht bekommen und sind zu Grunde gegangen. Eine solche Ungerechtigkeit sollte doch der liebe Gott nicht zulassen. Freilich, die alten Römer, die haben ja noch an ihre heidnischen Götter geglaubt, die doch in Wirklichkeit gar nicht existiert haben. Aber wir Christen . . . sieh nur, Bo, wir glauben doch an den rechten, wahren Gott . . . aber es ist doch eigentlich heutzutage auch nicht viel anders wie im Altertum.“

Die Schwester lächelte. „Hast du das in der Schule gelernt?“

„Gott bewahre! Von so was reden sie doch gar nicht in der Klasse. Aber man hört und sieht doch so viel Unglück und so viel Trauriges . . . weißt du, da muß ich immer so furchtbar viel denken, und da fallen mir oft Dinge ein, die ich mir gar nicht erklären kann.“

„Sag mir solch ein Ding!“

„Alles Gute und Schöne in der Welt, das kommt doch von Gott, nicht wahr?“

„Ja, Bubi.“

„Und dann, ich weiß schon, es giebt ja auch solche Unglücksfälle . . . zum Beispiel, wenn ein Haus einstürzt, wie neulich in Innsbruck drunten, und sieben arme

Menschen erschlägt . . . da kann natürlich der liebe Gott nichts dafür. Die Menschen hätten das Haus eben besser bauen sollen.“

„Da hast du recht!“

„Aber es giebt doch auch so viel Unglück, an dem die Menschen nicht schuld sind. Ein Bergsturz oder eine große Überschwemmung . . . oder der Blitz, der in ein Haus schlägt . . . denk nur, er schlägt sogar am liebsten in die Kirchen! Wie darf denn der liebe Gott so was geschehen lassen? Oder eine Lawine, die einen ganzen Wald verschüttet! Das kann ich mir gar nicht vorstellen, daß Gott eigens den Wald hat wachsen lassen, nur damit er zu Grund geht. Und dann . . . die Raubtiere zum Beispiel! Wo kommen denn die her? Und das Ungeziefer? Und die giftigen Pflanzen? Und alle die anderen bösen Dinge? Sag mir, Lo, wer hat denn das alles gemacht?“

„Gott! Wer sonst?“

„Aber Lo! Wie kann Gott dann lieb und gut sein?“

„Und doch! Er ist es!“

„Das versteh ich nicht! . . . Ich bitte dich, Lo, das mußt du mir erklären!“

„So sieh dir doch einmal die Sonne an! Ist Gott, der sie erschaffen hat, nicht groß und gut? Und die Berge dort . . . wie schön sie sind! Und hier, sieh nur, die Blumen!“

„Freilich, ja, das alles ist gut und schön, das kann nur Gott erschaffen haben. Aber das Böse, Lo?“

„Das Böse? Ich kenne nichts Böses!“

„Aber! Lo!“ Mit großen, erschrockenen Augen sah der Knabe auf seine Schwester nieder.

„Sag mir, Bubi . . . was nennst du denn eigentlich böse?“

In seiner Verwunderung wußte der kleine Bursch nicht gleich eine Antwort zu finden. „Ich . . . weißt du, ich meine . . . was den Menschen nicht gefällt, und . . . und was ihnen schadet, das alles ist doch böse!“

„Meinst du?“ So erhob sich und schüttelte die welken Blüten von ihrem Schoß in ein Körbchen, das auf dem Kiesweg stand. „Also die Henne ist gut, weil sie Eier legt, sagt der Bauer. Und der Fuchs, sagt er, ist böse, weil er die Henne frißt . . . und gut ist das Pulver, und gut ist die Bleikugel, mit der man den bösen Fuchs erschießen kann! Aber ist denn der Fuchs nicht auch ein Geschöpf, das leben will? Wird der Fuchs nicht sagen: ‚Ich bin gut, und böse und grausam ist der Bauer, der mich erschießt?‘ Wer hat nun recht von den beiden?“

Der Knabe begann diesen Widerspruch von der heiteren Seite zu nehmen und lachte.

„Nein, Bubi, da sollst du nicht lachen. Ich mein' es ernst. Wer von den beiden hat recht?“

„Freilich, wenn ich ein Fuchs wäre, würd ich auch sagen: ‚Böse sind die Menschen, die mich erschießen.‘ Aber ich bin doch kein Fuchs, ich bin ein Mensch . . .“

„Und deshalb willst du recht haben? Aber jetzt denk einmal . . . neulich bin ich unserem Nachbar begegnet . . . der war vor Zorn ganz rot im Gesicht. Und weißt du, warum?“

„Weil der Fuchs ihm eine Henne geholt hat?“

„Nein! Weil der böse Jäger den guten, nützlichen Fuchs erschoss, der auf dem Feld des Nachbarn alle Maulwürfe und Engerlinge gefressen hat.“

Der Knabe schwieg, und während er die Brauen fürchte, blickte er mit sinnenden Augen zur Schwester auf, die zur Bank kam und sich an seine Seite setzte. Dann sagte er langsam: „Du, Lo . . . ich glaube, jetzt versteh ich, wie du es meinst. Da hat doch eigentlich jeder recht . . . und keiner. Und der Fuchs ist nicht gut und nicht böse . . . er ist halt ein Fuchs. Und wie er ist, so muß man ihn nehmen . . . weil er einmal da ist.“

„Ja, Bubi! Siehst du, wenn du ruhig nachdenkst, dann kommst du schon immer selbst auf das Richtige. Und weißt du . . . wie mit dem Fuchs, so ist es mit allen anderen Dingen. Alles in der Welt ist so, wie es sein muß, wie es immer war und immer bleiben wird. Gut und böse . . . das hat mit den Dingen der Welt nichts zu schaffen. Das sind nur Worte, die der Mensch in seinem Eigennutz erfunden hat. Und die große unendliche Welt, das ganze herrliche Wunderwerk der Schöpfung nur nach den kleinen Dingen zu beurteilen, die uns Nutzen oder Schaden bringen . . . ist das nicht thöricht? Und unschön?“

„Ja, Lo, da hast du wirklich recht!“

„Und sieh nur, Kind, es giebt doch so viele schöne Dinge auf der Welt, die uns lehren, die Schöpfung zu lieben und zu bewundern. An die müssen wir uns halten, wenn wir Freude am Leben haben wollen — nicht an die anderen, die uns böse, grausam und ungerecht erscheinen, nur weil wir sie nicht verstehen, nur weil wir sie gerne anders hätten, so, wie es uns paßt. Denke nur, Kind: die Welt ist so groß, und wir Menschen sind so klein . . . da kann sich doch nicht alles um uns allein

drehen. Was uns schadet, was uns weh thut . . . wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Wohl und zum Nutzen der ganzen Schöpfung? Wir müssen eben von dem, was wir als schön und gut erkennen, einen Schluß auf alles andere ziehen und sagen: „In jedem Ding der Welt, ob es tot ist oder atmet, lebt der große weise Wille des Schöpfers . . . uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, um ihn zu begreifen.“ Wie alles ist in der Welt, so muß es sein . . . und wie es auch immer sein mag, immer ist es gut im Sinn des Schöpfers.“

„Aber, sag mir Lo . . . weißt du, dir glaub ich alles . . . aber dann müßte man doch immer mit allem zufrieden sein . . . und eigentlich hätte dann auch kein Mensch ein Recht, daß er sich beklagt?“

„Dieses Recht, Kind, hat jeder Schwache, der nicht die Kraft besitzt, seinen Schaden zu verschmerzen und das Unabänderliche zu tragen.“

„Wenn man aber die Kraft nicht hat? Kann man das lernen, Lo?“

„Ja! Man kann es! Und wer das lernte: stark sein im Schmerz; nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos ist; zufrieden sein mit dem Tag, wie er kommt; in allem das Gute zu suchen und Freude an der Natur und an den Menschen zu haben, sowie sie nun einmal sind; für hundert bittere Stunden sich mit einer einzigen zu trösten, welche schön ist, und aus Herz und Können immer sein Bestes zu geben, auch wenn es keinen Dank erfährt . . . wer das lernte, der ist ein Glücklicher! Frei und stolz! Sein Leben ist immer schön und reich. Und nichts kann ihm geschehen . . . er kann nur sterben und lächeln dabei.“ In tiefer Bewegung legte sie den Arm

um den Hals des Bruders. „Und weißt du, wer solch ein Glücklicher war?“

Heiße Röte flammte über das Gesicht des Knaben. „Ja, Lo, ich weiß es! . . . Papa!“

Die Schwester nickte nur. Dann saßen sie schweigend und blickten zu den leis tönenden Wipfeln des Harfenbaumes auf.

Doch jählings verwandelte sich dieses sanfte Klingen. Ein starker Windstoß kam über den Wald gebraust und schüttelte die Zirbe, daß die Glocken wirr durcheinander klirrten.

Mit ernstern Augen blickte Lo zum Himmel und zu den Bergen auf. „Sieh nur, der Wind hat gewechselt!“ sagte sie zögernd. „Ich fürchte, wir bekommen heute noch böses Wetter!“

„Aber Lo!“ Gustl versuchte zu lachen. „Du? Und fürchten?“

„Du bist bei mir!“ sagte sie und strich dem Bruder das Haar aus der Stirne.

Da klang ein gellender Zauchzer aus dem Wald. „Das ist Loisli!“ rief der Knabe und ließ zur Antwort seine Stimme schrillen.

Der Hüterbub kam zum Gartenzaun gesprungen, so atemlos, daß er den Gruß kaum herausbrachte. Während er noch mit stotternden Worten nach Luft schnappte, tauschte er schon mit Gustl einen wichtigen Blick und blinzelte zum See hinunter.

„Aber Bub,“ sagte Lo, „weswegen hast denn wieder so rennen müssen?“

„Daß ich . . . gschwinder da bin und . . . und länger bleiben kann!“



„So? Na also, dann bleib halt!“ Sie nahm ihm den Proviant ab, den er gebracht hatte, und stellte das Geschirr in den Schatten der Hütte.

Diesen Augenblick benützte der Bub, um Gussl zuzulüftern: „Heut beißen s', d' Fisch! Ein Wetter kommt!“

Gussl rannte in heißem Eifer hinter die Hütte und brachte die Angelrute.

„Ach so? Ihr wollt fischen?“

„Ja, Lo! Und ich bitt schön . . . gelt, ich darf? Weißt du, der Loisli kann's so gut.“

Wieder fuhr ein Windstoß über den Wald her, und wieder blickte das Mädchen in Unruh zum Himmel auf.

„Kind! Ich glaube fast, es wäre klüger, wenn wir heimgingen.“

„Schon heute? Lo?“ Dem Knaben schossen die Thränen in die Augen.

„Ein schweres Wetter wird kommen . . .“

„Aber Lo, es ist doch der ganze Himmel blau!“

„Jetzt, ja! Aber in ein paar Stunden wird's anders aussehen.“

„Ja, Fräuln,“ fiel Loisli höchst undiplomatisch ein, während er an der sonnigen Hüttenwand eine Fliege nach der anderen fing, um Köder für die Angel zu sammeln, „heut wird's grob auf d' Nacht.“

„Hörst du! Und denk nur, wie sich Mama dann wieder sorgen wird.“

„Aber schau, Lo, sie weiß doch, ich bin bei dir. Da bin ich doch gut aufgehoben . . . auf dich kann sie sich doch verlassen. Ich bitte dich, Lo!“

Es wurde ihr schwer, dem Flehen dieser Stimme und dieser nassen Augen zu widerstehen.

„Und schau, ein Gewitter ist doch wirklich nichts Böses . . . das ist halt auch, wie es sein muß! Und denk nur . . . wir haben doch fünf Stunden bis hinaus . . . da könnten wir doch erst recht ins Wetter kommen.“

Sie lächelte. „Du kleiner Schlaufopf du! Na, meinetwegen . . . geh fischen! Ich will an Mama ein paar Zeilen schreiben. Der Sebener Senn trägt heute ab, und dem geb ich sie mit. Dann hat Mama den Brief vor Abend, und wenn es zu gießen anfängt, weiß sie, wir sind unter Dach.“

Ein stürmischer Ruß — und mit lachender Freude tollten die beiden Knaben zum See hinunter.

Lolo setzte sich an den Tisch, aber sie begann den Brief nicht gleich. Die Hände im Schoß und den Kopf an den Baum gelehnt, blickte sie in Gedanken zu den wehenden Zweigen auf. Aber sie schien das Schwanken und Neigen der vom Wind bewegten Äste nicht zu sehen, die tönenden Stimmen der Wipfel nicht zu hören. Dann plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, strich sie mit der Hand über die Stirne und begann mit raschen, kräftigen Zügen zu schreiben.

Sie hatte den Brief noch nicht vollendet, als über die Büsche vom See herauf ein jubelnder Schrei tönte. „Lo! Lo! Wir haben eine riesige Forelle gefangen.“ Und Gustl jauchzte, daß es weit hinaufhallte über die steilen Berge.

Mit zerstreutem Lächeln blickte Lolo auf, und nach einer Weile, als sie den Brief an die Mutter geschlossen hatte, ging sie zum See hinunter.

Gustl kam ihr entgegengesprungen, mit der Forelle in den erhobenen Händen. „Schau nur, Lo! Und drei

andere haben gebissen. Aber die ist schön, gelt? Die ist schön?“

Gar so „riesig“ war die Forelle nun freilich nicht, aber ein Pfund mochte sie immerhin wiegen.

„Ja, die ist schön. Ich nehme sie dann gleich mit hinauf. Die koch ich dir heute zu Mittag.“

„Aber Lo! Ich hab die Forelle doch für dich gefangen.“

Lächelnd sah sie dem Knaben in das vor Eifer und Freude glühende Gesicht. „Ich danke dir. Wie gut du bist! Aber wir teilen, gelt?“ Sie wandte sich an den Hüterbuben. „Loisli! Du wirst heim müssen. Jetzt warst du schon über eine Stunde da, und der Vater wird dich bei der Arbeit brauchen. Aber magst mir noch einen Gefallen erweisen?“

Der Bub legte die Angelrute nieder.

„So trag mir diesen Brief zum Sebener Senn hinter. Er soll ihn mit hinaus nehmen nach Leutasch — für meine Mutter.“

Zwei Stunden später wurde droben im Schatten des Harfenbaumes Tafel gehalten. Nach der blauen Forelle gab's noch einen Pfannkuchen — von welchem Gustl meinte, daß er den Pfauenzungen des Lucullus unbedingt vorzuziehen wäre — und in den Gläsern funkelte „vinum sacrum Sebenianum“, heiliger Sebenwein, wie Gustl das klare Quellwasser getauft hatte. Fast aber wäre die ganze schöne Bescherung dieses Mahls auf der Erde gelegen, denn ein jäher Windstoß blähte das Tischtuch wie ein Segel auf. Das war für den Knaben eine lustige Würze des Schmausens, und lachend trocknete er den vinum sacrum von seiner Lederhose, auf die das umgeschleuderte Glas gefallen war.

Als er der Schwester beim Abdecken des Tisches half, rollte ein dumpfer Hall über die Berge hin.

„War das Donner, Lo?“

„Nein.“

Hoch droben in einem der Felsenkare, in stundenweiter Ferne, war ein Schuß gefallen.

Mit spähenden Augen blickte Lo zu den Bergen auf, deren Konturen in weißlichem Dunst verschwammen, und während zarte Röte ihre Wangen färbte, sprach es wie Sorge aus ihren Zügen. Wenn Jäger dort oben waren, dann durften sie sich eilen mit der Heimkehr!

„Wenn nicht Donner, was war es denn?“

Lo überhörte die Frage des Bruders, und nach einer Weile sagte sie: „Das Wetter kommt! Sieh nur, hinter der Sonnenspitze ziehen schon die ersten Wolken herauf. Eine Stunde, und der ganze Himmel wird grau sein.“

Sie sollte Recht behalten. Wohl schob sich die stahlblaue Wolkenmasse mit ihren zerrissenen Rändern nur langsam über die Berge vor, aber von allen Wänden begann es aufzudampfen, und überall in den Lüften wuchsen die Nebel aus dem Blau heraus und flossen mit dem heranziehenden Gewölk zu einer dichten, grauen Decke zusammen, die alle Höhen verhüllte. Dennoch schien es, als ob die Spannung der Atmosphäre sich friedlich wieder lösen wollte. Windstille trat ein, das Ziehen und Drängen der Wolken wurde ruhiger, und gegen fünf Uhr nachmittags begann ein leichter, gleichmäßiger Regen zu fallen.

Auf der Schwelle der Hütten Thür saßen die Geschwister im Schutze des vorspringenden Daches. Gustl, der jeden Wechsel im Wolkenbilde des Himmels gespannt verfolgte,

plauderte mit erregter Unermüdlichkeit. Doch die Schwester hörte nur halb. In Sorge blickte sie immer wieder zu den umschleierten Bergen auf und über den See hinüber zu den Latschenfeldern, zwischen deren Büschen man die im Nebel verschwindenden Serpentinien eines Steiges kaum noch gewahren konnte. Das beklommene Wesen der Schwester fiel dem Knaben auf, und er fragte: „Lo? Was hast du denn?“

„Ich weiß nicht, aber . . . dieses Wetter heute . . .“

„So sieh nur, Lo! Der Regen läßt ja schon nach! Wirft sehen, wir werden heute noch den schönsten Abend bekommen.“

„Meinst du?“ Ein seltsames Lächeln huschte um ihre Lippen.

Während der Knabe sein Geplauder wieder begann, wurde der Regen immer dünner. Aber es war etwas Schwüles und Unheimliches in dieser trüben Stille der Natur. Das Gewölk hing regungslos in der Luft und färbte sich immer dunkler. Zu einer Stunde, in der es bei klarem Himmel noch heller Tag hätte sein müssen, begann es schon zu dämmern. Und da hörte man fernen Donner. Der Sturm fiel ein und jagte mit brausenden Stößen den Nebel in dichten Schwaden über das See-thal herunter, so daß die kleine Hütte wie von wirbelnden Schleiern umhangen war. Immer näher tönte das Rollen des Donners, Schlag auf Schlag, und bald setzte dieses Grollen und Dröhnen nicht mehr aus; das Echo eines Schlages rollte so lange, bis mit Geschmetter ein neuer Schlag wieder einfiel.

Als der Sturm gekommen, hatte Lo in der Hütte die Lampe entzündet und an den zwei kleinen Fenstern

die Läden geschlossen. Bei Einbruch der Dunkelheit aber öffnete sie plötzlich den Laden des Fensters wieder, das gegen die Berge blickte.

„Wo? Warum thust du das?“

„Damit die Lampe hinausleuchtet.“

„Warum? Meinst du denn, es könnten noch Menschen draußen sein? Jetzt?“

„Ja, ich fürchte . . .“

Schweigend begann sie den Tisch zum Thee zu decken und schürte im Herd ein kleines Feuer an.

Gustl, der unter die Thür getreten war, fuhr plötzlich erschrocken zurück. Der erste Blitz war in das finstere Seethal niedergefahren. Man hatte keinen Strahl gesehen, aber der Nebel, den der Sturm an der Hütte vorüberjagte, war jählings wie in lohendes Feuer verwandelt, und dazu rasselte ein Donnerschlag, als wäre von den Bergen eine Felswand niedergebrochen.

So trat unter die Thür und faßte wortlos die Hand des Bruders.

Wieder flammte ein Blitz, und schwer begann der Regen zu fallen. Mit Geplätscher ging von allen Kanten des Daches die Traufe nieder, und mit dem Strömen und Rauschen des Regens mischte sich das Brausen des wachsenden Sturmes.

Da erwachte auch in dem Knaben eine Sorge. Er hatte an die Mutter gedacht und fragte scheu: „Sag, Wo? Meinst du, daß es draußen bei uns in Leutasch auch so schlimm ist?“

„Nein.“

Der Sturmwind peitschte die Wasserfäden der Traufe bis auf die Schwelle der Hüttenthür.

„Komm, Lo, wir müssen die Thüre schließen . . . dein Kleid wird naß.“

Sie schwieg und blieb auf der Schwelle stehen.

„Aber, Lo, was hast du denn nur? Ach, du . . . wie deine Hand zittert! Lo?“

Ohne zu antworten, drückte sie den Knaben enger an sich. Doch plötzlich fuhr sie lauschend auf, sprang in den Regen hinaus und stammelte: „Ja, ja, sie kommen . . .“

Nun konnte auch Gustl das Mirren eines Bergstockes und eine vom Sturmwind halb verwehte Stimme hören.

Lo hatte einen klingenden Laut in die Nacht hinaus geschrien, und als zwei Stimmen Antwort gaben, rief sie: „Herr Fürst? Sind Sie es?“

„Ja, Fräulein!“ Man hörte ein Lachen, das im Lärm des Regens unterging. „Und Ihre Hütte kommt uns gut in den Weg.“

Lo sprang in den Schutz des Daches zurück, schüttelte die Regentropfen aus dem Haar und lächelte, als wäre alle Unruh und Sorge der letzten Stunden plötzlich von ihr abgefallen.

Man hörte die stolpernden Schritte der beiden Männer, welche den Zaun umgingen, das Klappern ihrer Bergstöcke und die Stimme des Jägers, der seinem Herren voraus war und ihm in der Finsternis den Weg erflärte: „Da bin ich, Duhrlauch, da! Zehn Schritt grad aus auf mich . . . und jetzt wieder links . . . soooo, jetzt haben wir's gleich!“

Gustl erkannte die Stimme. „Lo! Das ist ja der Pepperl! . . . Aber wer ist denn der andere?“

„Fürst Ettingen,“ sagte die Schwester und nahm den Knaben um den Hals.

„Der so lieb und gut von Papa gesprochen hat?“

„Ja!“

„Ach, Gott sei Dank, daß der jetzt unterstehen kann bei uns!“

Ein Blitz durchleuchtete grell den Nebel, als die beiden Männer in den Garten traten. Aber diese Helle blendete nur die Augen, und in der schwarzen Finsternis, die ihr folgte, verfehlte Ettingen den Weg zur Hütte und strauchelte über die Rabatte eines Beetes. Aber da hatte schon eine Hand die seine gefaßt und zog ihn unter das vorspringende Dach.

„Ihre Hand, Fräulein, führt gut und sicher. Ich danke Ihnen. Aber mein Sturz wäre nicht so schlimm geworden . . . ich wäre ja nur in Blumen gefallen.“

„Aber in nasse,“ meinte sie heiter, „und ich glaube, Sie könnten schon zufrieden sein mit dem Wasser, das von Ihnen herunterläuft?“

„Das ist nur der Mantel!“ Ettingen lachte und befühlte unter dem triefenden Loden seine Kleider. „Wirklich, unter dem Mantel bin ich leidlich trocken — aber lange häßt es nicht mehr dauern dürfen, dann wär's durch gegangen.“

„Ja, heut häßt's uns schiech derwischen können,“ sagte Pepperl, während er sich schüttelte, daß die Tropfen wie ein Sprühregen um ihn her flogen. Er war aber auch weit übler weggekommen als sein Herr, denn er trug um die Schulter nur ein dünnes Radmäntelchen, mit dem er viel mehr die Büchse seines Jagdherrn als sich selber vor dem gießenden Regen geschützt hatte. „Teufi, Teufi, Teufi! Das is aber schon 's reine Glück heut . . .“ Ein krachender Donnerschlag erstickte, was Pepperl noch weiter



sagte. Er stellte die Büchse an die Hüttenwand, half seinen Herrn aus dem klatschenden Loden wickeln und hängte die beiden Mäntel an das Epheuspalier, damit von dem Zeug die ärgste Nässe abtropfen konnte.

Ein rauschender Windstoß fegte unter das Dach herein und machte in der Hütte die Lampe flackern.

„Aber so kommen Sie doch, ich bitte,“ mahnte Lo, während sie die Thüre geöffnet hielt. „Im Mantel muß Ihnen warm geworden sein . . . und bei solchem Weg! Kommen Sie! Und nicht wahr, eine Tasse Thee darf ich Ihnen doch anbieten?“

„Ja, Fräulein! Die wird mit Dank in Empfang genommen. Und wenn Sie noch was dazu haben, das nehm ich auch. Ich habe heut eine leise Ahnung von dem, was man einen Wolfshunger nennt.“

Er reichte ihr über die Schwelle die Hand, blickte mit frohen, glänzenden Augen zu ihr auf und trat in die Stube.

Groß war sie freilich nicht, diese Stube im Sebenhäuschen. Aber wie gemütlich! In der einen Ecke stand das mit einer weißen Decke verhangene Bett, in der anderen ein alter Schlafdiwan, der schon zum Nachtlager für den Knaben gerichtet war, darüber ein kleiner Wandschrank und in der dritten Ecke der gemauerte Herd. Außer einer niedrigen Truhe und einem Rahmen für das Geschirr bestand das ganze übrige Mobilien aus zwei Holzstühlen und einem Tisch, der in der Mitte des Stübchens unter der hell brennenden Hängelampe stand und schon zum Thee gedeckt war. Neben dem singenden Theekessel schmückte eine Vorkenvase mit Edelrosen den weißen Tisch. Überall an den hübsch getäfelten Wänden

waren große Waldschwämme und Rindentrichter mit Blumen- und Gräsersträußen angebracht, und die Ecken waren ausgefüllt mit großen Bouquets aus Latschenzweigen, deren kräftiger Harzduft den ganzen Raum erfüllte.

Ettingens Augen blieben an dem Knaben haften, der sich bescheiden und ein wenig verlegen in die Ecke neben dem Herd zurückgezogen hatte.

„Das ist wohl Ihr Brüderchen, Fräulein . . . das Studenterkel, das vorige Woche in Ihrem Haus erwartet wurde?“

„Ja, Herr Fürst.“

„Na, schön guten Abend, kleiner Mann! Und da du der Herr im Hause bist . . . ich danke dir für die gastliche Aufnahme unter deinem Dach.“

Der Knabe wurde noch verlegener; aber das verriet nur die purpurne Röte seiner Wangen, denn strammen Schrittes kam er auf den Fürsten zu, reichte ihm die Hand und machte ein tiefes Kompliment.

„Und wie heißt du denn?“

„Gustl.“

„Augustus? Oh! Das ist ein Name, der verpflichtet. Denn wer Augustus divinus war, das weißt du doch sicher schon?“

„Aber natürlich! Wir sind zwar heuer in der römischen Geschichte erst bis zur Verschwörung des Catilina gekommen. Aber wer die Kaiser waren, das weiß man doch!“

Mit wachsendem Wohlgefallen betrachtete Ettingen den Knaben. „Das ist eine Antwort, aus der ich errate, daß dir das Wissen Freude macht und daß du ein fleißiger Student bist! Hab ich recht?“

„Ja, das darf ich bestätigen,“ jagte Lo, deren Blick mit zärtlichem Stolz auf dem Bruder ruhte. „Er hat ein Zeugnis heimgebracht, das sich sehen lassen darf.“

Die Genugthuung, mit welcher Gußl dieses Lob zu hören schien, vertrug sich nicht mit seiner Gewissenhaftigkeit. Seine Wangen färbten sich noch dunkler, während er sagte: „Aber, Lo . . . die Betragensnote . . . die hätte doch wirklich besser sein können.“

Ettingen lachte. „Warum? Ist die nicht so gut ausgefallen wie die Note für römische Geschichte?“

Gußl schüttelte den Kopf.

„Na, da tröste dich mit mir, kleiner Mann! Gelernt hab ich . . . aber mein Betragen war auch nicht immer das beste. Und junges Blut muß das Recht haben, daß es flinker läuft als Professorenwürde.“ Ettingen zog den Knaben in den helleren Schein der Lampe. „Nein, Fräulein, es ist wirklich überraschend, wie sich in diesem zarten schmalen Gesichtchen schon alle die kräftigen Züge Ihres Vaters erkennen lassen . . . die Form der Stirne, hier diese Linie von der Wange gegen das Kinn, der Schnitt der Augen und der Nase. Nur in der sanften Zeichnung des Mundes . . . da gleicht er Ihnen . . . und schlägt wohl der Mutter nach?“ Er strich mit der Hand über das Haar des Knaben. „Ja, kleiner Mann, du gleichst deinem Vater, und du solltest ihm auch in allem anderen ähnlich werden. Aus dir muß sich im Leben etwas Tüchtiges auswachsen! Denn du trägst einen Namen, dem du Ehre machen muß . . . den Namen deines Vaters!“

Die Augen des Knaben blitzten.

Dann war's eine Weile still in der kleinen Stube. Draußen aber trommelte der Regen wie mit hundert

Jänsten auf das Schindeldach, und unaufhörlich rollte der Donner. Da der Sturm die Traufe gegen das Fenster peitschte, schloß Gustl auf einen Wink der Schwester die Läden. Sie selbst bestellte den Tisch, und mit stiller Freude, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, bereitete sie alles für das bescheidene Mahl, das sie ihrem Gaste bieten konnte.

Ettingen hatte sich in wohliger Behaglichkeit auf einen Holzstuhl niedergelassen und folgte jedem Schritt und jeder Bewegung des Mädchens mit seinen Blicken. Dann plötzlich sagte er: „Wenn Sie wüßten, Fräulein, wie mir zu Mute ist und wie wohl ich mich fühle! Ich erinnere mich seit Jahren keiner Stunde, der ich so dankbar hätte sein können, wie ich es dieser jetzigen bin. Weiß Gott, ich habe den Wunsch, hier immer so zu sitzen und nicht wieder aufzustehen. Und das macht nicht die sichere, trockene Ruhe, die ich nach diesem recht unbehaglichen Marsch in der Finsternis und unter gießendem Regen hier bei Ihnen gefunden habe. Das macht Ihre Nähe . . . das geht von Ihnen aus. Ja, Fräulein, und das hab ich schon damals empfunden, an jenem ersten Morgen . . . da draußen bei Ihren Blumen. Diese zufriedene Lebensfreude, diese ruhige Heiterkeit, die in Ihnen liegt . . . das geht auch auf andere über. Das fühlt man, wie man Licht und Wärme fühlt.“

In Verwirrung suchte Lo nach Worten. Aber da kam Pepperl über die Schwelle gestolpert. „Teufi, Teufi, Teufi,“ lachte er und riegelte hurtig hinter sich die Thüre wieder zu, „da draußten is aber ungut! Jetzt bin ich schon selber froh, daß ich ins Trockene komm. Jetzt hab ich's Büchsl gschwind noch ein bißl sauber gemacht,

so gut wie's gangen is, und hab die Mäntel ausgwunden.“ Er streckte die Arme vom Leib und schaute an sich hinunter. „Oben thut's es noch . . . aber 's Untergstell! Sagen noch einmal, meine Kurzlederne, die schaut gut aus! Aber no,“ fügte er mit resignierter Miene bei, „die is 's Wasser schon gewöhnt.“ Er dachte wohl an die Taufe, die seine „Kurzlederne“ in der Sennhütte empfangen hatte — denn er seufzte. Aber der Anblick seines Herren, der so trocken und behaglich saß, brachte ihn wieder in gute Laune. „Gelten S', Duhrlaucht, heut haben wir's nobel troffen!“ Lachend stellte er sich an den Herd und ließ sich von der Wärme anstrahlen. „Und jetzt kann ich's ehrlich sagen . . . wie wir da droben im Nebel umeinander krabbelt sind, und wie d' Nacht und so ein Wetter eingfallen is . . . gwisß wahr, da hat mir graust! Mein Gnack, das kostet ja net viel! Aber Sie dabei, Duhrlaucht! Mar und Josef!“

„Aber haben Sie denn das Wetter nicht kommen sehen?“ fragte Gustl.

„Ich? No, da wär ich ein sauberer Jager, wenn ich mich net einmal auf'n Wind verstehn möcht! Ja, aber wissen S',“ wandte sich Pepperl an Lo, welche die kochenden Eier überwachte, „gegen Mittag, wie's so wetterig worden is, waren wir droben auf der Schneid, wo's von die Sebenberg nuntergeht ins Prantlfar, und gleich hab ich gsagt: ‚Duhrlaucht, jetzt müssen wir heim!‘ Und durchs Prantlfar wären wir leicht zur Schuðhütten nunterkommen bis auf'n Abend. Aber der Herr Fürst hat positivt übern Sebensee heim wollen . . . no ja, und wie so gahlings der Nebel eingfallen is, da sind wir dagstanden wie der Schuster, wenn er ein Kittel machen soll.“

Ettingen lachte.

„Ja, gelten S', jetzt können S' lachen. Aber da droben hat's schiech ausg'schaut! Ich sag Ihnen, Fräuln, aufg'schnauft hab ich, wie ich das gottsliebe Lichtl von Ihrem Hüttl g'sehen hab!“

„Siehst du, Lo!“ fuhr Gustl in heißer Erregung auf. „Siehst du, es hat geholfen! Ja, denken Sie nur, Pepperl . . . Lo hatte die Läden schon geschlossen und hat sie wieder aufgemacht, damit das Licht hinausleuchtet!“

„Fräulein?“ Ettingen blickte zu dem Mädchen auf, das am Tische den Thee bereitete. „Sie haben vermutet, daß wir kommen würden?“

„Ja. Ich hatte Ihren Schuß gehört.“

„Da müssen wir Ihnen doppelt dankbar sein!“ Er nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. „Wie wohlgeborgen müssen sich die Ihrigen fühlen in Ihrer Liebe, da Ihre Sorge schon so warm für fremde Menschen redet!“

Sie hielt seinen Blick aus und erwiderte lächelnd: „Fremde Menschen? Menschen, die man in Gefahr weiß? Die stehen uns doch immer nah. Und Sie, Herr Fürst? Nach allem, was Sie mir von meinem Vater sagten? Nein! Sie sind kein Fremder für mich und die Meinen. Aber . . .“ aufatmend löste sie ihre Hand aus der seinen und ging zum Herd, „haben Sie Erfolg auf der Jagd gehabt?“

Pepperl kicherte. „So, Duhrlaucht, jetzt können S' Ihnen aber sauber schenieren vor'm Fräuln! Ja, was sagen S', Fräuln . . . auf fufzg Schritt is ihm der Gamsbock dagstanden . . . und nobel hat er ihn g'fehlt! So ein Schütz, wie der Herr Fürst! An was S' da denkt

haben, Duhrlauch, das weiß der heilige Peterl droben . . . und der net gwiß!“

„Ja, Pepperl,“ versicherte Ettingen mit herzlichem Lachen, „an Ihren Gemäbbock hab ich nicht gedacht. Das stimmt!“

Der Thee duftete aus der Kanne, Lo brachte die in eine Serviette gehüllten Eier zum fertig gedeckten Tisch, und das Mahl konnte beginnen. Aber da ergab sich eine Schwierigkeit: vier Tischgäste und nur zwei Sessel! Pepperl zog für sich die Truhe zum Tisch, und auf ihr saß er so tief, daß er gerade noch mit dem Kinn über die Tischplatte reichte. Lolo wollte den Platz auf ihrem Sessel mit dem Bruder teilen, aber Gustl holte sich zwei Holzscheite vom Herd, stellte das eine senkrecht, legte das andere quer darüber, und so hatte er den „schönsten Schaukelstuhl“, mit dem er freilich bei jeder leisen Bewegung umzukippen drohte. Diese glückliche Lösung der Platznot leitete den Schmaus mit Heiterkeit ein, und während draußen der Regen prasselte, der Donner krachte und der Sturmwind rüttelnd um die Holzwände fuhr, wurde im Schutze dieses traulichen Daches mit Lachen geplaudert und gespeißt.



**E**in Glück war es, daß Loisl am Morgen frischen Vorrat an Butter und Ehrwalder Weizenbrot gebracht hatte, sonst würde sich wohl der Speiseschrank des kleinen Seehauses als zu arm erwiesen haben für den gefundenen Appetit der beiden Jäger, die seit dem Frühstück um drei Uhr morgens keinen Bissen mehr gegessen hatten. So aber wurden, wie Ettingen lachend versicherte, „die Wölfe allmählich zahm“; je toller es draußen zuging, desto fröhlicher steigerte sich die Laune am Tisch; der trauliche Reiz dieser Stunde und die wohlige Stimmung dieser sicheren Ruhe inmitten des rumorenden Ungewitters lachte und leuchtete von allen Gesichtern, am hellsten aus den Augen des Fürsten. Aus jedem seiner Blicke sprach das dankbare Wohlgefallen an der stillen aufmerksamen Art, mit welcher Lo ihren Gast bediente und für ihn sorgte. „Wer das immer so haben könnte,“ sagte er, „nicht nur für eine Stunde, für immer: sich in allem Sturm, den das Leben bringt, so sicher und herzensfroh zu fühlen, wie wir da sitzen, während draußen alles drunter und drüber geht!“

„Das können S' ja haben, Duhrlaucht!“ meinte Pepperl lachend, während er sich zum fünftenmal die Tasse füllte. „Bleiben S' da bei uns und verangaschieren



„S' d' Fräuln Petri als Wirtschaftlerin ins Jagdhaus!  
Da kriegen wir's gut!“

Heiter ging Lo auf den Scherz des Jägers ein, aber Gußl schien die Sache ernst zu nehmen und betrachtete mit beklommener Aufmerksamkeit bald die Schwester und bald den Fürsten, der keinen Blick von Lo verwandte und jedes Wort von ihren Lippen wie eine neue Freude zu empfangen schien.

Auch Pepperl war plötzlich nachdenklich geworden. Das „Jagdhaus“ mochte ihn an ein anderes Gebäude erinnert haben, das nicht weit davon lag. Mit seufzendem „Vergeltsgott!“ zog er, als Ettingen die Serviette faltete und Lo den Tisch zu räumen begann, die Truhe an ihre Stelle zurück, setzte sich wieder und lehnte sich mit gekreuzten Armen an die Hüttenwand. Auch Gußl, den das Balancieren und Turnen auf seinem „Schaufelstuhl“ ermüdet hatte, schien das Verlangen nach bequemer Ruhe zu haben; er trug die beiden Scheite zum Herd und schmiegte sich in die Ecke des Divans.

So blieben Ettingen und Lo allein am Tisch, überschimmert vom hellen Lichtkreis der Lampe, während alle Ecken und Wände der Hüttenstube in tiefem Schatten lagen. Und sie allein nur sprachen. Doch das Gespräch, das sie führten — eigentlich war es kein Gespräch. Ettingen fragte und fragte, und Lo gab Antwort mit stillem Lächeln und heißen Wangen, als wär' es für sie eine tiefinnerliche Freude, daß sie ihm so alles sagen durfte, was sie dachte und empfand.

Wie einer, der am Weg eine seltene Blume findet, sie betrachtet mit Lust und Staunen, an ihrer Schönheit sich nicht satt zu schauen vermag und die drängende

Sehnsucht empfindet, das liebliche Wunder dieser Farben ganz zu verstehen, die Quelle dieses köstlichen Duftes auszuspiiren — so fühlte sich Ettingen diesem Mädchen gegenüber. Er fragte und fragte, als sollte für ihn auf dem Grund dieser tiefen und klaren Menschenseele kein Licht und keine Regung verborgen bleiben. Wie mußte er staunen über die seltene Bildung dieses „Dorfkindes“! Ihr Wissen konnte nicht reicher sein, wenn sie die gerühmteste Schule besucht, den Unterricht der besten Lehrer genossen hätte. Und daß sie das alles wußte — als wie selbstverständlich sie das betrachtete! „Kann man denn leben, ohne an Wissen zu erwerben, was für uns erreichbar ist?“ Und wie ruhig und einfach sie das Leben ansah! Wie alle schreienden Fragen der menschlichen Daseinsnot für sie gelöst waren durch ihre wunschlose Zufriedenheit, durch die Herzensgüte, mit der sie alles und alles umschloß, durch ihren Glauben an das Schöne und an die zweckvolle Notwendigkeit alles Bestehenden, auch des Schmerzes. „Leben und leiden, das klingt zusammen und läßt sich nicht trennen . . . und könnten wir uns denn eine Freude denken, wenn wir den Schmerz nicht kennen würden? Wir lieben doch die Sonne nur, weil sie wiederkommt, wenn sie gesunken ist.“

Wohl mußte Ettingen bei seiner größeren Lebenskenntnis den Kopf zu so manchem Gedanken schütteln, den sie aussprach. Aber aus allem, was sie sagte, hauchte ihn eine Wärme an, die sein ganzes Wesen durchdrang.

„Wie Sie von Welt und Menschen denken, mein liebes Fräulein, das alles ist so gut, so schön! Aber die Wirklichkeit des Lebens, die ist rauh und zwecklos häßlich, so grundverschieden von dem abgeklärten Bild, mit

dem Ihre Seele alles wieder spiegelt. Doch ich bin der letzte, der Sie in Ihrem Glauben irre machen könnte! Und wer weiß . . . vielleicht haben Sie dennoch recht . . . und wir Allerweltsklugen, die es besser wissen wollen, sind die Thoren, die alle Weisheit für sich haben, aber auch allen Schaden. Schließlich ist Wahrheit doch wohl etwa? anderes, als Wirklichkeit. Wahrheit, die sich greifen läßt und für alle gilt? Nein! Die giebt's nicht! Wenn Wahrheit nicht in uns ist, dann ist sie nirgends. Nicht die greifbare Form der Dinge macht ihr Bild, sondern der Blick, mit dem wir sie sehen. Die Höhe oder Tiefe, aus der wir sie betrachten. Und wie wir sie sehen, so sind sie für uns, und so sind wir selbst. Das Leben ist gut für Sie, weil Sie es sind. Sie stehen hoch, und Ihr Blick ist hell! Wer so sehen könnte, wie Sie!“

„Liegt das nicht im Willen eines jeden?“

„Meinen Sie?“ Er schwieg und lächelte, als hätte er in Gedanken zu sich gesagt: „Ich will's versuchen!“

Da hörten sie einen tiefen, schweren Atemzug, und alle beide blickten sie auf.

„Ach Gott! Der arme Junge!“

Gustl war eingeschlafen, und in unbequemer Lage hing ihm der Kopf über die Lehne des Divans hinunter.

Während Lo hinüber ging, um den Knaben aufzurichten, riß auch Pepperl die Augen auf, der ebenfalls ein Nickerchen gemacht hatte und nun erwachte, da die Stimmen so plötzlich schwiegen.

Die Ermüdung dieser beiden mahnte Ettingen an die Zeit, an die er seit dem Eintritt in die Hütte noch mit keinem Gedanken gedacht hatte. Er sah nach der Uhr und sprang erschrocken auf. „Ach, du lieber Himmel!“

Zwölf Uhr! . . . Fräulein! Ich habe Sie um die halbe Nacht gebracht! Wie soll ich meine Unbescheidenheit entschuldigen? Ich kann es nur, wenn ich Sie zur Mitschuldigen mache . . . der Gast ist geblieben, weil ihn die Wirtin hielt. Jetzt aber fort! Auf, Pepperl! Wir gehen! Wir müssen gehen!“

Gehorsam erhob sich der Jäger und streckte die Glieder. Aber Lo sagte: „Sie können und dürfen nicht gehen! Das Gewitter scheint ja vorüber zu sein . . . man hört keinen Donner mehr! Aber dieser Regen . . . wie das gießt! Und jetzt, in der Nacht? Dieser Weg! Nein! Sie müssen bleiben! Ich erlaube nicht, daß Sie gehen.“

„Ja, Duhrlauch, 's Fräuln hat recht!“ fiel Pepperl ein und öffnete die Thüre. Ein sausender Luftstrom fuhr in die Hütte herein und peitschte den Regen über die Schwelle. „Da schauen S' naus, wie's thut! Und die Finsternis! Da könnten wir den Hals riskieren! Na na, die Verantwortung übernimmt ich net! Jetzt müssen wir schon bleiben! Und 's Fräuln wird net harb sein drum . . . gelten S', na?“

Lo reichte dem Fürsten die Hand. „Wenn Sie gingen, jetzt, Sie würden mir nur eine Sorge machen. Ich bitte Sie zu bleiben.“

Die Hand des Mädchens festhaltend, ließ sich Ettingen auf den Sessel nieder. „Gut! Ich weiche der Majorität . . . und thu es gerne. Aber Gewissensbisse mach ich mir doch . . . und eine Bedingung stell ich: der arme Junge ist müd, er soll sich ruhig niederlegen und meinethalben keine Umstände machen. Nicht wahr, Gustl, vor mir genierst du dich nicht?“

„Nein!“ sagte der Knabe mit seiner schlaftrunkenen Stimme. Er wartete nur, bis die Schwester ihm zunickte, dann zog er das Pöpplein aus und legte es sorgsam gefaltet über die Diwanlehne. In den Strümpfen und mitsamt dem Lederhöschen schlüpfte er unter die Decke, in deren Schutz er sich vollends entkleidete. „Lo, jetzt lieg ich!“ — Das sollte heißen: Komm und sag mir gute Nacht! Als fünfjähriger Bub hatte er sich angewöhnt, vor dem Einschlafen die Schwester so zu rufen — und daran änderte die Thatsache nichts, daß er im letzten Semester schon angefangen hatte, den Cäsar zu lesen.

Sie ging zu ihm, und als er sie mit beiden Armen um den Hals nahm, küßte sie ihn auf die Wange und sagte ihm leis ins Ohr: „Denk an Papa!“

Während Ettingen schweigend die Geschwister betrachtete, stieg ihm warme Röthe ins Gesicht, und er atmete auf, als wäre ein Wunsch in ihm erwacht, den er fühlte, ohne ihn zu verstehen. Als Lo zum Tisch zurückkehrte und eine grüne Blende um den Lampenschirm hängte, blickte er lächelnd zu ihr auf und sagte: „Wie gut der kleine Mann da drüben jetzt schlafen wird!“

Nun saßen sie wieder am Tisch, und damit der Junge den Schlummer leichter finden möchte, plauderten sie mit gedämpften Stimmen. Das machte sich auch Pepperl zu Nutzen, und es dauerte gar nicht lange, da hatte er schon wieder die Augen geschlossen.

Nur die beiden am Tische dort, die schienen keine Müdigkeit zu fühlen, kein Verlangen nach Schlaf. Und dieses leise Sprechen beim eintönigen Rauschen des Regens gab jedem Wort, das sie sagten, einen heimlichen, tieferen

Sinn und umwebte die Plaudernden mit einer Stimmung, die sie einander näher brachte, ohne daß sie es wußten, und deren traulichen Reiz sie genossen, ohne ihm nachzufragen.

Manchmal, nach einem ernsten Wort, verstummte ihr Geplauder, und dann saßen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, als hätten ihre nachklingenden Gedanken an diesem Worte noch zu raten. Nach solch einer Stille sagte Ettingen einmal ganz unvermittelt: „Denken Sie, Fräulein . . . die ganze Zeit schon, während ich plaudere mit Ihnen, bei jedem Wort, das Sie sprechen, geht mir immer eine seltsame Empfindung nach . . .“

„Welche?“

„Daß wir nicht allein wären . . . hier am Tisch! Daß noch ein dritter bei uns wäre! Ihr Vater!“

Wie es ihre Wangen überglühte, wie es aufleuchtete in ihren Augen, das verriet ihm, mit welcher Sehnsucht sie darauf gewartet hatte, daß er von ihrem Vater sprechen würde.

„Wirklich, Fräulein . . . bei so vielem, was ich von Ihnen hörte, hab ich mir immer denken müssen: Er ist es, der zu mir redet! Und oft überkam mich völlig die Täuschung, als vernähme ich eine ganz andere Stimme, nicht die Ihrige, seine Stimme. Ich stelle mir vor, daß er ein tiefes, klangvolles Organ hatte — eine von jenen Stimmen, nach denen man sich unwillkürlich umsieht, wenn man sie hört?“

„Nein!“ Sie schüttelte den Kopf und lächelte. „Papa hatte eine ganz unauffällige Stimme, nicht stark und beinahe herb, fast immer ein wenig erregt und etwas ungeduldig . . . wie das so ist, wenn die Zunge den

Gedanken nicht nachkommt. Aber wie weich und zärtlich konnte diese Stimme klingen! Wie sie ins Herz ging, so warm . . ." Träumend blickte Lo vor sich hin, als ob sie lauschen möchte. Ein Schatten tiefer Wehmut glitt über ihre Züge. Dann atmete sie auf und sagte leis: „Das kommt nicht wieder! Da hilft kein Erinnern.“

Um die schmerzliche Stimmung zu verscheuchen, die sie befallen hatte, begann er von seinem Besuch in ihrem Haus zu sprechen und schilderte ihr den Eindruck, den er von jedem einzelnen Bild empfangen hatte. Lange hörte sie ihm schweigend zu, keinen Blick von seinen Lippen verwendend. Dann sprach sie manchmal ein paar flüsternde Worte dazwischen, um seine nicht völlig zutreffende Auffassung des einen und anderen Bildes richtig zu stellen, oder um ihm zu sagen, aus welchem zufälligen und scheinbar unbedeutenden Erlebnis gerade dieses oder jenes besonders wirksame Motiv hervorgewachsen wäre. So kam sie allmählich ins Erzählen und schilderte ihm das ganze seltsame Schicksal ihres Vaters, die Anfänge seiner Kunst, das zähe Streben dieses verwaisten Bauernsohnes, welcher Priester hätte werden sollen und aus dem Mummenseminar hinübersprang auf die Akademie — schilderte ihm das stille Glück seiner Liebe, als er in der Erzieherin eines vornehmen Hauses, in dem er Zeichenstunde gab, seine Frau gefunden — seinen häuslichen Sorgenkampf, seine Verzweiflung über das lachende Unverständnis, dem er mit seinem eigenartigen Schaffen und Sinnen begegnete, seine Verbitterung und die Flucht aus der Stadt. Noch ausführlicher erzählte sie, was sie selbst, als heranwachsendes Kind, mit dem Vater erlebt hatte: sein resigniertes

Aufatmen im stillen Dorf und im Verkehr mit der Natur, die schönen Traumwochen am Sebnensee, die Liebe zu den Seinen und die Freude an seinem Haus, den Anfang dieser handwerksmäßigen Schildei, die er im Zorn der Verbitterung begann, um sie mit heiterer Ironie dann weiterzutreiben, fast mit einer Art von Freude an ihr, weil sie anderen Freude machte — die Rückkehr zu neuem, reiferem Schaffen, die Ängstlichkeit, mit der er die neu entstandenen Werke in seinem Haus verschloß, damit sie nur ja keinem „Kunstaugur“ und „Bildungstiger“ vor Augen kämen, sein ganzes Leben bis zu jenem letzten Tag nach dem Wolkenbruch, bis zu seinem lächelnden Sterben und seinem letzten Wort: „Meine Blumen . . .“

Stunde um Stunde verging dabei — und sie merkten nicht, daß über dem kleinen Dach das Rauschen des Regens immer leiser wurde und daß durch die Ritzen der Fensterläden sich schon ein mattes Grau des erwachenden Morgens schlich.

„So starb er.“

Lange saßen sie sich schweigend gegenüber, bis Ettingen die Hand des Mädchens nahm und sagte: „Ich kann es Ihnen nachfühlen . . . wie müssen Sie ihn schwer verloren haben!“

„Ja!“

Sie sagte sonst kein anderes Wort. Doch ihre Augen verschleierten sich feucht. Und erst nach einer Weile konnte sie wieder sprechen:

„Aber das Lächeln, mit dem er starb, der leichte Seufzer, mit dem er die Augen schloß . . . das war mein Trost, und das hat mir hinübergelassen über das Schlimmste, so daß ich die Mutter und den Bruder stützen



konnte in ihrem Schmerz. Und er hat mich ja doch gelehrt, das Leben lieb zu haben, aber auch den Tod nicht zu fürchten, nichts anderes in ihm zu sehen, als einen Wandel der Form und eine schöne Ruhe, in die kein Schrei und Weh des Lebens mehr hineinklingt! Und weil er starb . . . deshalb hat er uns nicht verlassen! Immer seh ich ihn, immer ist er bei mir . . . und wenn schon Sie das empfinden mußten, der Sie ihn gar nicht kannten . . . wie muß ich das fühlen, ich, sein Kind! Als ob er noch lebte, wirklich und wahr, so seh ich ihn vor mir stehen . . . nur so still!“ Ihre Stimme schwankte. „So schweigsam! Und wie ich auch all mein Erinnern sammle . . . seine Stimme hör ich nicht mehr, auch nicht im Traum . . . und wenn ich sie zu hören meine, dann klingt sie anders . . . nicht mehr so, wie sie war. Und das ist eine Sehnsucht, die mich nie verläßt: seine Stimme noch einmal zu hören . . . nur jenes einzige Wort, das er immer zu mir sagte, wenn ich ihm eine Freude machte . . . mit der gleichen Zärtlichkeit, mit dem gleichen Ton: ‚Meine gute, liebe, kleine Lo!‘ Das möcht ich noch einmal hören, nur ein einziges Mal! . . . Aber ich weiß, das kommt nicht wieder!“ Zwei schimmernde Thränen lösten sich schwer von ihren dunklen Wimpern und sickerten langsam über die Wangen nieder.

„Fräulein . . .“

Das war ein Laut, so erregt und ungestüm, wie aus quälendem Schmerz heraus.

Und da erwachte der Jäger. Der erste Blick seiner verschlafenen Augen galt dem Dach, über dem es so stille war. Ein wenig mühsam erhob er sich, denn alle Glieder schienen ihn zu schmerzen — und öffnete die Thür.

Weißer Helle und frische Morgenluft quoll in den Lampenschein der Stube. „Da schauen S' her, Herr Fürst! Tag is worden! Und der schönste Morgen!“ Lachend rieb sich der Jäger die Augen und trat über die Schwelle hinaus.

Die beiden am Tisch erhoben sich.

„Tag? Wirklich, es ist Tag geworden!“ Ettingen faßte die beiden Hände des Mädchens. „Und wenn ich jetzt gehe . . . ich danke Ihnen, Fräulein, für diese Nacht . . . und ich nehme um Ihetwillen einen Wunsch mit fort . . .“

„Einen Wunsch?“

„Daß Sie das noch einmal hören möchten in Ihrem Leben . . . mit der gleichen Zärtlichkeit und mit dem gleichen Ton: Meine gute, liebe kleine Lo!“

Zögernd ließ er ihre Hände, ging zum Diwan hinüber und küßte den schlummernden Knaben auf die Stirn.

Gustl erwachte, richtete sich in den Kissen auf, blinzelte mit den Augen und sagte: „Guten Morgen!“

Das wirkte so drollig, daß sie lachen mußten, alle beide.

Zärtlich klopfte Lo den Knaben auf die Wange.

„Guten Morgen, Bubi! Aber leg dich nur wieder hin und schlaf noch ein Weilchen. Es ist ja noch gar nicht Tag . . . erst vier Uhr früh!“

„So? Aber gelt, wenn die Sonne kommt, dann weckst mich, Lo?“

„Ja, Bubi!“

Gustl gähnte mit singendem Ton und drehte sich auf die Seite. Nach einer Minute schlief er schon wieder.

Lo und Ettingen traten vor die Hütte.

Im weißen Frühlicht lebten schon alle Farben der Landschaft auf, und all diese Farben hatten etwas Neues,

Ungewöhnliches und Kraftvolles. Doch nur in der Ferne erschienen sie klar. Über allen Farben der Nähe lag's wie ein Hauch des Reifes, wie ein grauer Seidenschleier, und unter der Schwere zahlloser Wassertropfen waren alle Kelche der Blumen gebeugt, all ihre Blätter und Zweige zu Boden gedrückt. Doch während Tropfen um Tropfen von ihnen niederrollte, begannen sie schon langsam sich wieder aufzurichten, frischer und schöner, wie von neuem Leben erfüllt. Von den Büschen des Gartensaunes, und reichlicher noch von den schweren Nadelzweigen des Harfenbaumes, ging ein unaufhörliches Geriesel nieder, und das war in der Stille des Morgens wie eine leise, heitere Murmelstimme, in die sich mit tiefem Orgelton das ferne Rauschen der wasserreichen Wildbäche mischte.

Ruhig dampfte der See, doch die Dünste, die von ihm aufstiegen, zerflossen wieder in den Lüften. Vereinzelt Nebelsäulen rauchten über die schwarzgrünen Kämme der Wälder empor und zogen sich langsam an den Gehängen der Berge hin, die bei dieser lauterer Klarheit der Luft wie zum Greifen nah und von doppelter Größe erschienen. An den Wänden, die gegen Westen blickten, waren in nassem Blau alle Formen verwaschen, in hartem Bleigrau aber und scharf gezeichnet starrten alle Felsen, die gegen Osten sahen, von wo die Sonne kommen sollte. Sie kam noch nicht. In kalter Helle leuchtete das dünne Blau des Himmels, und mit erlöschendem Schimmer zitterte ein großer Stern noch zwischen dem letzten grauen Gewölk, welches langsam davonzog über den Grat der südlichen Berge. Aber hoch am Himmel, hoch, eine kleine Herde winziger Lämmer-

wolken, die begann sich schon mit zartem Rot zu überhauchen. Und als sie leuchteten, diese Wölklein, wie in die Lüfte gestreute Rosen, schwamm fern im Osten über einen langen dunklen Bergzug ein Glimmen und Glasten herauf, in dem alle Formen der Zinnen mit doppelter Linie gezeichnet waren: die eine blauschwarz und die andere gleißend wie ein goldener Faden.

Da zog von den Wänden ein frischer Windhauch über das stille Seethal nieder, bewegte sacht alle Zweige an Busch und Bäumen, machte die Tropfen in Menge fallen und strich über alle Blumen und Gräser hin wie mit Flüsterstimme: Sie kommt, sie kommt!

Leise rauschten die Wälder im tieferen Thal — und jählings war es, als hätte strömend der Duft aller Blumen sich gelöst, als stiege, würzig und stark, aus dem Schoß der Erde herauf, was ihre getränkte Scholle nur immer besaß an Wohlgeruch.

In solcher Luft, wie war das ein leichtes und frohes Wandern!

Bald klangen die Schritte der beiden Jäger auf fahlem Gestein wie Hammerschlag, bald wieder erloschen sie, wenn der Weg über feuchten Rasen ging.

Ettingen atmete, tief und tief, als wäre in seiner Brust ein unerfättlicher Durst nach allem Duft und aller Frische dieses Morgens. Und immer wieder blieb er stehen, winkte mit der Hand und grüßte mit dem Hut zurück nach dem kleinen Haus dort oben, auf dessen Schwelle noch immer das Mädchen stand, regungslos, die schlanke Gestalt wie von nebelhaftem Feuerglanz umwoben: vom rötlichen Lampenschein, der aus der Stube quoll.



**A**lle Gipfel der Berge strahlten schon im Widerschein der Sonne, als Ettingen und Pragmaler gegen fünf Uhr morgens die Jagdhütte im Sebenwald erreichten. Hier fanden sie einen aufgeregten Menschen: den Förster. Der war mit Anbruch des Tages gekommen, um die Treibjagd abzusagen, die erst am folgenden Tag gehalten werden sollte, weil — ja, weil nach der Wetternacht der Wind nicht günstig wäre — in Wahrheit aber, weil sie im Jagdhaus in zwei Tagen mit der Einrichtung des Grafenstüberls so weit nicht fertig wurden, daß es tadellos und bereit wäre, die „freudige Überraschung“ aufzunehmen. Als Kluibenschädl in der Schutzhütte die Betten unberührt und den Herd ohne Blut gefunden, war ihm die Sorge mit „gacher Hiß“ vom Herzen in den Kopf geschossen. Schon begann er an die schlimmsten Dinge zu denken und wollte in seiner Angst bereits zur nächsten Almhütte rennen, um mit den Sennleuten die Suche nach seinem Herrn zu beginnen — da kamen die beiden, gesund und mit heiterem Geplauder. Es hätte nicht viel gefehlt, und Kluibenschädl wäre in der ersten, angsterlösten Freude dem Fürsten um den Hals gefallen. Während Pepperl das ganze Abenteuer lustig erzählte, hielt der Förster die Hand seines

Herren fest, und dann sah er ihm lachend ins Gesicht und sagte:

„Sakrawolt! Duhrlaucht! Die heutige Nacht auf'm hülzernen Sessel, die muß Ihnen gut angeschlagen haben! Ausschau thun S' . . . wie's Leben!“

Sie traten in die Hütte, und Pepperl schürte gleich Feuer zum Frühstück an.

„No, Gott sei Lob und Dank, Duhrlaucht, weil S' nun wieder da sind! Und bei der Fräuln Petri . . . das weiß ich schon, da is man nobel aufgehoben . . . da hat Ihnen freilich nix g'schehen können!“

In fröhlicher Laune nahmen die drei das Frühstück ein. Dann machte sich der Förster auf den Heimweg zum Jagdhaus. Als er schon ein paar hundert Schritte davongewandert war, kam ihm Pepperl atemlos nachgerannt, mit irgend einem jagdlichen Zweifel, dessen Lösung so klar auf der Hand lag, daß der Förster seiner Antwort kopfschüttelnd die Worte beifügte: „Na hörst, das hättest doch selber wissen können, da hättest doch net so rennen müssen!“

„Ja ja, is schon wahr . . . und . . . jetzt gehen S' heim . . . gelten S'?“

„Natürlich! Wohin soll ich denn sonst?“

„Ja, freilich! Und . . . wie geht's denn allweil daheim?“

„Wie soll's denn gehn? Gut halt!“

„Und . . . was macht denn . . . sag ich zum Beispiel . . . der Herr Kammerdiener?“

„Der? D' Nasen streckt er in d' Höh und faulenzgen thut er, dertweil die anderen schaffen! Und den halben Tag hocht er bei der Sennerin drunt! Könnst auch was

Gscheiders thun, als dem dalketen Madl den Kopf verdrahn! Aber no, was geht's denn mich an! Bhüt dich Gott, Pepperl!"

Mit großen traurigen Augen starrte Pepperl dem Förster nach, und dabei zog er das blaue Sacktuch aus der Tzoppe und wischte die Lederhose ab, als hätte er das Gefühl, daß er mit Wasser begossen wurde. Freilich, feucht war das Leder noch vom Abend her.

Als er in die Hütte zurückkehrte, fand er den Fürsten auf seinem Lager schon eingeschlummert. Schwer atmend betrachtete der Jäger seinen Herrn. „Ah, der schläft aber gut!“ Er seufzte. „Könnt ich nur auch so schlafen heut!“

Und nicht nur gut schlief Ettingen, auch lange.

Um drei Uhr nachmittags, als Toni Mazegger draußen an der Hütte vorüberging, um den Ehrwalder Jäger für die Treibjagd zu bestellen, waren Thür und Läden des kleinen Balkenhauses noch geschlossen.

Mazegger verhielt den Schritt nicht, er streifte nur im Vorübergehen mit finsterem Blick die Thüre. Und Gile schien er zu haben. Sein Gang war von treibender Hast. In brütender Unruh starrte er vor sich nieder, während er durch den Sebenwald hinaufeilte gegen das Seethal.

Das Umfeld öffnete sich vor ihm, und wieder begann der Wald. Mitten auf einer Lichtung wurde der Pfad gekreuzt vom Sebener Almzaun, der das Jungvieh, das für den ganzen Sommer ins höhere Seethal aufgetrieben war, verhindern sollte, durch den Wald herunterzusteigen und die reichere Weide der vom Milchvieh bezogenen Niederalmen aufzusuchen.

Dieser Zaun war ein mannshoch aufgetürmter Wall von dürren Bäumen, von denen die untersten wohl schon

hundert Jahre oder noch länger lagen. Wo das dürre Zeug vermoderte und während des Winters unter dem Druck des Schnees zusammenbrach, da wurden im Frühjahr neue Reifighaufen und dürre Bäume auf den Wall geworfen, der die ganze Breite des Seethals quer durchzog und zur Linken und Rechten hinaufreichte bis zu den fahlen Wänden.

Bei diesem Umzaun war für drei Uhr morgens das Stelldichein der Treiber und Jäger angesagt, welche das Hochwild des Sebenwaldes hinunterdrücken sollten gegen den bei der Gaisthaler Ache liegenden Fürstenstand.

Wo der Pfad ging, hatte der Wall eine Lücke, die durch ein hohes Stangengatter geschlossen war.

Mazegger öffnete das Thor und schloß es wieder. Immer langsamer wurde sein Gang. Als er neben dem Pfad einen Baumstoc sah, legte er Büchse und Bergstoc nieder, trocknete die Stirn und rastete. Mit zitternden Fingern glättete er den feucht und mürb gewordenen Hemdkragen, band die Krawatte frisch, säuberte mit einem Büschel Moos die Schuhe und wusch sich in einem Regentümpel die Hände. Sein schmuckes und tadellos sauberes Järgergewand mit ängstlichen Augen musternd, nahm er den Marsch wieder auf.

Nur wenige Minuten hatte er durch den Wald noch aufwärts zu steigen, bis er zwischen den schütter stehenden Bäumen den Seespiegel flimmern sah. Bevor er den Waldsaum erreichte, spähte er nach allen Seiten. Am Ufer sah er den Knaben mit der Angelrute stehen — und Gustl schien allein zu sein, denn all seine Achtsamkeit galt nur der Angelspule, die auf dem Wasser schwamm.



Mazegger wich lautlos in den Wald zurück, und auf einem Weg, auf dem ihn der Knabe nicht sehen konnte, stieg er über das Latschenfeld zu dem kleinen Haus hinauf.

Unter dem Harfenbaum, an dem sich in der goldenen Sonnenstille des Nachmittages keine Nadel rührte, saß Lo am Tisch. Sie hatte den Basthut abgelegt, und umzittert von den Sonnenlichtern, welche durch den Schatten des Baumes niederfielen, saß sie über ein Schulheft des Bruders gebeugt, der unter dem Eindruck des vergangenen Abends einen deutschen Aufsatz niedergeschrieben hatte: „Gewitter im Hochgebirg.“ Der mit großen Worten spielende Schwung dieser kindlichen Schilderung wirkte erheiternd auf sie, doch ihr eigenes Erinnern plauderte so viel hinein zwischen diese harmlosen Zeilen, daß ihr die Wangen wie Feuer glühten.

„Schon sinket bei diesem Aufruhr der gesamten Natur die schwarzgeflügelte Nacht auf die Berge herab,“ so hatte Gusstl mit klassischen Reminiscenzen und mit Aufwand aller Stimmungseffekte, die seiner jungen Schilderkunst zu Gebote standen, seine Prosadichtung geschlossen, „es heult der Sturm, alle Schleusen des Himmels sind geöffnet, unaufhörlich kracht der Donner, und flammend zuckt aus den finsternen Wolken der Wetterstrahl. Da, horch, eine Stimme! Sind Menschen in Not? Ja, so ist es! Zwei verirrte Wanderer haben voll Angst um Hilfe geschrien! Ach, diese armen, guten Menschen! Wie wird es ihnen ergehen? Aber schon ist die Hilfe näher, als sie denken. Ein Lichtlein blinket in der Nacht, und mit dankerfülltem Herzen treten die Verirrten, die mit dem Schrecken davongekommen sind, in das gastliche Haus,

welches sie so unerwartet in Sturm und Not gefunden haben. Der Herr des Hauses heißet die Gäste freundlich willkommen, und während auf dem Herde das wärmende Feuer flackert, bereitet die gute, emsige Schwester schon das Mahl. In fröhlicher Eintracht weilen sie bei einander, bis der Morgen nach allem Aufruhr der Natur wieder das herrlichste Wetter bringt. Da scheiden diese Menschen, die einander zum Teil ganz fremd gewesen, als treue Freunde für das ganze Leben. Daraus möge sich jeder die schöne Lehre ziehen, daß man eine Hilfe, wo man kann, auch immer leisten muß. Wer hartherzig ist, schadet sich nur selbst. Denn wie leicht kann es ihm geschehen, daß er selbst in Not kommt, und wie würde es ihm dann ergehen, wenn andere Menschen ebenso hartherzig wären wie er selbst! Und ist es denn nicht die schönste Freude, einem Hilfsbedürftigen beizuspringen? ‚Regia, crede mihi!‘ so sagt schon der lateinische Dichter, ‚res est succurrere lapsis‘ — wahrlich, eine königliche Sache ist es, die Gestürzten wieder aufzurichten!“

Längst hatte Lo schon zu Ende gelesen, und noch immer blickte sie mit träumenden Augen auf die kleinen, mit steifer Sorgfalt gemalten Buchstaben nieder. Da trat Mazegger in den Garten. „Guten Abend, Fräulein . . .“ Die Erregung brach ihm die Stimme. Er stellte Gewehr und Bergstock an die Hüttenwand, nahm den Hut ab und ging langsam auf den Tisch zu. Mit scheuem Blick, zwischen Hoffnung und Zweifel, hingen seine heißen Augen an dem Gesicht des Mädchens.

Betroffen hatte Lo das Heft geschlossen und erhob sich. „Mazegger? . . . . . Was suchen Sie bei mir?“

„Ein gutes Wort und . . . und Hilf!“

Sie sah ihn mit ihren großen Augen verwundert an und schwieg.

Den Hut zwischen den Fäusten zerknüllend, stieß er mühsam jedes Wort hervor: „Sie sind ja die Heilige fürs ganze Dorf und Thal. Jeder, der eine Hilf braucht, kommt zu Ihnen, und da kommt er nie umsonst. Allweil und überall muß ich's hören, daß Ihr Herzengüt wie ein Brünndl wär . . . für jeden armen und durstigen Menschen. Und ich . . . ich bin doch auch ein Mensch, dazu noch einer von den ganz elenden! Was schauen Sie mich so an? Ob Sie's glauben oder nicht . . . meiner Seel, das ist wahr . . . mir ist bei meinem Leben zu Mut wie einem, der sich in einer schleichen Wand verstriegen hat. Jeder Weg hat ein End für ihn, und tief geht's hinunter: da steht er halt und schreit . . . und wenn er gleich weiß, daß keiner kommen und helfen will, er schreit halt und schreit . . . und wenn er schon merkt: jetzt muß ich fallen . . . da hofft er noch allweil und denkt an die gute Hand, die ihm helfen könnt!“

Er hob die Augen zu ihr und sprach nicht weiter.

„Kommen Sie, Mazegger,“ sagte Lo, während tiefer Ernst aus ihren Zügen redete. Sie rückte in die Bank und bot ihm den Platz an ihrer Seite an. „Und sagen Sie, was Sie mir sagen müssen. Hier sind wir allein . . . meine Bruder ist drunten am See, sonst ist niemand in der Nähe, niemand kann uns hören.“

Wie eine Flamme schlug es über das Gesicht des Jägers. Eine Hoffnung war erwacht in ihm, und er stammelte: „Fräulein! . . . Sie sind mir also nicht mehr böse?“

„Böse? Weshalb?“

„. . . Wegen neulich?“

„Nein.“

„Ich hab's auch bereut . . .“ Mazegger hielt ihren Blick nicht aus und senkte die Augen, „denn daß man von Ihnen ein gutes Wörtl nur in der Güt erwartet, das hätt ich wissen müssen, und . . . und wie ein jähzorniger Bub hab ich mich benommen. Verzeihen Sie mir's, Fräulein?“

„Ja, Mazegger!“ sagte sie freundlich, als hätte dieses Wort sie selbst von einem Alp erlöst.

Zögernd schob er den Hut auf den Tisch und setzte sich auf die Ecke der Bank. Die Fäuste ließ er auf den Knien liegen, und während er mit neuem Zweifel in das Gesicht des Mädchens blickte, rührte er stumm die Lippen und suchte nach Worten.

„Sprechen Sie, Mazegger! Sagen Sie mir offen . . . was macht Ihr Leben elend?“

„Daß Sie das verstehen . . . dazu müßt ich Ihnen viel erzählen! . . . Darf ich?“

„Ja!“

Jedes Wort mußte er sich abringen, als er von seiner Heimat sprach, von allem Leid und aller Bitterkeit seiner Jugend. Dann aber, als er sah, mit welcher Teilnahme das Mädchen auf ihn hörte, schien es plötzlich, als wäre eine Fessel in seiner Brust gesprungen, und in heißer Erregung floß ihm die Sprache von den Lippen.

Es war eine trübe Kinderzeit, von welcher Mazegger zu erzählen hatte. Und als er in das Alter kam, in der die Knaben zu denken und schon mit einer Zukunft zu rechnen beginnen, da war vor seinen Füßen die Brücke niedergebroschen, die ihn hätte hinübertragen können zu

einem freundlichen Leben. Erst kam das Unglück mit dem Vater. Und dann verließ ihn auch die Mutter. Carmè Luzzotti hatte sie geheißt — die Tochter eines italienischen Bahnarbeiters in einem Dorfe bei Trient. Als junges Mädchen verlor sie die Eltern und wurde von einer Schwelle zur anderen so herumgestoßen, bis sie ein Winkelchen im Haus des deutschen Lehrers fand. Der erbarmte sich der Verwaisten — weil sie jung und hübsch war. Zuerst diente sie bei ihm als Magd, und dann nahm er sie zur Frau. Aber es war kein Glück in dieser Ehe; diese beiden Menschen waren so verschieden voneinander wie ihre Sprache — und die Sprache, das war es auch, was immer zwischen ihnen lag wie eine Kluft und eine Mauer. Damals begann, wie überall, auch dort unten in dem südtiroler Dorfe der nationale Hader. Von der Straße und aus der Gemeindestube schlich er sich in die Familien ein, auch in das Haus des Lehrers. Auch als Frau eines Deutschen blieb Carmè Mazegger die Italienerin — und da hieß sie bei ihrem Mann die „Fremde“, die „Zigeunerin“ mit ihrem „Wältsch“, das ihr eigener Sohn nicht reden sollte. Der sollte sprechen wie sein Vater, der ihn verzog, ihm alles erlaubte, nur um ihn vom Herzen der Mutter wegzureißen. Dieser Hader und Hader ging immer über den Kopf des Knaben hin und her, und als er in die Jahre kam, um all diese häßlichen Worte zu verstehen, war es ihm selber lieb, daß man ihn fortschickte von daheim, nach Innsbruck auf die Gewerbeschule, mit vierzehn Jahren. In Innsbruck, da gefiel es ihm, da konnte er was sehen vom Leben und lernte Menschen kennen, die es gut haben in der Welt und die etwas sind. Das weckte den Ehrgeiz

in ihm. „Auch aus mir soll etwas werden, etwas Rechtes und Tüchtiges.“ Das war der Gedanke seiner Tage und Nächte.

Aber vor lauter Denken und Wünschen kam er nicht recht zum Lernen. Am liebsten wär er schon mit sechzehn Jahren gewesen, was andere, wenn sie Glück haben, mit dreißig werden. Und dann kam dieses Unglück zu Hause. Die italienische Schule wurde eröffnet und bald darauf die deutsche geschlossen. Das überlebte sein Vater nicht — er ging ins Wasser. Und die Mutter? Die wartete knapp ein halbes Jahr, und dann nahm sie einen anderen, einen, der ihre Sprache redete und mit dem sie sich verstand.

„Mit dem ist sie fortgegangen. Ob sie noch lebt oder ob sie schon gestorben ist . . . das weiß ich nicht! Und mich . . . mich hat eine Schwester meines Vaters ins Haus genommen, deren Mann in Leutasch draußen ein kleines Gütl hat. Die Schul hab ich aufgeben müssen . . . und alles dazu, von dem ich allweil gehofft hab: es muß und muß mir kommen im Leben! . . . Mein Glück!“

Mazegger schwieg und fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn.

„Das Brot der Verwandten essen zu müssen . . . Schlechteres kann über einen nicht kommen in der Welt. Jeden Bissen haben sie mir in den Mund gezählt, und jeden hätt ich mir erst verdienen sollen . . . als billiger Knecht! Da hab ich zuletzt noch froh sein müssen, daß ich den Posten als Jäger gefunden hab. Jetzt hab ich mein Auskommen . . . aber keine Ruh in mir! Allweil muß ich mir denken, wie ich dastehen könnt im Leben und was aus mir hätt werden können, wenn ich eine

andere Kinderzeit gehabt hätt, eine richtige Heimat, einen rechten Vater zu meiner Hilf und eine gute Mutter zu meinem Trost! Aber ich mein' schier, es wär noch allweil nicht zu spät für mich! Ich glaub, ich könnt noch in die Höh kommen im Leben . . . so hoch hinauf, daß eins, das mich lieb hätt, auf mich noch einmal stolz sein könnt. Das hab ich nie so fest geglaubt, wie jetzt . . .“

Seine Augen braunten und seine Stimme wurde heiser.

„Aber ich müßt wen haben, für den ich's thu . . . wen haben, wo ich mir sagen müßt: alles, was du in der Welt verdienen und erreichen kannst, das alles ist noch zu wenig für so viel Lieb und Glück! Das thät mich hezen und treiben, allweil höher hinauf, von einer Staffel zur anderen . . . bis ich droben steh, wo ich sagen könnt: jetzt verdien ich mein Glück und kann's vergelten! . . . Daß ich das fertig brächt . . . ich glaub's von mir! Ich glaub's! . . . Und Sie? . . . Sagen Sie mir: Sie glauben's auch . . . sagen Sie mir das einzig Wörtl . . . und alles bring ich fertig!“

Sie vermochte nicht gleich zu sprechen. Es schien ihr weh zu thun, daß sie ihm als Antwort auf seine Frage ein Ja nicht sagen konnte, nicht sagen durfte. Sie sah in ihm nicht den Menschen mit seinem ziellosen und ungeduldigen Lebenswunsch, mit seiner thörichten Hoffnung auf Gewinn und Besitz, mit dem leeren Wort von der eigenen Kraft, die nur einer Stütze und eines winkenden Lohnes bedarf, um ein Wunder zu vollbringen. Was sie sah in ihm, das war nur sein in die Irre geratenes Leben, nur das Kind, das niemals in der rechten Liebe eines Vaters ruhig geatmet und niemals warm an der Brust einer Mutter sein Haupt geborgen hatte. Und wie

hätte sie, der die Erinnerung an die Kinderzeit und an die Liebe des Vaters ein so schöner, leuchtender Besitz ihres Lebens war, nicht Mitleid fühlen müssen mit solch einem armen, freudlosen Kinderschicksal! Dieses Erbarmen redete aus ihrem Blick und aus dem Klang ihrer Stimme, als sie endlich Worte fand. Doch während sie sprach, zuerst beklommen, dann immer freier und wärmer — während sie Trost für ihn suchte, ihm Mut einredete, ihn mahnte, sein Leben ruhiger zu betrachten, nur das Erreichbare zu wollen und dankbar auch den bescheidenen Gewinn zu genießen, statt sich die Freude an ihm durch den Vergleich mit dem glücklicheren Loß der anderen zu vergällen — während all dieser Worte schien Mazegger nur zu sehen, nicht zu hören. Sein Atem ging schwer, rote Flecke brannten auf seinen Wangen, und seine Augen erweiterten sich mit fieberhaftem Glanz, aus dem der Durst seiner Leidenschaft und zugleich ein Staunen sprach, als hätte er das Mädchen, nach dem seine Sinne zitterten und schrieen, noch nie so schön gesehen wie in dieser Stunde.

Solch einem Blick begegneten ihre Augen — und da erhob sie sich erschrocken, so bleich, als hätte sie einen Schimpf erlitten, gegen den sie wehrlos war — als Weib.

Mit verstörtem Lächeln sah Mazegger zu ihr auf und erhob sich. „Viel haben Sie geredet, Fräulein . . . viel! Schier weiß ich selber nimmer, was es war! Aber ich hab doch genug verstanden.“ Er nickte, und seine Lippen verzerrten sich. „Was einer nicht hat, das kann er nicht geben . . . den guten Glauben nicht . . . und die Lieb noch weniger.“ Mit heiserem Lachen ging er halb um den Tisch herum. „Und wenn das Brünndl Ihrer Güt auch



laufen thät wie ein Wetterbach . . . aber Lieb hergeben, wo man Lieb nicht hat . . .“ Langsam trat er auf sie zu. „Kann man das? . . . Oder kann's so kommen, daß man muß?“

Sie wich nicht zurück vor ihm. Aber als sie seine Augen sah, diesen Blick, der wie mit Fäusten nach ihr griff, da rann es ihr doch mit kalter Angst durch die Glieder, daß sie zitterte. Und in dieser lähmenden Furcht, als wüßte sie keine andere Hilfe mehr, schrie sie den Namen des Bruders. Es war ein ersticker Laut, der kaum hinausklang über den Zaun des Gartens.

Wazegger lachte; ihre Furcht war eine Freude für ihn, die er genoß wie der Dürstende einen Trunk.

„Warum schreien Sie denn auf einmal dem Buben?“

„Weil ich Ihnen nichts mehr zu sagen habe,“ erwiderte sie, als hätte sie mit jenem Laut, den die Furcht ihr ausgepreßt, die verlorene Ruhe wiedergefunden. Sie wollte gehen. „Aber nein . . . ich habe noch eine Bitte an Sie . . . eine letzte. Wollen Sie noch ein paar Minuten bleiben?“ Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie zur Hütte, brachte einen Sessel und ein graues Buch.

Er stand noch immer auf dem gleichen Fleck und sah ihr mit verblüfften Augen zu, wie sie sich auf den Sessel niederließ, das Buch öffnete — ein Skizzenbuch — und den Bleistift nahm.

„Was heißt denn das? Was wollen Sie denn?“

„Ich will Sie zeichnen,“ sagte sie ernst. „Dabei lernt man sehen . . . und das hilft. Ich habe das schon als Kind erfahren.“ Sie legte das Buch auf dem Tisch zurecht und die Brauen furchend blickte sie mit forschenden Augen zu dem Jäger auf.

Er schien nicht zu wissen, wie er das verstehen und was er thun sollte. Ratlos an seinem Barte zausend, ließ er sich auf die Bank nieder — und dann hielt er sich ruhig. Aber seine Augen brannten.

„So, ja, sehen Sie mich nur immer an!“

Das brauchte sie ihm nicht zu sagen, denn er ließ keinen Blick von ihr — aber wenn sie ihn ansah, so lange, so ruhig prüfend, dann ging aus ihren Augen etwas über auf ihn, das ihm das Blut in die Stirne trieb, und daß er aufatmete, wenn sie das Gesicht wieder senkte, um ein paar rasche, kräftige Striche in das Buch zu zeichnen. Ein paarmal zuckte es durch seine Glieder, als wollte er aufspringen — doch er blieb. Und ein andermal bewegte er wieder die Lippen, wie um zu sprechen — doch er schwieg.

Die Sonne war lange schon hinunter gegangen, das ganze Seethal lag bereits von tiefem Abendschatten überwoben, und die Dämmerung begann.

Mit der langen schwanfenden Angelgerte über der Schulter, kam Gußl vom See herauf.

„Hast du was gefangen, Bubi?“

„Nein, Vo, heut bin ich Schneider geworden. Aber weißt du, morgen giebt's wieder das wunderbarste Wetter, denn heut beißen sie schon gar nicht!“ Freundlich nickte Gußl dem Jäger, den er nicht kannte, einen „Guten Abend“ zu, stellte die Gerte an die Hüttenwand, kam zum Tisch und wollte neugierig über die Schulter der Schwester in das Buch blicken.

Aber sie schob ihn fort, als wäre das ein Bild, das er nicht sehen sollte, und sagte: „Geh, Bubi, räum deine Bücher zusammen und trag sie in die Hütte. Wir

bekommen Tau. Dann kannst du auch drin in der Stube gleich die Lampe anzünden und Feuer machen zum Thee.“

Sie sah dem Knaben nach, bis er in der Hütte verschwunden war. Dann verglich sie noch mit einem letzten prüfenden Blick ihre Zeichnung und das Modell, nickte ruhig vor sich hin und erhob sich. „So, ich danke Ihnen!“ Sie löste das Blatt aus dem Buch.

Mazegger stand auf und fragte unsicher: „Darf ich das Bildl sehen?“

„Gewiß!“ Sie legte das Blatt auf den Tisch. „Und ich schenk es Ihnen . . . für den Fall, daß Sie keinen Spiegel haben, welcher richtig zeigt.“

Bögernd, als wäre ihm die Sache nicht ganz geheuer, griff Mazegger nach dem Blatt. Kaum hatte er einen Blick auf das Bild geworfen, da schoß ihm das Blut mit dunkler Röte ins Gesicht, als hätte er einen Schlag empfangen. Und erschrocken stotterte er: „Das bin ich? Und solche Augen hab ich?“

„Ja, Mazegger! Jetzt kenn ich Sie . . . ganz! Und fürchte mich nicht mehr!“ Sie wandte dem Jäger den Rücken und ging zur Hütte.

Er starrte ihr nach, und als sie verschwunden war, sah er mit glasigen Augen auf das zerknüllte Blatt in seiner Faust und schleuderte den Knäuel mit einem Fluch unter die Büsche des Gartenzaunes.

Was da geschehen war, und wie sie nach dieser hilflosen Angst vor ihm diese stolze sichere Ruhe gefunden hatte — das verstand er nicht. Aber er fühlte, daß alles für ihn verloren war — fühlte, daß sie ihn fortschickte wie einen geprügelten Hund.

Verstört, mit dem unsicheren Schritt eines Betrunkenen,

ging er zur Hütte und nahm seine Büchse. Als er den Garten verlassen hatte und über das Latschenfeld hinunterstieg, erkannte er auf der feuchten Erde des Pfades die Trittsuren zweier Männer. Diese plumpe breite Sohle mit dem schweren Eisenbeschläg und dem Nagelkreuz in der Mitte — das war die Fährte Praxmalers! Aber diese andere Spur? Dieser schlanke, schmale Fuß?

„Ah, so?“ Mit galligem Lachen nickte Mazegger vor sich hin, als verstände er nun alles. Und während sein Gesicht sich entfärbte und der Zorn in seinen Augen funkelte, zerstörte er mit einem Fußtritt die Fährte. Dann sah er zur Hütte hinauf und nickte wieder — es war ein Blick, aus dem ein Schwur und eine Drohung sprach.

Hastigen Ganges schritt er über das Latschenfeld hinweg und trat in den Wald. Im dunklen Schatten der Bäume blieb er stehen, nahm die Büchse ab, lehnte sich an einen Stamm und starrte zur Hütte hinauf, um deren Dach sich langsam schon die dünnen Nebel woben, die in der Kühle des Abends aufdampften aus dem See.

Als Mazegger das Mädchen aus der Hütte treten sah, lachte er, hob die Büchse, spannte den Hahn und — legte zielend das Gewehr an die Wange.

Man konnte hören, wie Lo mit dem Bruder plauderte, während sie um die Ecke der Hütte ging und an einem Fenster die Läden schloß.

Zielend und den Finger am Drücker, folgte Mazegger mit dem Lauf der Büchse jedem Schritt des Mädchens, in seiner Eifersucht mit grausamer Freude den Gedanken genießend: Ein leiser Druck nur an dieses Jünglein . . . und auch der andere wird sie nicht haben! Keiner!

Gustl war in der Thür erschienen, hemdärmelig, mit

den Händen in den Taschen des Lederhöschens. „Und wann, Lo . . . wann gehen wir morgen?“

„Um sechs Uhr früh.“

„Ach, Gott!“

„Ja, Bubi, wir müssen bis Mittag zu Hause sein!“

„Freilich, ja, und ich freu mich doch selber heim! Aber weißt du, in der Früh, da beißen sie so gern . . . vielleicht hätt ich noch eine bekommen, recht eine schöne, oder zwei . . . und die hätten wir der Mama bringen können!“

„Gut, ja, dann steh nur um vier Uhr auf. Da hast du zwei Stunden Zeit, bis ich gepackt und die Hütte geräumt habe.“ Lo war zur Thüre zurückgekommen, und den Arm um die Schulter des Bruders legend, wollte sie in die Hütte treten.

In dem bleichen Gesicht des Jägers spannte sich jeder Zug, und die Frage, die in ihm wühlte, redete aus seinem brennenden Blick: „Thu ich es? . . . Nein? . . . Oder ja?“ Fester, als wäre der Entschluß zur That in ihm aufgestiegen, preßte er das Gewehr an die Wange.

Da hörte er hinter sich das Brechen eines dünnen Reises und ein Geräusch wie von einem leichten Schritt. Erschrocken ließ er die Büchse sinken und blickte scheu um sich her. Der Wald war öde — aber da fiel ein Tannenzapfen aus einem Wipfel herunter, und schmalzend, mit weitem Sprung, schwang sich ein Eichhörnchen von dem Baum hinüber zum nächsten.

Einen Fluch murmelnd, hob Mazegger die Büchse wieder.

Aber an der Hütte droben hatte sich schon die Thür

geschlossen, der Garten war leer, und im erwachenden Abendwinde tönten leis die Glocken des Harfenbaumes.

Heiser lachte Mazegger vor sich hin und stand noch eine Weile. Dann warf er die Büchse hinter die Schulter und schritt durch den Wald hinunter.

Es wurde finstere Nacht, bis er zu den ersten Häusern von Ehrwald kam. Lange mußte er am Haus des Jägers an die Thüre trommeln, bis ihm geöffnet wurde.

„Was is denn?“ fragte Weinöfl aus dem schwarzen Hausflur. „Wer is denn da?“

„Ich bin's!“

„Der Toni! Ja was willst denn du?“

„Treibjagd ist morgen. Um drei müssen wir droben sein beim Sebener Almzaun.“

„So? No ja, is recht. Da können wir allweil noch schlafen ein paar Stündln. Aber Bett hab ich keins für dich . . . mußt dich halt aufs Ofenbankl legen . . . wir schlafen eh schon z'viert in zwei Trücherln.“ Er mit dem Buben im einen Bett, die Frau mit dem Mädli im anderen.

Als sie in die finstere, von schwülem Dunst erfüllte Stube traten, fragte das Weib, was es gäbe.

„Nix! Draß dich nur wieder um, Alte! Der Mazegger is da.“

Die Bettstelle krachte.

Weinöfl schob seinen Gast im Dunkel zur Ofenbank und nahm ihm die Büchse ab, um sie an den Rechen zu hängen.

„Na hörst, Toni . . . du hast ja den Hahn gespannt! So was! Du mit deinem Leichtfynn, du richtest heilig noch einmal ein Unglück an!“

Mazegger schwieg.

Drei Stunden vergingen. Der Hausherr schnarchte wie ein Bär, sein Weib sang die Oberstimme dazu, und ein paarmal seufzten die beiden Kinder, wenn sie im Schlaf die harte Bettkante spürten und sich umdrehen.

Als um ein Uhr der Wecker rasselte, hatte Mazegger noch kein Auge geschlossen.

Eine Viertelstunde später traten die beiden Jäger in die Nacht hinaus.

„Gut wird's heut,“ sagte Beinözl, „droben liegt der Seenebel!“

Sie stiegen bergwärts in der Nacht, und Beinözl kürzte den mühsamen und nicht ungefährlichen Weg mit drolligem Geschwätz — er war einer von jenen „Gscheidern“, die den Zwirnsfaden des Lebens lustig um die Finger wickeln, so kurz und dünn er auch geraten ist.

Als sie die Ehrwalder Alm überstiegen hatten und die Höhe des Sebenwaldes erreichten, sahen sie im dünnen Morgennebel den Schein des Feuers, das die beim Almzaun wartenden Treiber auf der Lichtung angezündet hatten, um sich die Langweil zu vertreiben und um „Glut für die Pfeifen“ zu haben.

In dem Augenblick, als die beiden Jäger zum Feuer kamen, gab's einen Schreck. Einer der Treiber hatte an einem brennenden Reis seinen Stummel angepasst, das Flämmchen ausgeblasen und das glühende Holz über die Schulter geworfen. In der Luft flammte das Reis wieder auf und fiel in einen Haufen durren Zeuges. Das brannte wie Zunder, nach allen Seiten lief und züngelte die Flamme und erreichte den Almzaun, aus dem eine knisternde Lohé aufschlug, die den ziehenden Morgennebel

fahl durchleuchtete. Zu Tod erschrocken sprangen die Leute auf und arbeiteten aus Leibeskräften, um das Feuer zu ersticken. Ein Glück war es, daß die unteren Reifschichten des Walles noch feucht waren vom Gewitterregen — sonst hätte wohl keine Arbeit mehr geholfen, auch nicht die flinkste, und der ganze Umzaun wäre in Flammen aufgegangen.

Als das Feuer glücklich erstickt war, halfen sie alle zusammen, um den Zaun wiederherzustellen und das ausgebrannte Loch mit zusammengeslepptem Reifig zu füllen. Aber jetzt war die Arbeit lustiger, und sie schwakten und lachten schon wieder, während sie noch schafften, daß ihnen der Schweiß über die Gesichter rann. Auch Mazegger arbeitete wie die anderen.

Halb im Ernst und halb im Scherz, in jener wohligen Erregung, die jedem schadlos überstandenen Schreck zu folgen pflegt, wurde des langen und breiten erörtert, welche ein „schönes“ Unglück da hätte entstehen können. Denn brennt der Zaun einmal, von einer Felswand über das schmale Thal hinüber bis zur anderen, dann brennt auch der ganze Sebenwald bis über den See hinauf, und alles Jungvieh, das droben im Seethal auf der Weide steht, ist verloren. Wenn auch der Brand nicht höher gehen kann, als bis zu den letzten Latschenfeldern, und wenn auch das Vieh hinaufslüchtet in die Felsenkare — droben erstickt es im Rauch.

„Kreuzsakra!“ meinte Weinößl. „Da möcht ich net droben sein im Seethal! Oder ich möcht ein letzten Suchezer machen und 's Leben so billig verkaufen wie ein alten Strumpf!“

Draußen im Karwendelgebirg, erzählte ein anderer,



wäre ein großer Waldbrand auch durch einen Umzaun entstanden, in den der Blitz geschlagen hätte. Ähnliche Fälle erzählten zwei andere — und moralisierend kam man zu dem Schluß, daß es auch im Gaisthal an der Zeit wäre, diese „Zunderhecken“ durch Legmauern aus Steinen zu ersetzen, wie es längst schon überall geschehen wäre, wo die Leute Verstand und kein Sägmehl im „Hirnkastl“ hätten. „Daß man an die alten Bräuch hängt, das is ja gut und schön, aber ein bißl ein Furtschritt, das is auch net ohne!“

Plötzlich verstummte diese Weisheit — der Förster kam mit den zwei Leutascher Jägern. Wohl begann es schon Tag zu werden, aber der Nebel verschleierte den Aschenhaufen, und so merkte der Förster nicht, was geschehen war. Er ließ die Jäger und Treiber im Halbkreis Aufstellung nehmen: „Also, Leut! Daß wir unserer lieben Duhrlaucht heut ein saubers Jagderl machen! Am Umzaun nauf wird die Treiberketten angstellt. Den Losschuß, den mach ich! Punkt halb sechs! Da is die Duhrlaucht auf'm Stand, und da wird sich auch der Nebel schon verzogen haben. Und wie der Losschuß fällt, fangen wir's Drucken an. Und langsam, Leut, langsam, nur langsam . . . daß die Hirsch net nausfahren zum Loch wie die narrischen Mäus. Und machts mir kein Spektakel, sag ich! Ein bißl Pfeifen, ein bißl Klopfen, ein bißl anrufen, daß d' Vieni schön beinander bleibt . . . sonst nix! Verstanden? Also, in Gottesnamen, packen wir's an!“


Neben dem Umzaun stiegen sie bergan, während das Frühlicht zu wachsen und der Nebel sich schon zu verziehen begann.

Hinter dem halblaut schweigenden Trupp blieb ein einzelner langsamen Schrittes zurück — Mazegger.

Sein Gesicht war übernächtigt, und seine Augen lagen tief, von dunklen Ringen umzogen. Wie befallen von schwerer Müdigkeit, blieb er stehen und legte das Kinn auf den vorgestützten Bergstock. Seine unstill flackernden Augen hingen an dem kalt gewordenen Aschenhaufen dort unten, glitten hinüber zum Umzaun und folgten dem braunen Reifigwall bergauf und wieder bergab, über das ganze schmale Thal, von einer Felswand bis zur anderen.

Dann nickte er vor sich hin, und langsam stieg er hinter den anderen her.



ögernd schwammen die Schleier des Morgennebels durch das Gaisthal hinaus, immer höher stiegen sie und wurden immer dünner, eine Waldzunge nach der anderen gaben sie frei, enthüllten hier eine sonnbeglänzte Bergzinne, dort ein Umfeld in blauem Schatten, und selbst schon angestrahlt und durchwärmt von der steigenden Sonne, verwandelte sich ihr trübes Grau in zarten Schimmerduft, welcher spurlos in den Lüften zerfloß.

Fast war das ganze Thal schon nebelfrei, und mit leuchtender Klarheit spannte sich der schöne Morgenhimmel über Thal und Berge, als Ettingen und Pragmaler gegen sechs Uhr morgens in der Thalsole das breite Riesbett der Ache überschritten, um durch einen steilen Waldstreif emporzusteigen zum Fürstenstand. Der lag am Waldsaum auf einem Latschenrücken und gewährte freien Ausblick über eine von Erlengestrüpp erfüllte Mulde und eine spärlich bewachsene Laminengasse, die sich vom Fuß der steilen Felswand hinunterzog bis ins Thal. Drunten sah man das weiße Riesfeld und eine lange Strecke des Pfades, der zum Sebensee führte. Über dunkle Fichtenhügel konnte man hinausblicken bis zum Sebenwald und zu der vom Seeufer aufsteigenden Sonnenspitze, die ihren goldumstrahlten Felskegel schlank in den blauen Himmel hob.

Den Stand, auf welchem zwischen den Wurzeln einer Fichte ein bequemer Erdsitz ausgeschaufelt war, umzog eine kleine Legmauer als Deckung für die Jäger.

Während Pepperl den Wettermantel über den Sitz breitete und den Feldstecher aus dem Futteral nahm, stand Ettingen an der Mauer und blickte mit Lächeln und Sinnen nur immer dort hinaus, wo jener schlanke sonnige Fels in die Lüfte stieg.

„So, Duhrlauch, jetzt haben S' ein nobels Platz!“

Ettingen ließ sich nieder, und Pepperl, der sich seinem Herrn zu Füßen setzte, zeigte ihm die beiden Wildwechsel, von denen der eine unter der Felswand hinlief, während der andere schräg über die Lawinengasse hinunterging ins Thal und gegen das Kiesbett des Baches.

„Auf dem, mein' ich, auf dem sollt was anlaufen!“

Ettingen nickte, als hätte er nur halb gehört. Und wieder blickte er in jene Ferne hinaus.

Pepperl schwieg. Doch während aus den Augen seines Herrn ein frohes, glückliches Träumen redete, ein freudiges Ausgenießen dieser schönen, schweigsamen Morgenstunde, sprachen unruhvolle Sorge und grämliche Verdrossenheit aus dem Gesicht des Jägers. Für ihn lag der Fürstenstand auf einem recht unbequemen Platz. Denn wenn er mit langgestrecktem Hals sich vorbeugte, konnte er draußen im Gaisthal den Tillfusser Almwald sehen, und zwischen den Wipfeln den Flaggenmast, dessen drei Fahnen sich wie eine Reihe winziger Farbenklee vom Grün des Hintergrundes abhoben.

Immer und immer wieder beugte sich Pepperl vor, von der unbequemen Stellung begann ihn das Genick zu schmerzen, und immer schwerer seufzte er. Mit scheuen

Augen hatte er schon ein paar mal zu seinem Herrn aufgeguckt, als läge ihm was auf der Seele, das nicht herauswollte. Dann plötzlich sagte er, mit einem Ton, als ob es um Wohl und Weh eines Menschen ginge:

„Ja, Duhrlauch, passen S' auf, heut schießen S' ein guten Hirsch!“

Ettingen hörte nicht.

Ein schweigsaues Viertelstündlein verging. Da drückte Pepperl die Hand in den Nacken und stotterte:

„Ja, ja! Heut kommt schon was! . . . Ja, unser Jagdl is gut!“ Er seufzte, als wäre das eine sehr, sehr traurige Sache. „Aber kosten thut's halt auch was! Das is ein sauberer Haufen Geld, der da . . . wie sag ich nur gleich . . . verwaltt werden muß! Verwaltt!“ Das Wort war dreimal unterstrichen — und immer weiter öffneten sich Pepperls Augen, während er mit heißer Spannung zu seinem Herrn hinauflugte. „Und Arbeit macht's . . . Arbeit! So eine Jagd verwalten! Teufi, Teufi, Teufi . . . das macht ghörig Arbeit! Und verstehn muß man's! Das is d' Hauptsach! Aber der Förstner! Gelten S' . . . der versteht's! Der macht alles allein! Der braucht kein andern! Ja, der versteht's halt . . . gelten S'?“

„Ja, das ist ein tüchtiger Jäger,“ sagte Ettingen, als wäre er nur mit halben Gedanken bei dieser wichtigen Angelegenheit, „und ein Mann, auf den man sich verlassen kann . . . in allen Dingen!“

Aus Pepperls Augen bligte die Freude, und in allen Tonarten begann er das Lob des Försters zu singen, um mit der diplomatischen Wendung zu schließen: „Aber no, freilich . . . vom Land einer is er halt doch . . . und da

kennt er sich halt diemal net so aus . . . mit die fürnehmen Sacherln, wissen S' . . . ja, und da hab ich mir schon diemal denkt: es kunnt schon sein, daß der Herr Fürst noch einmal ein anstellt, so ein Herrischen . . . ein Jagdverwalter, oder wie man's heißt . . . so ein . . . wie sag ich denn gleich . . . so ein, wie leicht der Herr Martin einer is?"

„Martin? Und Jagdverwalter?“ Das war eine Vorstellung, die den Fürsten lachen machte. „Nein! Wenn ein Jagdverwalter nötig wäre, wüßt ich mir einen anderen zu finden. Aber der Förster macht ja seine Sache so gut, daß ich mir das besser gar nicht wünschen kann!“

Pepperl grinste im Triumph seiner Schadenfreude wie ein Indianer, der den Skalp des Todfeindes eroberte. „Wart, Frau Verwalterin, heut auf'n Abend kriegst was z' hören!“ dachte er sich und streckte den Hals vor, daß ihm die Schultern fast aus der Foppe sprangen. Dann plötzlich, als hätte sich sein Herr durch höchst unweidmännische Schwachhaftigkeit ausgezeichnet, flüsterte er mahnend: „Aber jetzt, Duhrlauch, jetzt müssen S' Ihnen sein stad halten! Die Zeit wird kritisch . . . allbot kann was daherspringen.“

Lautlos, ohne sich zu rühren, saßen sie eine halbe Stunde.

Da ließ sich aus dem Waldstreif hinter der Lawinengasse das leise Rollen von Steinen hören. Pepperl, der jetzt ganz bei der Sache war, spitzte die Ohren. Im gleichen Augenblick faßte Ettingen mit hastigem Griff den Feldstecher. Doch während der Jäger hinüberspähte zum Wald, hielt Ettingen das Glas nach dem Thal gerichtet.

Dort unten auf dem Pfad war Lolo Petri erschienen, den Basthut mit einem Kranz von Blumen geschmückt. Ihr folgte der Bruder, dessen Hütlein unter Murosen ganz verschwand, und führte an Iosem Zügel den Esel, der mit dem Gepäck und einem riesigen Busch von Rosen und anderen Blumen beladen war.

„Obacht!“ flüsterte Pepperl, welcher drüben aus dem Waldsaum ein Alttier sichernd auf die Lichtung treten sah. Als aber Ettingen das Glas nicht sinken ließ und die Büchse nicht faßte, blickte der Jäger verwundert auf. Da sah er das Gesicht seines Herrn von heißer Röte übergoßen und sah, wie ihm das Glas in den Händen zitterte. „Mar und Josef,“ dachte sich Pepperl, „der kriegt mir 's Hirschfieber!“ Den Atem verhaltend, zischelte er: „Net aufregen, Duhrlauch! Nur net aufregen! Bloß d' Ruh net verlieren bei so was! Heut haben S' Glück, passen S' auf! Lassen S' das Frauenzimmer nur schön vorbei . . .“ er meinte das Alttier, „und Obacht geben, da kommt schon was nach!“

Es wurde lebendig drüben im Wald, und dem Alttier folgte ein Rudel, bei dem ein paar schwache Hirsche waren.

„Es is nix Gscheids dabei! Nur warten!“ flüsterte Pepperl so leis wie ein Hauch.

Doch Ettingen sah und hörte nicht, was um ihn vorging, sondern folgte mit dem Glas jedem Schritt des Mädchens dort unten.

Ruhig und sorglos trat das Rudel auf die Lichtung; nur das Alttier windete vorsichtig nach allen Seiten. Plötzlich wandten alle Tiere die Köpfe gegen den Wald zurück, und flüchtig in der Mulde und zwischen den hohen

Erlenbüschen verschwindend, nahmen sie den Wechsel gegen das Thal.

„Der Hirsch kommt! Der Hirsch! Richten S' Ihnen!“ zischelte Pepperl. „Der Hirsch! Mar und Josef, und was für einer!“

Deutlich konnte Ettingen durch das Glas das Gesicht des Mädchens sehen, ihr Lächeln, die Bewegung ihrer Lippen, wenn sie mit dem Bruder plauderte. Nun hatten die Geschwister den steilen Rain erreicht, über den sie niedersteigen mußten, um das Riesbett zu überschreiten, und mit dem Bergstock zeigte Lo dem Bruder eine Stelle, über die er den Grauen leichter hinunter brächte.

Da plötzlich sah Ettingen im Glas ein flüchtendes Rudel Hochwild auftauchen. Links und rechts von den beiden Geschwistern jagten die Tiere vorüber, erschrocken wollte Lo nach dem Zügel des Esels greifen, aber da scheute der Graue schon und rannte mit hockenden Sprüngen über den Rain in das Riesbett hinunter, den Knaben am Riemen mit sich schleifend.

Erblassend sprang Ettingen auf, und den Feldstecher wegschleudernd, stammelte er: „Ums Himmels willen! Das giebt ein Unglück! Praxmaler! Kommen Sie! Schnell! Ich fürchte . . .“ Er hatte den Bergstock gefaßt, schwang sich über die Mauer — und während er hinuntereilte über den steilen Hang, stand drüben auf der Dichtung ein Hirsch mit herrlichem Geweih, äugte dem springenden Menschen dort unten nach, trollte ein paar Schritte, äugte wieder und verschwand in den Laßchen.

Jetzt ermunterte sich Pepperl aus seiner sprachlosen Verblüffung, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: „Mar und Josef! O du heilige Fas-



nacht! Kennt mir der Fürst davon und fürcht sich vor  
eim Hirschen! Teufi, Teufi, Teufi . . .“

Da klang aus dem Wald herauf die schreiende Stimme  
seines Herrn: „Pragmaler! Kommen Sie! Schnell!“  
Es war in dieser Stimme ein Ton, der den Jäger  
ahnen ließ, daß hier doch wohl etwas anderes geschehen  
wäre als nur ein drolliges Jägerstücklein. In Sorge  
begann er zu rennen und erreichte das Kiesbett in dem  
Augenblick, als Ettingen und Lolo Petri den Knaben  
fanden.

Lo war bleich vor Schreck und Sorge, und nur einen  
schluchzenden Laut, sonst brachte sie kein Wort über die  
Lippen, als sie den Kopf des Knaben aufhob an ihre  
Brust. Aber die Sache schien übler auszusehen, als  
sie war. Gustl zitterte wohl, doch er lächelte, um die  
Schwester zu trösten, und sagte: „Aber schau, Lo, sorg  
dich doch wirklich nicht! Mir ist nichts geschehen! Gewiß  
nicht! Und Schmerzen hab ich gar keine!“ Im Gesicht  
und an den Händen hatte er ein paar leichte Schürf-  
wunden, sonst schien er unverletzt. Doch als sie ihn auf-  
richteten, konnte er nicht stehen und wäre wieder zu Boden  
gesunken, hätte ihn Ettingen nicht in seinen Armen auf-  
gefangen.

„Kind! Kind!“ stammelte Lo, während ihr die Thrä-  
nen aus den Augen brachen.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein,“ sagte Ettingen, ob-  
wohl ihm selbst vor Erregung die Stimme kaum gehorchte,  
„es kann ja doch nicht so schlimm sein! Der Fuß ist  
nicht gebrochen . . . sehen Sie nur . . . und hier eine  
Untersuchung vorzunehmen und den armen Jungen zu  
quälen, das ist ja nutzlos. Kommen Sie . . . wir tragen

ihn bis zum Jagdhaus . . . da kann alles leichter und besser für ihn geschehen! Kommen Sie!“ Bei diesen Worten hatte er Gustl schon auf seine Arme gehoben und eilte mit ihm über das Kiesbett hinüber gegen den Weg.

Pepperl erbot sich, den Knaben zu tragen — denn auch bei raschem Gang war's immerhin eine halbe Stunde bis zum Jagdhaus, und „so ein Bub hat ein Gewicht“ — aber Ettingen schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, ich behalt ihn . . . der Junge trägt sich ja wie eine Feder so leicht!“

Auch Lo mahnte mit scheuer Bitte, daß Ettingen den Dienst des Jägers annehmen und seine Kräfte schonen möchte. Doch er sah ihr in die Augen, schüttelte wieder den Kopf und flüsterte dem Knaben zu: „Leg nur die Arme um meinen Hals, Bubi . . . so . . . nicht wahr, so ist's bequemer?“

„Ja!“

Während sie auf ebenem Pfad durch den Wald hinaus-eilten, klang hinter ihnen auf dem Latschengehäng das Klopfen und halblaute Rufen der anmarschierenden Treiber: „Hup hup hup! Brrrrr! Hup hup!“ Pepperl guckte sich einmal um, und da wollte es ein böser Zufall gerade, daß er zwei gute Hirsche gemütlich über die Lawinengasse spazieren sah. „Teufi, Teufi, Teufi, drei Hirschen hätten wir haben können!“ träumte seine Jägerseele mit Jammer und Kummer.

Ettingen plauderte während des ganzen Weges mit dem Knaben. Gustl hielt sich wie ein kleiner Held, verbiß den Schmerz und schwakte unverdrossen, um der Schwester alle Sorge auszureden. Viel mehr als sein

verletzter Fuß beschäftigte ihn die Frage, was wohl aus „Hansi“, dem Grauen, geworden wäre.

„Der kommt schon wieder!“ tröstete Lo.

„Ja, schon, aber die Forellen, Lo! die Forellen! Wenn er mit dem Netz einen halben Tag in der Sonne herumläuft, dann hab ich sie umsonst für Mama gefangen!“ In Schmerz verzog sich der Mund des Knaben, und das Wasser schoß ihm in die Augen; doch er seufzte nur: „Ach Gott, ach Gott, die schönen Forellen!“

Sie hatten das Jagdhaus fast erreicht, als „Hansi“ nachgetrottet kam, in höchst nervöser Stimmung. An den locker gewordenen Gurten war ihm die Paktasche mit dem Amrosenbusch unter den Bauch gerutscht, und da ihn die Zweige kitzelten, schlug er fortwährend mit den Hinterfüßen aus, schüttelte die Ohren und machte drollige Sprünge.

Als Pepperl den Esel in den Stall führte, rief ihm Ettingen nach: „Tragen Sie das Fischnetz nur gleich in die Küche hinauf. Man soll die Forellen auf Eis legen, damit sie nicht verderben!“ Seine Stimme klang schwer und gepreßt, so daß Lo ihm besorgt in das erhitzte Gesicht blickte. Er hatte doch wohl seiner Kraft zu viel zugemutet. Als er den Knaben über den letzten Hang zum Jagdhaus hinauftrug, ging sein Atem müde, und seine Arme zitterten.

Martin kam aus der Sennhütte gelaufen, mit dunkelrotem Gesicht, als hätt' es dort unten soeben eine Scene gegeben, die nicht ganz nach seinen Wünschen ausgefallen war. Verdüsterten Blickes musterte er seinen Herrn und das schöne Mädchen.

„Schnell, Martin! Hinauf! Und richte das Bett im Grafenzimmer!“

Erschrocken verfärbte sich der Lakai; doch wortlos eilte er ins Haus.

Als Ettingen in den Flur trat, kam Martin seinem Herrn über die halbe Treppe entgegen und stotterte: „Ich bitte um Vergebung, Durchlaucht . . . aber das Zimmer ist abgesperrt, und . . .“ er schluckte, „und im Augenblick weiß ich nicht, wo die Leute den Schlüssel haben.“

„Aber Mensch! So mache doch mein Zimmer auf! Siehst du denn nicht . . .“

Martin rannte, und als sein Herr mit dem Knaben in das sonnige, weiße Zimmer trat, war das Bett schon abgedeckt. Während Lo dem Bruder half, sich zu entkleiden, brachte Ettingen das ganze Haus in Aufruhr — der Lakai, die Köchin und die Küchenmagd, alles mußte laufen und bringen: Wasser, Eis, Verbandzeug, Kognak, den ganzen Inhalt der Hausapotheke.

Als Lo den verletzten Fuß des Knaben untersucht hatte, atmete sie auf. Der Knöchel war hoch geschwollen und glühte — aber die Sache war unbedenklich: eine Bänderzerrung, die, obwohl sie schmerzhaft war, in wenigen Tagen wieder gut sein konnte. Ein paar Stunden Ruhe, meinte Lo, und „Hansi“ könnte den Knaben nach Hause bringen, ohne daß sich das Übel verschlimmern würde.

„Jetzt muß ich dir aber ein wenig weh thun, Vubi . . . doch du wirst sehen, das hilft!“

„Ja, Lo, mach nur, was du meinst!“

Sie begann die Geschwulst zu massieren — und so schmerzhaft das auch war, der Junge überwand es ohne einen Laut und ärgerte sich, weil ihm wider Willen die

Thränen in die Augen kamen. Dann wurde der Knöchel bandagiert, und drüber kam der Eisumschlag. Die Schürfwunden im Gesicht und an den Händen wurden mit Karbollsözung gereinigt und mit Pflästerchen verklebt.

Lächelnd sah Ettingen dem Mädchen zu. „Sie machen ja das alles wie ein gelernter Arzt!“

„Hier in den Bergen, wo man eine Tagreise bis zum Doktor hat, da lernt sich das halb von selbst. Und ich hatte doch auch einen guten Lehrer, der sich auf alle Hilfe verstand.“

„Ihren Vater?“

„Ja!“ Sie küßte den Knaben auf die Stirne. „Brav hast du dich gehalten, Bubi!“ Die seidene Steppdecke glättend, richtete sie sich auf. Tief atmend, als wäre jetzt erst alle Sorge von ihr gewichen, streifte sie mit ihren schlanken schönen Händen die Zaushäärchen von den Schläfen zurück. Sie blickte im Zimmer umher, und eine leise Verwirrung schien sie zu überkommen. In jäher Bewegung streckte sie Ettingen die Hände hin, blickte mit glänzenden Augen zu ihm auf und sagte leis: „Wie gut Sie mit ihm waren! Ich danke Ihnen!“

Er nahm ihre Hände. „Dank? Nein! Der Schuldige bin doch ich . . . mit dieser dummen Jagd. Aber weil nur alles noch so leidlich gut vorüberging! Wirklich, jetzt atme ich auf . . . wie Sie! Und freue mich, daß ich Sie hier habe . . . unter meinem Dach! So hübsch und traulich ist es freilich nicht bei mir, wie ich es bei Ihnen fand . . . da draußen, in der schönen Sturmnacht!“ Noch immer hielt er ihre Hände fest, und lächelnd sahen sie sich in die Augen.

Gustl, der mit der Wange auf den Händen lag, lind

in die Kissen geschmiegt, schaute mit staunendem Blick an den beiden hinauf, und das verpfästerte Gesichtchen des Knaben färbte sich dunkelrot.

Lautlos trat Martin in das Zimmer, um Ordnung zu machen. Er schien keine Augen zu haben, nur Hände, die geräuschlos hantierten. Doch als er mit dem Wasserbecken und mit den Tüchern über dem Arm das Zimmer verlassen hatte, sah er mit dünnem Lächeln die geschlossene Thüre an und wiegte den Kopf. Studierend stieg er über die Treppe hinunter. In der Küche legte die Jungfer Köchin gerade die drei Forellen, welche Pfefferl gebracht hatte, in den Eiskasten, als Martin eintrat. Beim Anblick des Kammerdieners gab es dem Jäger einen „Riß“, halb vor Wut und halb vor Schadenfreude; aber er mußte der Köchin Antwort geben, als sie fragte:

„Ja hat denn unser Durchlaucht das Fräuln schon gekannt?“

„Aber gwiß! Und gut auch noch! Zerst hat er's droben am Sebenssee troffen, neulich is er draußen gewesen bei ihr in der Luitasch, und gestern nacht, wie das Wetter gewesen is, da haben wir unterstehn müssen bei ihr, vom Abend bis auf d' Fruh. Ja, Sie, unser Duhrlaucht und d' Fräuln Petri, die zwei, die verstehn einander! Was die für gstudierte und austipfelte Sachen reden . . . da reißt unseiner die Luser auf, sperrangelweit!“

Martin schien diesem Gespräch keine Achtbarkeit zu schenken. Kaum aber hatte er die Küche verlassen, als er in seine Stube eilte und hinter sich die Thüre verschloß. Nachdem er an den Fenstern die Vorhänge zugezogen hatte, schrieb er eine Depesche in englischer Sprache, nur die Adresse deutsch:

„Baronin Brandtha, Hiezing, Wien. — Soeben flog der edle Falke mit weißer Taube in den Waldhorst. Erkenne Gefahr und warne.“

„The faithful“, unterschrieb er — „der Getreue!“ — und schob die Depesche in die Tasche, um sie bei der Hand zu haben, wenn der Postbote käme. —

Draußen vor dem Fenster ging Pepperl vorüber. Er machte langsame Schritte, und immer wieder schielte er zur Sennhütte hinunter, aus deren Schindeldach in dicken Wolken der Herdrauch quoll. Am liebsten wäre Pepperl in seiner Schadenfreude schnurstracks hinuntergelaufen, um dem „verloffenen Lamp!“ mit allem Hochgenusse menschlicher Bosheit ins Gesicht zu schreien: „Jagdverwalterin? Ja! Ein Schmarren!“ Aber da lagen ihm zwei ver wünschte Worte wie eiserne Riegel im Weg: „Wir zwei sind fertig miteinander!“ und „Mich siehst nimmer!“ Daß er nach solchen Worten noch einmal die Schwelle dort unten überschreiten sollte — das war denn doch eine etwas heikle Sache für einen, der in sich die Überzeugung trägt: „Ein bißl was muß der Mensch schon halten auf das, was er sagt!“ Und was ging ihn denn eigentlich die ganze Geschichte weiter noch an? „Nix! Aber rein gar nix!“ Für ihn hatte die Sache eigentlich nur noch ein theoretisches Interesse, zu dem sich das angenehme prickelnde Bewußtsein gesellte: „Ich hab recht ghabt!“ Jetzt konnte die Sache da unten ausfallen, wie sie wollte — er stand immer groß da!

Mit dem Gefühl der Befriedigung, das den Praxmaler=Pepperl bei diesem Gedanken überkommen hatte, und mit dem heiligen Schwur: „Mich geht's nix an, und ich scher mich da drum kein Teufel nimmer!“ wollte

er schon ins Försterhäuschen treten. Da hörte er über das Almfeld herauf das Klirren eines Bergstockes.

Am Waldsaum drunten erschien ein alter, weißbärtiger Bauer, gebeugt und etwas unsicheren Ganges.

„Jesses! Da kommt er!“ stotterte Pepperl, als er Burgis Vater erkannte, und wie ein Berrückter, mit drei Meter langen Sprüngen, rannte er über das Almfeld hinunter und schrie: „Brentlinger! He! Brentlinger! Da komm her! Da bin ich! Da!“

Der Alte blieb stehen und guckte mit seinen stumpfen, rotgeränderten Augen nach der Stimme aus, die er hörte. Der gebrochene, von einem sechzigjährigen Leben in Armut mürbgeklopfte Körper steckte in einer verwitterten und übel zugerichteten Hülle — es schien, als hätte der „gute alte Brentlinger“ eine der letzten Nächte im Straßengraben zugebracht und die Zeit noch nicht gefunden, die grauen Federn dieses harten Bettes von sich abzustauben.

Im Heuschuppen auf der Alm geboren, hatte er die Karriere seines Lebens als Hüterbub begonnen, war Galtviehsenn geworden, und mit vierzig Jahren, als Milchviehsenn und mit einem Jahreslohn von 137 Gulden 45 Kreuzern, hatte er geheiratet. Das kleine Bürgerl konnte in der Wiege die Hochzeit der Eltern mitfeiern. Fünfzehn Jahrlein später, als Burgi aus der Feiertagschule kam, starb die Brentlingerin an einem Leiden, das kein Doktor kurieren konnte — weil man keinen holte. Und während sich nun das junge Mädcl langsam hineinwuchs in die Almenarbeit, wurden dem Brentlinger von Jahr zu Jahr die Knochen immer müder, so daß man den Alten im Dorfe nur noch zu leichtem Tagwerk brauchen konnte und bald zu gar keiner Arbeit



mehr. Nun hatte er seinen Strohsack im Gemeindehaus liegen, und seinem Leben blühte nur noch jene einzige Blume, die nicht nach Honig, sondern nach Trebern duftet. Am liebsten hätte Burgi den Vater jeden Sommer zu sich in die Sennhütte genommen — aber dagegen wehrten sich die Umbauern, die den unnützen Kostgänger nicht auf ihrer Milchschüssel haben wollten. Also gab sie ihn, für 9 Gulden im Monat, beim Flurjäger in die Kost — denn in die Hand durfte sie dem Alten kein Geld geben, keinen Kreuzer — sonst hätte er nie an seinen Hunger, nur immer an seinen Durst gedacht. Aber die Sommerfrischler und Touristen, das sind mitleidige Seelen — die gingen nicht leicht mit geschlossener Hand vorüber, wenn der arme, durstige Brentlinger seinen Kummerblick zu ihnen aufhob. Freilich, da tröpfelten nur die roten Kreuzer — kein Wunder also, daß der durstige Brentlinger mit einem Suchezer das große Los begrüßte, das er neulich beim Haus des Maler-Emmerle gezogen hatte. Zehn Gulden! Das hatte einen achttägigen Kauf gegeben! Keinen zehntägigen, nein — da hatte sich Peppel gründlich verrechnet. Denn der gute alte Brentlinger liebte nicht nur seinen Namensvetter, den Gebrannten, er liebte als braver Vater auch sein Kind — und bevor er vom Haus des Maler-Emmerle den Weg zum Buschenwirt genommen hatte, war er beim Kramer eingetreten und hatte um zwei Gulden für sein Mädel ein seidenes „Tüchl“ gekauft. Das brachte er nun mit, an seiner Vaterbrust verwahrt und sorgfältig in das „Sonntagsblatt für das katholische Volk“ gewickelt. Aber auch noch etwas anderes brachte er mit auf die Alm: einen halb ausgeschlafenen Katzenjammer, einen „dürmeligen“ Kopf

und einen so unsicheren Schritt, daß man Zweifel hegen konnte, ob sich der „gute alte Vater“ für das Wohl und Weh seines Kindes so energisch auf die Füße stellen würde, wie es der Pragmaler=Pepperl von ihm erwartete.

„Brentlinger! He! Brentlinger! Da komm her! Da bin ich! Da!“

Diese aufgeregte Stimme drang nicht nur in die halbtauben Ohren des Alten, sie drang auch durch die Mauern der Sennhütte. Und mit einem Sprung war Burgi bei der Thür.

„Vater! Jesus Maria! Vater! Ja grüß dich Gott! Ja wo kommst denn du her?“

Da sah sie den Jäger wie einen Narren über das Umfeld herunterspringen — und erschrak. Nicht, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte, nein! Denn wenn ihr der Herr Jagdverwalter in spe beim Herd und am Kammerfenster auch schon ein Duzend Küsse und drüber abgeschwagt und gestohlen hatte — ein Kuß in Ehren, das ist doch keine Sünd, am allerwenigsten ein Kuß von einem, der Jagdverwalter wird und „positivi“ heiraten will. Und wenn auch dem „süßen Schmalger“, so viel hatte sie schon längst gemerkt, nicht über den Schritt zu trauen war — einen, der „solchene Ausichten“ hat, den mußte man doch wohl „ein bisserl warm“ halten. Das riet nicht nur die Klugheit, dazu reizte auch ganz besonders der Gedanke, daß sich ein anderer „grasgrün ärgern“ würde, wenn schließlich aus der „Sach“ doch etwas werden sollte. Ein schlechtes Gewissen also hatte die Burgi nicht! Ganz im Gegenteil! Dennoch erschrak sie, und als sie den Pepperl so rennen sah, hatte sie im Augenblick nur den e i n e n Gedanken: die erste beim Vater

zu sein! Sie machte einen Sprung wie ein Heuschreck, der die Sense blitzen sieht, und rannte, was sie nur konnte. Da machte aber auch Pepperl noch längere Beine — und so liefen die beiden miteinander um die Wette, wie zwei Jagdhunde um einen Hirsch.

Gleichzeitig erreichten sie den Alten, und keuchend packte ihn Burgi am linken, Pepperl am rechten Arm.

„Vater! Zu mir kommst!“

„Na! Zu mir! Denn ich hab ihn bestellt!“

„Zu mir kommst, Vater! Zu mir in d' Hütten!“

„Z'erst kommst zu mir! Ich muß dir was sagen!“

Der Alte wußte nicht, wie ihm geschah, und stotterte immer: „Thuts mich nur net derreißen, Kinder! Net derreißen! Thuts mich nur net derreißen! Ja seids denn narrisch! Alle zwei!“

Mit Zerren und Streiten hatten sie den Alten bis zur Sennhütte gebracht — und Burgi blieb Siegerin. Sie schob den Vater über die Schwelle, schlug die Thüre zu und stieß den hölzernen Riegel vor. Aber für diesen Riegel — für den hatte Pepperl nur einen „Lacher“. Wie da zu helfen war, das wußte er. Erst verschmaufte er ein wenig, dann zog er das Messer aus der Tasche, schob die Klinge in den Thürspalt und begann zu schieben. Aber merkwürdig — der Riegel wollte nicht weichen, wie sonst. Verwundert guckte Pepperl etwas näher zu, und da sah er statt des alten, morschen Holzstückes, das die Thür seit einem halben Jahrhundert gehalten hatte, eine blinkneue Latte durch die Spalte schimmern. Wann war dieser neue Riegel an die Thür gekommen? Und warum? Diese beiden Fragen gaben dem Pragmaler-Pepperl heiß zu denken. — —

Drin in der Stube hatte Burgi den Vater zum Herd geführt — und da sah sie den Zustand seiner Kleider.

„Ja Vater! Um Gotts willen!“ stotterte sie erschrocken. „Ja wie schaust denn aus! O du heilige Mutter!“

„Aussehen? Ich? Warum? Wie schau ich denn aus?“

„Vater!“ Wie ernst das klang! Und tiefe Kummernis sprach aus dem Blick des Mädchens. „Hast mir's im Frühjahr so versprochen, daß dich halten willst! Und heut kommst mir daher, daß ich mich deintwegen schamen muß, wenn dich ein ordentlicher Mensch anschaut!“ Sie fuhr sich mit der Faust über die Augen. „Da mußt wieder ein saubern ghabt haben!“

„Na na na na . . . net wahr is! Na! Ich hab kein ghabt! Na! Gwiß net! Heut net! Na!“ stotterte der Alte, während er an seinem Hut die ausgefranste Krempel untersuchte.

Sie glaubte ihm nicht. „O du lieber Himmel! Wann ich nur schon wieder draußten wär bei dir! Es taugt mir eh schon nimmer da heroben!“ Müden Ganges holte sie die Holzbürste, die zum Scheuern der Milchgeschirre diente. „Geh, laß dich wenigstens ein bißl abpußen!“ Seufzend zog sie den Vater in die Fensterhelle, kniete vor ihm nieder und begann von unten herauf die Arbeit.

Das ließ er sich eine Weile geduldig gefallen, aber als es gar zu lange dauerte, meinte er vorwurfsvoll: „Ein bißl gnau machst es, gnau . . . ein bißl gnau, ja . . . so viel gnau . . .“

„Heut brauch't's es aber auch! Und gelt, Vater! . . .“ mit ihren nassen Augen schaute sie zu ihm auf, „so, wie heut, so kommst mir nimmer?“

„Na na na na . . .“

„Thust mir's versprechen? Auf der Mutter ihr Andenken!“

„Ja, Burgele . . . ja ja ja . . . ja, das thu ich dir, ja! Und und . . . und weil dein Vater so viel gern hast, ja . . .“ er wühlte an der Brust herum und brachte das Päcklein zum Vorschein, „ja, jetzt hab ich dir was mitbracht, schau!“ Langsam löste er mit seinen zitterigen Händen den Papierumschlag und entfaltete das seidene Tüchl.

„Jesses! Vater!“ Das Mädchen wurde rot vor Freude. Aber erschrocken fragte sie gleich: „Um Gotts willen, Vaterl, was hat denn das Tüchl kost?“

„Zwei, ja . . . zwei Gugulden, ja!“

„Zwei Gulden! Vater! Mar und Josef! Wo hast denn so viel Geld herghabt? Du wirfst mir doch um Gottswillen net bettelt haben, oder . . .“

„Na na na na! G'arbeit, weißt . . . ja, g'arbeit, g'arbeit hab ich!“

„G'arbeit? Du? Für wen denn? Und was denn? Vater! Das sagst mir jetzt aber gleich!“

„Beim heim . . . weißt, für den, ja, fürn Müller-toni . . . ja, fürn Toni bin ich auf Seefeld . . . weißt, ein Botengang . . . auf Seefeld ummi!“

„Und da hat dir der Toni zwei Gulden geben?“ forschte sie mißtrauisch. „Zwei Gulden?“

„Ein, ein, der Toni, weißt . . . und und der Posthalter ein . . . den andern, ja, der Posthalter!“

Sie war nur halb beschwichtigt. Aber möglich schien ihr die Sache doch, und sie wollte glauben, um an dem schönen Tüchl ihre Freude haben zu können.

„Geh? Weiß? Is wahr! Und ha hast die zwei sauer verdienten Gulden für mich verspart! Da muß ich dir schon ein schöns Vergeltsgott sagen!“

„Ja ja ja . . . und 's Tüchl, gelt, das gfallt dir?“  
kicherte der Alte, froh, dem Verhör so glücklich entronnen zu sein.

„Ja, du, das is fein nobel!“ Sie prüfte die Seide, hielt das Tuch ans Licht und versuchte, wie es sich falten ließe. „Aber geh, jekt setz dich her, jekt koch ich dir aber gleich was auf! Magst saure Nocken? Thut dich hungern? Gelt?“

„Ja, hungern, ja . . . und saure Nocken, ja, die kunnt ich brauchen . . . und weißt, ein bißl dürsten, ja . . . ein bißl dürsten thut mich.“

„Da hol ich dir gleich eine Schüsserl Milli.“

„Milli?“ der Alte bewegte den Mund, als hätte er eine bittere Zunge. „So so . . . Milli krieg ich . . . Milli?“

Burgi war in die Kammer getreten, doch ehe sie die Schüssel holte, legte sie vor dem Spiegelscherben, der neben dem Fenster an die Wand gepickt war, das seidene Tuch zur Probe um den Hals.

„Milli krieg ich . . . Milli?“ Als hätte dieser Gedanke einen Zusammenhang mit dem Braxmaler-Pepperl, so guckte sich der Alte plötzlich um, wo denn der Jäger geblieben wäre. Und als er sah, daß an der Thüre gedrückt und gewackelt wurde, ging er hin und schob den Riegel zurück. Ehe die Thüre noch richtig offen war, drängte sich Pepperl schon mit beiden Ellbogen herein.

„Du, Jager, du . . . zu dir bin ich kommen, weißt . . . du hast mir was versprechen lassen, ja . . .“

„Was ich dir versprochen hab, das kriegst! Zerst aber muß ich reden mit dir! Da setz dich her an Tisch!“

Als sich die beiden auf die Holzbank niederließen, trat Burgi mit der Milchschüssel in die Stube. Den ersten Schreck über die Stimme, die sich so plötzlich in der Sennhütte hören ließ, schien sie in der Kammer über- taucht zu haben. Wohl brannte ihr das Gesicht wie Feuer, doch mit spöttischer Ruhe sagte sie: „Jesses na! Der Pepperl! Ah, da schau her!“

Sie stellte dem Vater die Schüssel hin und legte den Brotlaib mit Messer und Löffel daneben. Dann stemmte sie die Fäuste in die Hüften und lachte dem Jäger höh- nisch ins Gesicht. „Jetzt weiß ich net, wer mir's gsagt hat . . . aber einer hat mir gsagt: du gingst mir nimmer rein in d' Hütten!“

Pepperl verfärbte sich und schrie: „Zu dir? Bis ich zu dir komm . . . da kannst lang warten! Du! Bild dir nur ja nig ein! Bloß zu deinem Vatern bin ich kommen! Weil ich z'reden hab mit ihm . . . verstehst mich . . . und ein ernsthaft's Wörtl!“

„No also! Zu! So red halt! Und leg dir kein Maulkorb an! Kannst alles sagen! Alles! Ob's wahr is oder verlogen . . . das is mir ein Ding! Net ein- mal auflusen thu ich! Na! Net einmal auflusen!“ Mit spöttischem Lachen ging sie zum Herd und nahm eine Holzschüssel von der Wand, um den Ruckenteig anzurühren.

Die Meugier schien keine von den schlechten Eigen- schaften des Brentlinger zu sein. Denn während die zwei jungen Leute so heiß miteinander „hachelten“, gähnte er ein um das andere Mal und schnitt das Schwarzbrot mit großen Brocken in die Milch. Eben wollte er den

ersten Schub verladen, als ihn Pepperl so energisch am Arm packte, daß der Brocken vom Löffel wieder in die Schüssel fiel.

„Jetzt, Brentlinger, jetzt paß auf! Jetzt muß ich dir was sagen! Dir!“

„Ja ja! Red nur zu!“ Der Alte holte mit dem Löffel aus. „Aber, ja, aber essen mußt mich lassen! Essen, weißt!“

„Meintwegen, iß halt zu! Aber der Appetit, mein' ich, der wird dir schon vergehn! Dir! Wenn d' solchene Sachen hörst! Denn du . . . du bist der Vater! Dich geht's am ärgsten an! Und dir z'lieb hab ich mich drein-gemischt! Bloß dir z'lieb! Daß ich dir ein Kummer ver-spar . . . du guter alter Teufi, du!“

„Ein Teufi, was, ein Teufi bin ich?“ kicherte der Alte und wischte sich die verschüttete Milch von der Soppe. „Ich hab ja doch keine, keine Hörndln!“

„Jetzt lach net, sag ich dir! Denn mir is blutig ernst! Und dir . . . verstehst mich . . . dir geht's an d' Ehr! Ja, du . . . da schau dir's an, dein Töchterl! Die führt sich nobel auf!“

Vom Herd herüber ließ sich ein verbissenes Lachen hören.

„Lachen kann s' auch noch! Lachen! Die! Und der arme Vater, der kann sich d' Augen ausweinen! Drum laß dich verwarnigen, du guter Mann, du braver . . . und red ein Wörtl, solang's noch Zeit is . . . denn daß ich dir's ehrlich sag: in deiner Burgl ihrer Hütte, da geht's ja zu, als ob die Gomorringer ausgruckt wären!“

„Wer is . . .“ der gute, brave Mann schluckte einen Brocken, „wer is ausgruckt?“



„Die Gomorringer! Die von der selbigen Stadt, wo's Pech und Schwefel hat regnen müssen. Und warum? Das weiß man schon!“

Der Kochlöffel in der Hand der Sennerin machte einen verdächtigen Zuck — aber das war nur ein Augenblick — dann tauchte er wieder in den Kockenteig.

Studierend schüttelte der Alte den weißen Kopf. „Na, du . . . das mußt mir, ja, mußt schon besser verexplizieren, ja!“

Pepperl schnaufte in schwüler Hitze. „Teufi, Teufi, hat man mit dir ein Ofrett! Paß auf, sag ich dir!“ Mit beiden Händen fuchtelte er dem Alten vor der Nase herum. „Das weißt ja doch, daß unser Herr Fürst jetzt da is?“

„Ja freilich, ja, der Herr Fürst! So so? Was für, ja, was für ein Fürst is denn der?“

„Der unser Jagd in Pacht hat!“

„Ein Jager? So so? Ein Jagerfürst! Und, ja . . .“ Der Alte legte den Löffel nieder, und seine Augen erweiterten sich. „Du, Pepperl, sag . . . is enker Fürst net mitn, ja, mitn Förstner in der Luitasch gwesen . . . vor ein acht Täg?“

„Freilich is er draußen gwesen! Aber das gehört net daher! Das geht dich nix an!“

„Geht mich, ja, gegeht mich schon wawas an,“ versicherte Brentlinger mit solchem Eifer, daß er zu stottern begann. „Wenn das der Fürst gwesen is . . . zu dem geh ich nauf. Mit dem muß ich was reden . . . dem muß ich, ja, muß ich was verexplizieren . . .“

Pepperl verlor die Geduld. „Kreuz Teufel, jetzt hör einmal auf und luf mir zu! Und laß den Herrn Fürsten

in Ruh! Der geht dich nix an! Wenn d' auffi gehst, wirst auffi gschmissen . . . vom Herrn Kammerdiener . . . verstehst mich!“

„Kammerdiener? So so? Ein Kammerdiener hat er? Geh? Und is der auch so, ja, so nobel, der?“

„Der wird wohl nobel sein!“ Pepperl lachte mit zornrotem Gesicht. „Hat seidene Hösln an! Und Schnallenschuh . . . wie der Mesner bei der Leich.“

„Schnallenschuh? Und seidene Hösln?“ staunte der Alte. „Ah, der muß aber nobel sein!“

„Und gstriegelte Haar hat er! Und deiner Burgl steigt er nach! Verstehst mich! Deiner Burgl steigt er nach!“

Langsam drehte sich Brentlinger auf der Bank herum und fragte mit aufgeregtem Stottern:

„Bu . . . Buburgi? Is das wahr?“

„Ja, das is wahr!“ erklärte Burgi und warf eine Handvoll Salz in den Rockenteig.

„Hörst es? Hörst es jetzt?“ schrie Pepperl wie ein Berrückter. „Wahr is, was ich gsagt hab! Und anschmalgen thut er's! Anschmalgen, daß er's heiraten thät!“

Die Aufregung des Alten wuchs. „Bu . . . Buburgi? Das sag mir, ja, gleich sag mir's . . . is das wahr?“

„Wahr is 's! Ja!“ fuhr die Sennerin mit gereizter Stimme auf. „Den ganzen Tag allweil hockt er da in der Hütten und pumpert die halben Nächt lang am Kammerfenster . . . so verliebt is er! So verliebt! Ja! Wahr is, wahr is, wahr is!“

Über den Tisch hinüber packte Pepperl die Hand des Alten und schüttelte sie. „Hast es ghört jetzt, Brentlinger? Hast es ghört? Jetzt, mein' ich, kennst dich

aus! Jetzt denk, daß du der Vater bist, und daß dich rühren mußt . . . in deiner Verantwortung . . . verstehst mich! So! Und jetzt red du!”

Stolpernd schob sich Brentlinger hinter dem Tisch hervor, und warnend hob er den Finger. „Du . . . Bueburgi! Das muß ich dir sagen, hörst! Da sei fein gscheid! Den laß nur nimmer aus! Da kannst dein Glück machen, ja, dein Glück! Den laß nur nimmer aus! Das is ein Nobliger! Wenn gscheid bist, machst dein Glück!”

In sprachloser Verblüffung starrte Pepperl den Alten an und fuhr sich mit beiden Händen in die Kreuzerschneckerln. Dann sprang er auf und rüttelte den Brentlinger, als müßte er mit Gewalt in ihm das schlummernde Gefühl der väterlichen Verantwortung auferwecken. „Ja Mensch! Was redst denn da! Er lügt ja dein Madl an! Jagdverwalterin thät's werden! Ja! Heut erst hat er mir's gsagt, der Herr Fürst: der Kammerdiener, und Jagdverwalter? Ja! Ein Schmarren mit Latrizensoß! Alles is verlogen! Und das dumme Gansl, das glaubt ihm . . . hörst! Verstehst mich jetzt bald? Und du bist der Vater! Du!” Pepperl rüttelte, daß dem Alten die Zähne klapperten. „Rühr dich, Vater! Rühr dich, sag ich dir!”

„Da rühr ich mich, ja! Wann er mein Madl anlügt, rühr ich mich! Da nimm ich, ja, nimm ich ein Avakatn! Da muß er zahlen, der! Das is ein Nobliger! Der hat Geld! Und wann er net zahlt, so muß der Herr Fürst, ja, der Herr Fürst muß zahlen . . . der hat Geld!”

Pepperl ließ die Arme fallen, und in der Hütte war lautlose Stille, nur das Feuer knisterte. Der Jäger sah

aus, als hätte man ihm Asche ins Gesicht geworfen. Mit zitternden Händen knöpfte er die Toppe zu und sagte: „Mir scheint, jetzt kenn ich mich aus! Jetzt . . . jetzt . . .“ Seine Stimme riß, und das helle Wasser schoß ihm vor Zorn in die Augen. „Es seids mir zwei saubere Leut! Pfui Teufi miteinander!“ Er spuckte aus. „Da wär ich in eine schöne Verwandtschaft einkommen!“ Er wußte wohl nicht, was er redete. Denn der Zusammenhang dieses empörten Wortes mit der selbstlosen „Berantwortigung“, die der Pragmaler-Pepperl auf seine moralischen Schultern genommen hatte, war dunkel und völlig unbegreiflich.

Wütend packte er seinen Hut und verließ die Sennstube.

Mit verdugten Augen sah ihm Brentlinger nach. „Wawas . . . was hat er denn? Sag? Was hat er denn?“

Burgi vermochte nicht gleich zu sprechen. Ihr Gesicht war kreidebleich, als sie auf den Alten zuging und ihn am Arm faßte.

„Vater! . . . Jetzt geh ins Kammerl nein! Und thu dich schlafen legen! Aber gleich! Denn daß d' mir nüchtern solchene Sachen sagen könntst, das trau ich mir doch net z'glauben! Und wann dich ausgschlafen hast . . . nachher reden wir weiter! Vorher kein Wörtl nimmer! Jetzt thu dich schlafen legen!“

„Schlafen? Ja warum denn schlafen? Wawas hast denn? Ich versteh schon, ja, versteh schon gar nix nimmer! Schlafen? Wo ich so viel munter bin, und . . . und thu mich ja so freuen mit, ja, mit dein Glück, ja . . .!“

„Vater! . . . Thu mir den Gfalle, Vater, und leg dich schlafen! Oder ich müßt dir harb sein! Leg dich schlafen, Vater!“

Er blickte zu ihr auf, und als er ihr Gesicht und ihre Augen sah, stotterte er erschrocken und begütigend: „Ja ja ja ja . . . sei nur zfrieden, Burgerl! Muß ich halt schlafen, ja! Ein Stünderl schlafen!“ Seufzend stolperte er über die Kammerchwelle.

Burgi wartete, bis sie hören konnte, wie er ins Heu fiel. Dann ging sie zum Herd, und auf die Steine niedersinkend, brach sie in bitterliches Schluchzen aus. —

Droben, im Försterhäuschen, saß der Pragmaler-Pepperl hinter dem Ofen, bürstete mit den Fäusten die Augen und würgte nach Luft. Die Selbsterkenntnis war erschreckend in ihm aufgegangen.

„So ein Esel, wie ich einer bin! So ein giebt's doch auf der ganzen Welt nimmer! Auf so ein Weibsleut reinfallen! Auf so ein Weibsleut! Mar und Josef! Mar und Josef!“

Lärm, Schritte und Stimmen weckten ihn aus diesem Jammer seiner Liebe — aus einem Raßenjammer, der das Merkwürdige hatte, daß ihm kein Rausch vorangegangen war.

Mit den Jägern und Treibern war der Förster gekommen, aufgeregt, fassungslös über den sonderbaren Ausfall der Jagd, die doch „wie am Schnürl“ gegangen war. Drei Hirsche waren sicher angesprungen, kein Schuß war gefallen, und auf dem Fürstenstand hatte man keinen Jäger gefunden, nur einen Wettermantel, den Feldstecher und die Büchse.

„Ja um Gottes willen, was is denn da passiert?“

Als Pepperl mit zerknirschter Miene berichtete, was sich „da draußen“ ereignet hatte, und daß die Geschwister droben im Jagdhaus beim Herrn Fürsten wären, klang

in die Stille, mit der alle lauschten, ein schallendes Gelächter.

„Toni?“ fuhr der Förster auf. „Na bist denn übergschnappt?“

Mazegger gab keine Antwort — er lüftete nur den Hut. Und während er hinunterschritt zu seiner Hütte, sahen ihm all die anderen verwundert nach.



**W**arm und goldig leuchtete die Mittagssonne in das weiße Zimmer. Mit glühendem Gesichtchen lag der kleine Patient in den Kissen, nachdenklich und verträumt. Soviel auch die beiden anderen plauderten, die an seinem Bette saßen — der Knabe sprach kein Wort, er lauschte nur. Und wenn ihn die Schwester fragte: „Warum bist du so still, Bubi? Hast du Schmerzen?“ . . . dann schüttelte er den Kopf und sah sie mit glänzenden Augen an.

„Nein, Lo! Mir ist so gut . . . ich kann dir gar nicht sagen, wie gut mir ist!“

Nebenan, im Wohnzimmer des Fürsten, deckte Martin den Tisch für das Dejeuner — das hatte Ettingen so angeordnet, damit Lo in der Nähe des Bruders bleiben könnte. Lautlos verrichtete der Lakai seine Arbeit und lauschte dabei mit seinen geübten Fuchsöhren auf jedes Wort, das im anstoßenden Zimmer gesprochen wurde. Doch er hörte nichts, was er sich für seine „getreuen“ Zwecke hätte ad notam nehmen können. Da wurde, bald mit ruhigem Ernst, bald wieder mit heiterem Geplauder, in das sich oft ein helles, klingendes Lachen mischte, von Natur und Kunst gesprochen, von Leben und Menschen, von Dorf und Stadt, vom Sebensee und dem schönen

Leutascher Thal, von einem sonnigen Morgen und einer stürmischen Nacht. Aber so unverfänglich auch für Martins Ohren all diese Gespräche waren — er zog doch immer wieder die Brauen hoch und lächelte so sonderbar, so wissend. Nicht der Text, sondern der Ton machte für ihn die Musik. Denn wovon diese beiden Stimmen auch immer sprechen mochten, immer hatten sie einen so seltsam innerlichen Klang, als läge in jedem gesprochenen Wort noch etwas Unausgesprochenes und heimlich Verborgenes. Und solch eine trauliche Wärme konnte nur in den Stimmen zweier Menschen atmen, von denen der eine die Nähe des anderen wie blühendes Glück empfindet und wie reine Freude genießt. —

Als der Tisch bereit stand, wartete Martin mit der Uhr in der Hand. Punkt ein Uhr trat er mit Würde einen Schritt über die Schwelle des anstoßenden Zimmers.

„Monsieur le prince est servi!“

Ohne das Geplauder zu unterbrechen, erhob sich Ettingen und reichte Lo den Arm. Bei der Thür nickte er dem Knaben lächelnd zu. „Adieu, Bubi, für ein halbes Stündchen! Laß dir die Zeit nicht lang werden . . . ich Sorge schon für dich!“

Als sie ins Wohnzimmer traten, sah Ettingen den Tisch an und fragte erstaunt: „Aber Martin? Da sind ja nur drei Gedecke? Und wo ist der Förster?“

Keine Miene zuckte in dem ernststen Gesicht des Lafaien. „Ich dachte . . . doch wenn Durchlaucht befehlen . . .“

„Natürlich! Lege noch ein Gedeck auf, und dann rufe den Förster!“ Ettingen ging mit Lo zum Tisch. Da sah er auf dem Gesims des Waffenschrankes ein Bild stehen, in olivgrünem, von matten Goldfäden durchzogenen



Rahmen — die mit zarten Farben überhauchte Radierung nach dem Böcklinschen Gemälde.

„Ach, mein Schweigen! Wahrhaftig! Da hab ich es!“ rief er mit erregter Freude. „Martin? Wann ist das Bild gekommen?“

„Gestern, Durchlaucht. Ich hab es ausgepackt . . . aber da ich nicht wußte, welchen Platz Durchlaucht für das Bild befehlen, hab ich es einstweilen hierher gestellt.“

„Gut! Ja! Ich danke dir, Martin!“

Der Lakai verließ das Zimmer.

Ettingen rückte das Bild ein wenig gegen das Fenster, damit es in besserem Lichte stünde. Dabei sah er nicht, daß es über Lolos Züge wie ein Schatten von Wehmut ging, als hätte der Anblick dieses Bildes eine schmerzliche Erinnerung in ihr geweckt.

„Sehen Sie, Fräulein . . . ein Bild, das ich liebe! Das Schweigen im Walde, von Meister Böcklin.“

Lo nickte.

Eine Weile standen sie beide wortlos in die Betrachtung des Bildes versunken. Dann sagte Ettingen:

„Nicht wahr, ein herrliches Bild? Wie das redet in seiner Ruhe, in der Fülle seiner stummen Gedanken!“

„Ja! Das Kunstwerk eines Meisters, der nicht nur zeigen will, der auch viel zu sagen hat!“

„Und wie wenig er braucht, um viel zu sagen! Dieses farge Waldfragment — man sieht nur einige Baumstämme, fast ohne Äste, und dennoch glaubt man den ganzen, tiefen, vielhundertjährigen Wald zu sehen. Und dieser Gegensatz der Beleuchtung: hier im Walde das Dunkel des Abends, fast schon die Nacht, und draußen in der Ferne noch der leuchtende Himmel — und sehen Sie nur,

hier, diese paar kleinen und scheuen Lichter, die von draußen hereinschleichen durch die dichten Zweige . . . sind die nicht wie sehnsüchtige Gedanken? Wie die heißen Wünsche eines Menschen, der das grelle Licht und den wirren, schmerzenden Lärm des Tages satt bekam und nach Frieden verlangt, nach Ruhe, nach stiller Schönheit! Und wie reich der Wald das alles giebt! Ich hab es ja doch erlebt, an mir selbst! Dieses Schweigen im Walde, wenn draußen der schwüle Tag versinkt . . . wie das heilt! Wie das beruhigt! Wie schön das ist! Man hört keinen Laut, man sieht nur . . . und dennoch fühlt man, als hätte dieses Schweigen hundert Stimmen . . . jede redet zu uns und sagt uns ein neues Wort! Wie muß der Künstler allen Zauber der Waldesstille empfunden haben, um ihn so überzeugend zu verkörpern: in der ernstesten Schönheit dieser Waldsee, die auf dem Einhorn reitet . . . gerade auf dem Einhorn! Hat dieses Tier nicht etwas Urweltliches an sich . . . gerade so, wie der Wald, wie alles Werden und Wandern in der Natur? Und sehen Sie nur: wie dieses Horchen auf das Ewige, das aus dem Schweigen des Waldes flüstert, wie dieses träumende Märchenlauschen aus den schönen Augen der Waldfrau redet . . .“

„Das? Eine Waldfrau? Eine Verkörperung aller Schönheit des von Ruhe erfüllten Waldes? Meinen Sie?“ fragte Lo mit beklommener Stimme. „Das kann ich nicht glauben! Nein! Ich habe das Gefühl, daß Sie in dieses Bild etwas hineinlegen, das aus Ihnen kommt . . . und das ist milder und freundlicher als der Gedanke dieser Gestalt. Der ist viel strenger. Ich meine, daß sich der Künstler dachte: das ist die Natur, die Natur

selbst! Jetzt ruht sie und hat die Hände im Schoß . . . und betrachtet, was sie in den hundert Jahren, die bei ihr eine Minute heißen, geschaffen hat. In solcher Ruhe kann ihr Auge so schön blicken, so träumerisch und sinnend. Aber . . .“

„Ein Aber?“ fiel ihr Ettingen mit lächelndem Schreck ins Wort. „Fräulein Lo . . . ich warne Sie! Über diese Augen dürfen Sie mir nichts Böses sagen. Ich habe dieses Bild da immer bewundert . . . aber um dieser Augen willen hab ich es lieb gewonnen. Den Blick solcher Augen . . . den hab ich gesehen, in Wirklichkeit! Den hab ich erlebt! Ich selbst! An diese Augen glaub ich . . . sie sind so schön! . . . Aber nein! Schweigen sollen Sie deshalb nicht! Sprechen Sie, ich bitte . . . was wollten Sie sagen?“

Sie war befangen und vermochte nicht gleich zu sprechen. „Ich meine . . . gewiß, diese Augen sind schön, jetzt in der Ruhe, in dem Wohlgefallen, das die Natur an ihrer eigenen Schöpfung empfinden muß! Aber sehen Sie den Körper dieses Weibes an! Dieses Übermenschliche an ihm! Diese ruhende Kraft! Und dieses Gesicht — es hat fast männliche Züge. Und um diesen herrischen Mund liegt etwas Gewaltthätiges und unerbittlich Grausames . . . es ist nur jetzt in der Ruhe gemildert . . . aber man fühlt es doch! Und das mußte der Künstler so zeigen . . . denn die Natur ist grausam, wenigstens im Sinne von uns Menschen, die wir den Schmerz so schwer ertragen, die wir leiden, wenn wir ein Herz brechen und ein Leben erlöschen sehen. Aber an der Natur ist es eine Eigenschaft wie die Schönheit, wie die Kraft, wie jede andere. Die Natur muß grausam sein,

wenn sie das Verbrauchte beseitigen und das Neue schaffen, wenn sie bestehen und nicht altern will. So schön die Natur auch in der Ruhe sein kann . . . es redet doch immer etwas aus ihrem Gesichte zu uns wie eine unheimliche Drohung! Und so wirkt auch dieses Bild auf mich . . . es erweckt ein Gefühl in mir, wie Angst . . . wie das Bangen vor einer Gefahr, an die ich nicht glauben kann, weil ich so viel Schönheit sehe, und die mir doch schon nah ist!“

Sinnend betrachtete Ettingen das Bild. „Ja, Sie haben recht . . . jetzt, da Sie es gesagt haben, fühl ich es auch . . . Ihre Auffassung ist die richtige! Dieser harte, herb geschlossene Mund . . . wie der redet! Als ob er sagen möchte: sieh her, wie viel Schönheit dich umgiebt, in der Ruhe des Waldes, aber dieses lächelnde Träumen, das wird nicht mehr lange dauern, der Wald hat seinen Zweck erfüllt, er ließ den Samen fallen, aus dem das Neue wächst . . . komme nur morgen wieder, und was du heute noch siehst, das alles wird morgen verschwunden sein, gefallen im Sturm, versunken in Asche! Ja, sehen Sie nur, dieser Baum hier . . . der hat schon eine Wunde wie von einem Steinschlag . . . und wie die blutet! Der Baum muß sterben! Und das Eichhörnchen, das über den Stamm hinaufklettert, wie in Schreck und Angst . . . ich habe nie recht begriffen, was der Künstler mit diesem Tierchen eigentlich wollte . . . aber jetzt versteh ich es! Das kleine Ding empfindet die Gefahr, die aus dem schweigenden Gesichte der Natur zu ihm redet, und weiß in seiner dunklen Angst nicht, wohin es sein winziges Leben flüchten soll! . . . Armes Geschöpf!“ Er schwieg eine Weile, dann sagte er plötz-

lich: „Schade! Da Sie den Gedanken dieses Bildes so tief erfassen . . . wie müßte erst das Original auf Sie wirken, mit der Kraft seiner Farbe . . .“

„Das hab ich gesehen.“

„Fräulein! Wirklich? Wo haben Sie das Bild gesehen? Und wann?“

„Vor vier Jahren, im Sommer, als Papa mich mit nach München nahm, um die Ausstellung im Glaspalast zu sehen. Da war auch dieses Bild dort . . . und noch drei andere Werke Böcklins, das ‚Schloß am Meer‘, die ‚Toteninsel‘, und das ‚Spiel der Wellen‘.“

„Welchen Eindruck müssen diese Bilder auf Sie gemacht haben!“

„Ja! Ich habe jenen Tag noch heute so in Erinnerung, als hätt ich ihn erst gestern erlebt.“ Lo strich mit der Hand über die Augen, und ihre Stimme wurde leiser. „Und . . . ich denke nicht gerne an jenen Tag . . . es knüpft sich an ihn eine Erinnerung, die mir wehthut.“

„Fräulein?“

„Als Papa diese Bilder sah, wurde er so seltsam still . . . und dann nahm er meine Hand, drückte sie, daß es mich schmerzte, und sagte: ‚Sieh her, Lo . . . was ich immer will . . . der da, der kann es! Das ist ein Großer! Das ist Kunst!‘ Dabei hatte er Thränen in den Augen, und sein Gesicht war so vergrämt, so trostlos . . . er hat lang gebraucht, um das zu überwinden.“ Erregt und mit feuchtem Blick sah Lo zu Ettingen auf. „Aber nicht wahr . . . daß er so gering von seiner eigenen Kraft und so groß von dem Können des anderen denken konnte . . . das spricht doch für ihn selbst? Hochmütig ist nur der Stümper, und nur der Unfähige kann Reid

empfinden. Nur wer selbst in sich das rechte, heilige Feuer brennen fühlt . . . nur der kann mit neidloser Bewunderung zu der reicheren Kraft eines Größeren aufblicken!“

Ettingen hörte nur halb, was sie sagte. Er sah nur ihre Augen, und dieser feuchte Blick, dieses Erregte und Beklommene ihres ganzen Wesens, das machte ihn verwirrt und schmerzte ihn, so daß er nach einem Worte suchte, das sie beruhigen könnte: „Ihr Vater hatte unrecht, sich so klein zu fühlen! Und ich bin überzeugt . . . ein Bild wie dieses hier, das hätte auch Ihr Vater schaffen können, der die Natur so sehr verstand . . . gerade Ihr Vater . . . wenn auch in anderer Form, aber doch mit dem gleichen, künstlerischen Wert, mit der gleichen Fülle der Gedanken!“

„Mit dem gleichen Gedanken?“ Sie schüttelte den Kopf und sagte nachdenklich: „Mein Vater? Nein! Er war doch in all seinem Wesen ein so ganz anderer! In allen Bildern Böcklins liegt etwas Herbes und Unerbittliches — bei aller Schönheit, die er schuf. In ihm ist ein Stück Natur, die das Schöne nur erschafft mit dem Gedanken an die Zerstörung, der es verfallen muß. Sie kennen doch gewiß das Selbstporträt Böcklins . . .“

„Auf dem er sich malte, wie ihm der Tod sein Geheimnis ins Ohr flüstert?“

„Ja! Dieser Todesgedanke redet aus all seinen Bildern . . . der verläßt ihn nie und macht, daß er gering vom Wert des Lebens und aller menschlichen Schwäche denkt. Ich glaube, deshalb wählt er auch mit Vorliebe seine Stoffe aus einer Zeit, in der die Kraft noch alles war, in der alles Leben sich noch abspielte wie ein wilder

leidenschaftlicher Kampf. Sehen Sie nur dieses Bild an . . . kommt es Ihnen nicht vor, als ob dieses Weib uns sagen möchte: ‚Sieh her, kleiner Mensch, wie groß und stark ich bin! Ich zwinge das wilde Tier, das mich tragen soll, wohin es mir beliebt. Willst du herrschen und ein König deines Lebens werden, dann mußt du sein wie die Natur ist, stark und rücksichtslos!‘ . . . Nein! Das ist ein Gedanke, den mein Vater als Künstler nicht aussprechen konnte.“

„Auch nicht als Mensch!“ fiel Ettingen ein, mit einer Wärme, die nicht nur aus seiner Stimme, auch aus seinen Augen redete. „Sie haben recht! Was ich vorhin sagte, das war ein thörichtes Wort . . . und vielleicht auch ein wenig unehrlich! Ich wollte Ihnen über eine schmerzliche Stimmung hinweghelfen und sehe nun ein, daß Sie so überflüssiger Hilfe nicht bedürfen. Ihr Vater, ja . . . der war ein so ganz anderer als der Große, der dieses Bild da schuf. Aber deshalb ist er nicht der Kleinere und Schwächere gewesen. Und dieses Wort, liebes Fräulein, das ist ehrlich! Das ist mein Glaube, den ich von Ihrem Vater habe. Ich unterschätze den Wert der Kraft nicht, weder im Leben noch in der Kunst . . . es ist etwas Schönes um die Kraft, die sich den Sieg erzwingt, und die Herrschaft über die kleinen Geister! Aber Sieg, das ist auch Glück . . . und Glück hat nicht jeder, der es verdient. Und solche Mißgunst der launischen Göttin mit einem stolzen Lächeln zu verwinden, wie das Ihr Vater konnte . . . alle Enttäuschung des Lebens zu erfahren und doch dem Leben so gut zu sein, für allen Schmerz die Versöhnung zu finden . . . als Künstler die Anerkennung der Welt entbehren zu müssen und doch sich selbst getreu

zu bleiben . . . wer das vermochte, in dem war Kraft, die noch höher wiegt als aller Erfolg einer starken, rücksichtslosen Faust, aller Ruhm eines Sieges!“

Wie freudig und dankbar sie zu ihm aufblickte! „Ja! Getreu! Sich und denen, die er liebte . . . das ist er geblieben! Immer! Aber es ist doch wahr. Der Eindruck, den Böcklin auf ihn übte, hat ihn für lange Zeit aus seiner Ruhe heraus gerissen und etwas in ihn hineingedrückt, das er mit Gewalt wieder von sich abstoßen mußte: die Versuchung, all diesen schönen glücklichen Lebensfrieden, den er gefunden hatte, zu opfern, um den Kampf wieder aufzunehmen und auch zu siegen . . . wie der da gesiegt hat! Mama und ich, wir wollten ihn bestärken und haben ihm zugeredet: ja, ja, versuch es noch einmal! Aber da nahm er uns um den Hals und sagte: ‚Nein!‘ Und alles, was in ihm wühlte, hat er sich mit einem Bild von der Seele gemalt. Das haben Sie nicht gesehen, als Sie bei uns waren . . . es ist das Beste, was er geschaffen hat . . . und er hatte doch nur Kummer davon, sogar hier im Dorf. Wenn Sie wieder nach Leutasch kommen . . . darf ich es Ihnen zeigen?“

„Ja, Fräulein, ja! Ich bitte!“ Er nahm ihre beiden Hände. „Aber das ‚Schweigen‘ dort . . . das wollen wir gegen die Wand drehen . . .“

„Weshalb?“

„Es hat in Ihnen die Erinnerung an einen Kummer Ihres Vaters geweckt . . . und ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, wenn Sie das Bild nicht bei mir gesehen hätten! Aber . . . wissen Sie, weshalb ich es kommen ließ?“

„Weil es schön ist! Weil Sie es lieben!“

„Falsch geraten! Nein! Weil meine erste Begegnung



mit Ihnen mich an dieses Bild erinnerte! Da draußen, im Tüllfußer Forst! Wissen Sie noch? Jener stille, wundervolle Abend im Schweigen des Waldes . . . wie Sie damals so geritten kamen . . . und ihre Augen, die so tief und ruhig blickten . . . wie schön das war! Und weil ich das wiedersehen wollte, nur deshalb hab ich das Bild da kommen lassen, an das mich unsere Begegnung erinnerte. Aber dieses Bild? Nein, das ist etwas anderes, als was ich gesehen habe! Sie hatten recht . . . ich habe in die Auffassung dieses Bildes etwas hineingetragen, das in mir ist . . . das ist freundlicher und milder, ja . . . das ist so, wie Sie sind . . . und diese Erinnerung, die in mir ist, die tausch ich nicht um alle Schönheit und künstlerische Größe dieses Bildes da!“

Wortlos stand sie vor ihm, von dunkler Glut übergoßen.

Da tappte der Förster ins Zimmer mit seinen schwer genagelten Schuhen, und als er sah, daß Ettingen die Hände des Mädchens in den seinen hielt, sagte er lachend: „No also, da kann ich ja gleich auch gratulieren, daß die Gschicht da draußen im Griesfeld heut so glimpflich abgegangen is!“ Während die beiden anderen schwiegen, schwatzte er unverdrossen weiter, pries den „guten Schutzengel“, den der „kleine Herr Petri“ haben müsse, und rief dem Knaben von der Schwelle des Schlafzimmers ein paar lustige Worte zu. Aber bei all seiner Freude, die er über den glücklichen Ausfall der „Gschicht“ zum besten gab, fuhr ihm doch immer wieder der Gedanke an die „ausgrutschte“ Treibjagd durch den Kopf, die ein Ende genommen hatte „wie das Hornberger Schießen“. Als man sich zu Tisch setzte, sang er noch immer dieses

lange Lied seines Jägerschmerzes: „Drei Hirsch! Sakra, sakra! Drei Hirsch hätten wir heut haben können! Und was für Hirsch! Drunt in der Hütten hocht der Papperl . . . der arme Kerl macht ein Kopf hin . . . so hab ich ihn meiner Lebtag noch net gsehen! Wie der sich kränken muß um die drei Hirschen . . . das muß schon schauderhaft sein! Aber Ihnen, Duhrlaucht, Ihnen merkt man gar nig an! Sie müssen die drei Hirschen leicht verschmerzt haben!“ Er fuhr sich mit der Serviette über den Schnauzbart und lachte. „Gwiß wahr, Duhrlaucht, wenn man Ihnen so anschaut . . . gleich juhezen möcht man! Aus schaun thun S', wie's Leben auf der Kirchweih, und die helllichte gesunde Freud lacht Ihnen aus'm Gesicht und aus die Augen raus! Gelten S', Duhrlaucht, das müssen S' einbstehn: unser Lüftl daher außem, das schlägt Ihnen an!“

„Ja, lieber Förster! Hier bin ich gesund geworden an Leib und Seele! Glücklich und froh! Ich habe keinen Wunsch mehr, als nur den einen, daß dieser Sommer kein Ende nehmen möchte! Erinnern Sie sich noch . . . neulich, als wir zusammen nach Leutasch gingen . . . wie Sie mir da die Heilkraft des Bergwaldes gepriesen haben? Das hat sich erfüllt an mir. Der Wald hat mich geheilt.“

„Gelten S'! Gelten S'! Hab ich's net gsagt! Unser Wald! Ui jögerl, unser Wald! Was der alles kann! Duhrlaucht . . . den müssen wir leben lassen! Unser Wald soll leben! Unser Wald!“ Lachend hob Kluibenschädli das Glas und stieß mit dem Fürsten an. „Aber was is denn, Fräuln Lo? Haben S' denn net gehört? Der Wald soll leben! Der Wald soll leben! Der is ja doch eh Ihr ganze Freud! Wär net ohne, wenn Sie da net

mitthäten! Was is denn? Was haben S' denn? Warum sind S' denn so mäuserlstaß? Und heiß muß Ihnen sein! Sakra, sakra! Sie brennen ja, wie's Kerzl vor der Muttergottes! Soooo! Schön 's Gläserl nehmen! Schön anstoßen! Derrrr Wald soll leben!" Die Gläser klangen hell zusammen, und das heitere Lachen wandelte sich zu einem froh belebten Geplauder, das die ganze Mahlzeit begleitete. Der Förster, in seiner vergnügten Laune, die der Wein noch steigerte, begann allerlei drollige Schnurren auszukramen, und dazu schmauste er mit so gesundem Appetit, daß die Platten leer wurden, obwohl ihn seine beiden Tafelgenossen bei diesem „Schönwettermachen“ recht mangelhaft unterstützten. Sie tranken auch kaum einen Tropfen, diese beiden, und dennoch waren sie in einer Stimmung, als wäre ihnen das Feuer eines köstlichen Trankes ins Blut gedrungen.

Zimmer wieder erhob sich Ettingen, um nach dem kleinen Patienten zu sehen und jeden Teller zu begleiten, den Martin ins weiße Zimmer trug. Kam Ettingen von solch einem Besuch zurück, so gab er lachend das Bulletin aus: „Fortschreitende Besserung, der hohe Kranke erfreut sich eines gesegneten Appetits.“

Als das Dessert genommen war, verabschiedete sich der Förster mit einem großen Kompliment und einem kleinen Schwips. Martin brachte die Post, aber Ettingen sagte: „Das hat Zeit, lege nur alles auf den Schreibtisch hinüber!“

„Es ist eine Depesche dabei, Durchlaucht!“

„So gieb sie her!“ Ettingen nahm das Couvert und fragte Lo: „Wenn Sie erlauben?“

„Aber ich bitte!“

Als er die Depesche öffnete und die vier eng beschriebenen Blätter sah, meinte er lachend: „Das? Eine Depesche? Nein, das ist ja ein Brief!“ Kaum hatte er zu lesen begonnen, als er in freudiger Erregung zu dem Mädchen aufblickte: „Und das muß heute kommen! Gerade heute!“

„Sie haben eine gute Nachricht erhalten?“

„Eine gute nur? Mehr als das! Eine Nachricht, die mir Freude macht . . . doppelte Freude, weil sie gerade heute kam! Jetzt, während Sie bei mir sind! Denn diese Nachricht, Fräulein . . .“ er war so bewegt, daß er kaum zu sprechen vermochte, „das ist eine Freude für Sie! Eine große, große Freude! Hören Sie!“ In heißem Eifer schob er alles beiseite, was vor ihm auf dem Tische war, und faßte Lolos Hand. „Hören Sie nur! Eine Nachricht über Ihren Vater! Aber bevor ich lese . . . ich muß Ihnen doch sagen, wie ich zu dieser Nachricht komme. Damals, als ich Sie kennen lernte . . . an jenem Morgen, draußen beim Sebensee, unter seinem klingenden Baum und bei seinen Blumen . . . damals sprachen wir doch so viel von Ihrem Vater. Das alles weckte in mir solche Teilnahme für sein Schicksal und seine Kunst, daß ich noch mehr von ihm hören wollte . . . und als ich heimkam, depeschierte ich an einen Freund in Wien, mir alles mitzuteilen, was er über Emmerich Petri erfahren könnte. Und das ist die Antwort!“

Bitternd saß sie vor ihm, mit den Augen in banger Spannung an seinen Lippen hängend.

Ohne ihre Hand zu lassen, begann er zu lesen:

„Mein lieber Heinz . . .“

„Heinz? Das ist Ihr Name?“

„Ja! . . . Mein lieber Heinz! Der Kunstaugur, dem ich die Nachforschungen nach Deinem Emmerich Petri übertrug, war soeben bei mir. Da Deine Anfrage etwas so merkwürdig Dringendes hatte, nehme ich in meiner Freundschaft für Dich einen Anlauf zur Verschwendung und depeeschiere Dir ein ganzes Kapitel moderner Kunstgeschichte. Dein Petri stammt aus einer Algäuer Bauernfamilie, verlor als Knabe die Eltern und bekam zum Vormund einen Pfarrer, der den Erlös des kleinen Bauerngutes auf den Acker der Kirche säen wollte und den begabten Jungen in eine geistliche Präparandenschule steckte. Mit 19 Jahren, kurz vor der Ausweihung, lief Petri der frommen Gesellschaft davon, ein Beweis, daß er zu denken und als Mensch zu empfinden verstand. Er wollte Künstler werden und besuchte zwei Jahre die Münchener Akademie. Seine Professoren sprachen ihm alles Talent ab und meinten, er hätte klüger gethan, Kaplan zu werden. Mit zähem Ehrgeiz stellte er sich auf freie Füße, ging seine eigenen Wege, arbeitete mit eisernem Fleiß und begann ein paar Jahre später im Münchener Kunstverein auszustellen, ganz merkwürdige Bilder, seltsam in Technik und Farbe, befremdend durch ihre Gedanken, kindlich und kühn zugleich, mit einer Vorliebe für fabulöse und didaktische Stoffe, in denen sich Hellenismus und freidenkendes Christentum eigenartig verschmolzen. Man verstand ihn nicht, schüttelte den Kopf und lachte. Über ein Jahrzehnt lang kämpfte der Mann erbittert um Anerkennung, ohne sie zu finden. Schließlich scheint ihn die Geduld verlassen zu haben. Vor etwa vierzehn Jahren wanderte er mit seiner Familie aus München davon, niemand weiß, wohin. An seiner

Kunst verzweifelnd, scheint er sie aufgegeben zu haben, denn man hat seit jener Zeit kein Bild mehr von ihm gesehen. Und das ist schade, denn seine Zeit wäre jetzt gekommen!“

Ettingen unterbrach sich, drückte Lolos Hand und stammelte in Erregung: „Seine Zeit! Hören Sie, Lo . . . hören Sie!“

Ein Lächeln irrte um ihren Mund; sie konnte nicht sprechen und nickte nur.

Mit fliegender Stimme las er weiter: „Seine Zeit wäre jetzt gekommen! Das ganze Unglück dieses Mannes war, daß er um zwanzig Jahre zu früh geboren wurde und daß er mit den Anfängen seiner eigenartigen Kunst in eine Zeit der ausgetretenen Geleise kam. Aber diese Zeit hat sich geändert, gründlich, und heute verlangt man von der Kunst vor allem Persönlichkeit. Da kommt nun gerade jener zur stärksten Geltung, der mit ernstem Schaffen seine eigenen Wege geht und sich vom Gesicht der Durchschnittsmacher unterscheidet. So hat sich das Verständnis der ganzen Welt für Böcklin erschlossen, und der Meistertitel wird vor Namen gesetzt, zu denen vor einem Jahrzehnt noch alle Welt den Kopf schüttelte. Einer von diesen spät Erkannten ist Hans Thoma, der auch die Spießrutengasse des Münchener Kunstvereins kennen lernte, und den sie heute mit Ehrfurcht den ‚tiefen Träumer‘ nennen. Vor zwei Jahren, in einer kritischen Beleuchtung Thomas, erinnerte sich zum erstenmal ein Münchener Kritikus an einen ‚Vorläufer des Meisters‘ — an Emmerich Petri. Immer häufiger wurde in der letzten Zeit dieser Name genannt. Von Kunsthändlern wurde das eine und andere seiner Werke ausgegraben und wanderte

von Stadt zu Stadt. Im vorigen Sommer erfuhr man, daß ein Frankfurter Mäcen, dessen Specialität das Sammeln künstlerischer Originalitäten ist, im Besitze einer aus 27 Bildern bestehenden Kollektion des neuerkannten Meisters wäre, und im Herbst, Ende September, wurden diese Bilder zu einer Separatausstellung von Werken Emmerich Petris' nach Berlin gebracht, um die ganze Berliner Kunstwelt in Aufruhr und Begeisterung zu versetzen.“ Ettingen vermochte nicht weiterzulesen.

Regungslos, wie versteinert saß das Mädchen. Nur in ihren Augen war Leben, und mit tonloser Stimme flüsterte sie vor sich hin: „Im Herbst . . . Ende September . . .“

Um diese gleiche Zeit war jener Wolkenbruch in der Leutasch niedergegangen, zwei Tage und Nächte hatte Emmerich Petri gearbeitet „wie ein Holzknecht“ und hatte die Rettung von ein paar armseligen Hütten mit seinem Leben bezahlt.

„Im Herbst! Ende September!“

Ettingen empfand die Tragik dieses Wortes, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt, so daß er mit Gewalt seine Stimme zwingen mußte, um lesen zu können.

„Diese Ausstellung war ein Erfolg, so einstimmig, wie er noch selten einem Künstler zu teil wurde. Dem Frankfurter Sammler, der diese Bilder vor fünfzehn und zwanzig Jahren um eine Bagatelle erworben hatte, wurden hohe Summen geboten, aber der Mann war stolz auf seinen Besitz und verkaufte nicht ein einziges Bild. Alle Journale brachten ausführliche Besprechungen des Meisters, man bezeichnete ihn als eine an Gedankentiefe mit Böcklin verwandte Natur, als dessen milderer Bruder

— Böcklin wäre die strenge Kraft, Petri die träumende Liebe. Und überall die Frage: „Wo ist dieser Mann? Wer weiß von ihm? Wo lebt er?“ — Erschrocken legte Ettingen die Blätter nieder. „Fräulein!“

Blaß und an allen Gliedern zitternd hatte sich Lo erhoben, als wäre es über ihre Kraft gegangen, dieses letzte Wort zu hören. Ein Sturz von Thränen brach ihr aus den Augen, mit einem Schluchzen, das ihren Körper schüttelte wie Frost.

„Fräulein! Ach du allmächtiger Gott! Ich bitte Sie, liebes Fräulein . . .“

Ettingen trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern wie ein Bruder, der die Schwester beruhigen will. Sie schien in diesem Sturm von Erregung nichts anderes zu denken als nur das eine: er fühlt mit mir, er will mich trösten — und da überließ sie sich willenlos seinem Arm, und weinend barg sie das Gesicht an seiner Brust.

Aus dem anstoßenden Zimmer klang mit erschrockenem Ton die Stimme des Knaben: „Lo! Ach Gott, Lo! Was hast du? Warum weinst du denn? . . . Aber ich bitt dich, so sag mir doch . . . Lo! Was hast du denn?“

„Sorg dich nicht, Bubi!“ rief Ettingen. „Was deine Schwester weinen macht . . . das ist Freude!“ Er streichelte mit scheuer Hand ihr schimmerndes Haar, richtete sie auf und sagte leis: „Ja, Lo . . . das muß Freude sein! Freude über die Anerkennung, die Ihr Vater gefunden. Aber ich verstehe Ihr schönes, kindliches Gefühl so gut . . . Ihre Freude mischt sich in dieser Stunde mit dem schmerzvollen Gedanken, daß Ihr Vater den Lohn seines Schaffens nicht mehr erleben konnte, daß er sterben mußte,



bevor ihm die Welt den verdienten Lorbeer reichte. Aber denken Sie doch, wie er starb! Das muß Ihrem Herzen sagen, daß er die Augen nicht geschlossen hat, ohne tief in seinem Innersten zu glauben: ich habe nicht umsonst gewirkt, ich kann nicht sterben, ich werde weiterleben! Sonst hätte er die Welt nicht so verlassen können, mit dieser Ruhe, mit diesem Lächeln, mit diesem letzten Wort: „Meine Blumen!“ Das galt nicht nur den Blumen da draußen am See . . . dieses Wort hat allem gegolten, was aus der Tiefe seiner Seele heraufblühte und reines, köstliches Leben wurde. Das wird seinen Namen tragen, das wird dauern als eine Freude für die Menschen! Ihr Vater ist nicht gestorben: er lebt! . . . Nein, So, Sie dürfen nicht weinen! Sie müssen sich aufrichten und stolz sein auf Ihren Vater, stolz auf den Namen, den er Ihnen gab und dessen Sie würdig sind . . . dieser Name ist Adels, wie ich besseren nicht kenne!“

Aus Thränen blickte sie zu ihm auf. Wie schön sie war — mit diesen flammenden Wangen, im Schmutz dieser leuchtenden Perlen, in diesem Lächeln, mit dem sie den ersten erschütternden Schmerz überwand und schon die Versöhnung fühlte, den Stolz und die Freude! Lange sah sie ihn schweigend an, als müßte sie erst ihre Gedanken sammeln, bevor sie sprechen konnte.

„Wie gut Sie mit mir sind! . . . Und ich stehe so arm vor Ihnen, so schwach . . . in meinem Schmerz zuerst . . . und jetzt in meiner Freude! Fast versteh ich das nicht! Diese Nachricht hätte mich ruhiger finden sollen . . . stark und stolz! Was mein Vater war, das hab ich doch immer schon gewußt! Das hat mir doch nicht die Welt erst sagen müssen! Liegt denn der Wert

eines Menschen im Erfolg bei der Welt? Und ich glaube, zu jeder anderen Zeit, wann und wie diese Nachricht auch gekommen wäre . . . ich hätte nur lächeln können und sagen: ‚Wißt ihr es nun auch — ich hab’s schon immer gewußt!‘ Und nun hat es mich doch so überwältigt . . . als wär ich eine ganz andere geworden, ich weiß nicht, seit wann . . . als wäre etwas in mir, über das ich keinen Willen und keine Macht mehr habe . . . und das versteh ich nicht . . . das macht mich so schwach . . .“

Ihre Hände zitterten, sie hielt seinen Blick nicht aus, und verwirrte Unruh stammelte aus ihren Worten.

„Sehen Sie nur . . . ich weiß ja kaum, was ich rede . . . weiß nicht einmal, wie ich dafür danken soll, daß Sie es waren, gerade Sie, von dem ich diese Nachricht hören durfte. Und wenn ich Ihnen sagen könnte . . .“ Ihre Stimme erlosch.

„Wir sagen, was Sie fühlen? Die Freude, die Sie empfinden, könnten Sie mir mit hundert Worten nicht besser sagen als mit diesem Schweigen jetzt!“

„Freude! Ja! Das ist Freude . . . die sich nicht sagen läßt! Und . . .“ tief atmend hob sie die Augen zu ihm, „darf ich noch eine Bitte haben?“

„Ob Sie dürfen?“ Er lächelte und drückte ihre Hände.

„Schenken Sie mir diese Blätter!“ Nun kamen ihr die Worte, immer hastiger, in glühender Erregung. „Ich möchte sie meiner Mutter bringen . . . und möchte heim . . . zu meiner Mutter! Jede Stunde, um die ich ihr diese Nachricht später bringe, ist eine Sünde an ihr! Ich darf nicht bleiben . . . schenken Sie mir diese Blätter und lassen Sie mich gehen! Ich bitte . . .“

„Ja, Fräulein, ja! Nehmen Sie . . .“ Er reichte ihr die Blätter. „Ich seh es doch ein, daß Sie nicht bleiben dürfen . . . jetzt nicht! Und Ihr Bruder . . . ich will selbst hinunter und werde sorgen dafür, daß Sie ihn gut und sicher nach Hause bringen . . . und daß Sie auf dem Heimweg alle Hilfe haben! Bleiben Sie nur bei ihm . . . ich komme dann schon und hol ihn!“ Er drückte noch einmal ihre Hand und eilte davon.

Sie stand und lauschte auf seinen Schritt — und lächelte und preßte die Blätter an ihre Brust.

„Lo? Soll ich aufstehen? Ich kann schon!“ klang aus dem anderen Zimmer die erregte Stimme des Knaben.

Da flog sie zu ihm, umschlang ihn mit beiden Armen, und wieder kamen ihr die Thränen.

„Ach, Lo! Um Gottes willen! Ich bitt dich . . . was hast du denn?“

„Freude hab ich! Freude! Nur Freude . . . daß jetzt die Menschen wissen, was unser Vater war!“

Gustl sah die Schwester mit großen Augen an. „Haben denn das die Menschen nicht schon immer gewußt? Er hat doch die schönen Bilder gemalt. Und ein Bild, das sieht man ja doch. Da muß man doch wissen, daß ein Künstler das gemacht hat.“

„Ja, Kind, wer die rechten Augen hat, der sieht es! Aber weißt du, es giebt auch Menschen, die sehen können und dennoch blind sind. Aber komm, wir müssen heim . . . zur Mutter heim!“ — —

Als Gustl angekleidet war — am verbundenen Fuß nur den Strumpf, ohne Schuh — versuchte er ein paar Schritte zu gehen. Aber das gelang nicht recht. Da

kam auch Ettingen schon zurück, hob den Knaben auf und trug ihn hinunter.

Vor der Thüre, im Hof, stand „Hansi“ schon bereit, gefattelt und mit hochgeschwallten Bügeln. Die Treiber hatten das Gepäck der Geschwister in ihre Rucksäcke genommen und die Almrosen darüber gebunden. Einer trug das Fischneß mit den sorgfältig in grünes Reis gehüllten Forellen. Auch die zwei Leutascher Jäger waren zum Abmarsch bereit, Knibenschädl schwakte und kommandierte mit weinrotem Gesicht, und seitwärts an der Mauer stand Pepperl, schweigsam, die Hände hinter dem Rücken, die gerunzelte Stirn umhangen von aufgedröselten „Kreuzerschneckerln“.

Nur Mazegger fehlte. Drunten in seiner Hütte stand er am Fenster, das aschfahle Gesicht an die Scheibe gedrückt. Als er seinen Herrn, der den Knaben trug, und das Mädchen aus der Thüre kommen sah, trat er mit geballten Fäusten tiefer in die Stube zurück.

Ettingen hob den Knaben in den Sattel und schob ihm die Bügel an die Füße. „Na also, Bubi, jetzt mach uns keine Sorgen mehr, und schau, daß du gut heimkommst!“ Er reichte ihm die Hand.

„Ich dank schön, Herr Fürst! Sie waren so lieb zu mir! Ich dank schön!“

Lachend streichelte ihm Ettingen die Hand. „Dank? Was dir einfällt! Sieh nur, daß du bald wieder springen kannst . . . das ist mir der liebste Dank! Und wenn es deine Mutter dann erlaubt, dann komm ein paar Tage zu mir auf Besuch ins Jagdhaus! Willst du?“

Gustl wurde rot übers ganze Gesicht. „Wenn Sie erlauben, bin ich schon so frei!“

„Also, auf Wiedersehen!“

Ettingen wandte sich zu Lo. Inmitten der vielen Leute, die um sie herstanden, schieden die beiden mit einem Händedruck, mit einem stummen Blick.

Ein Jäger sollte den Grauen führen. Aber Lo überließ diese Sorge keinem anderen, sie nahm die Zügel selbst.

Während „Hansi“ den Knaben über das Almfeld hinuntertrug, umringt von den schwagenden Treibern und Jägern, stand Ettingen mit den Armen über den Zaun gelehnt und blickte lächelnd dem kleinen Reiter und seiner Schwester nach.

Den beiden folgten noch zwei andere Augen — aus Mazeggers Hütte — mit einem Blick, in dem die Eifersucht mit drohendem Feuer brannte.

Wo der Pfad vom Almfeld einbog in den Wald, bat Lo die Männer, voranzugehen, damit der Graue in ruhigen Schritt käme. Sie verhielt das Tier eine Weile und blickte mit leuchtenden Augen zum Fürstenhaus hinauf. Da hörte sie den Bruder flüstern:

„Du, Lo? Weißt du, warum er so lieb war zu mir?“

„Weil er gut ist.“

„Ja, schon . . . aber noch wegen was. Weißt du warum?“

Sie sah zu ihm auf.

„Weil er dich lieb hat.“

Wie eine Flamme schlug es über ihre Wangen, doch heftig schüttelte sie den Kopf.

„Aber ja!“ behauptete Gustl in heißem Eifer. „Hast du denn das nicht gemerkt?“

„Nein, nein, nein . . .“ stammelte sie erschrocken und zog den Grauen in den Wald.

„Nicht? Das hast du nicht gemerkt? Hör, Lo, dann bist du aber auch eine von denen, die sehen können und doch blind sind! Ja! . . . Sieh nur, Lo, er schaut dir noch immer nach!“

Längst schon waren sie im dunklen Schatten des Waldes verschwunden — und immer noch stand Ettingen über den Baum gelehnt. Eine Weile hörte er noch die Stimmen der Männer aus dem Thal herauf. Dann verstummten auch die. Nur der Wildbach rauschte dort unten, sanft und heimlich, durch den Wald gedämpft. Helle, stille Sonne über dem Umfeld, über den Hütten-dächern und allen Bäumen. Ein paar silberne Fäden flogen, und schwärmende Insekten huschten gleich winzigen Funken durch die blaue Luft.

Plötzlich ging ein Dröhnen durch das stille Thal hin, wie von einem mächtigen Donnerschlag mit rollendem Echo.

Erstaunt sah Ettingen zum wolkenlosen, sonnigen Himmel auf und über das leuchtende Thal hinaus. Da gewahrte er, daß über dem Wildbach drüben, am Fuß der steilen Hochwand, brauner Staub in dichten Wolken aufwirbelte. Ein Stück der Felswand hatte sich gelöst und hatte eine Zunge des sonnigen Waldes unter Schutt begraben.

„Wie das so kommen kann? Die Zerstörung . . . so mitten in der Stille, in friedlicher Sonne?“ Mit ernstem Sinnen nickte er vor sich hin, während da drüben der Staub verdampfte. „Das Schweigen im Walde! . . . Ja! So redet dieses Bild! Sie hat recht gesehen!“

Die Küchenmagd, der Lakai und die Köchin kamen aus dem Haus gerannt, um zu sehen, was es gegeben hätte.

Aber drunten bei der Sennhütte und bei dem Jägerhäuschen, da rührte sich niemand, da trieb die Neugier oder die Sorge keinen vor die Thür — die waren es gewöhnt, daß das so kommt, so plötzlich. Drum hörten sie es kaum.

Kuibenschädl, der sich auf die Matratze gestreckt hatte, um den Wein zu verschlafen, fragte gähmend: „So? Hat's schon wieder kracht?“

„'s wird halt wieder ein Trümmel abigriffen haben!“ meinte Pepperl in seinem Trauerwinkel und fügte mit philosophischem Seufzer bei: „No ja . . . auf d' legt muß alles runter!“



## 6.

**P**raymaler machte sich, als der Abend kam, zu einem Birschgang fertig. Dabei erwachte der Förster, gut ausgeschlafen, und er selbst hatte das Gefühl, daß seine zufriedene Laune recht auffällig abstach gegen die trübe Kummermiene des Jägers. Wer frohen Herzens ist, möchte auch gern die anderen vergnügt und munter sehen. Deshalb sagte er:

„Machst noch allweil ein Gesicht wie die Raß, wenn's duntert? Geh, Pepperl, sei doch gscheid und thu dich wegen die drei Hirschen net gar so abikränken! Es is ja schön, wenn sich ein Jager über 's Jagdpech von sein Herrn betrübt. Aber Maß und Ziel muß der Mensch in allem halten! Sei gscheid, Pepperl! Der Herr Fürst schießt schon wieder ein guten Hirsch!“

„Ja, wollen wir's hoffen,“ jenzte Pepperl und trollte sich zur Thür hinans.

Mit abgewandtem Gesicht, die Augen steif ins Blau des Himmels bohrend, ging er an der Sennhütte vorüber.

Drinne in der Alustube nahm Burgi gerade Abschied von ihrem Vater.

Sie hatte die Kleider des Alten leidlich wieder in stand gesetzt, in dem mürben Zeug alle Löcher geflickt und gab nun dem Vater ein „Binkerl“ guter Lehren mit auf



den Weg, wie die Mutter einem Kind, das zum erstenmal wallfahrten geht.

„Sei mir zfrieden, Vater! Dein Essen und alles hast ja, schau! Und thu mir d' Fremdenleut net anbetteln auf der Straß . . . da hat ja kein Mensch mehr ein Rischpeck vor deiner! Und schenkt dir wer ein Kreuzer aus Gutigkeit, den muß man doch net stantipeh in d' Wirtsstuben eintragen! Schau, halt dir die paar Redscherln lieber zsam aufs Gwand! Ja? Thust mir's versprechen, Vater?“

„Ja, ja, ja . . . versprich, ja, versprich schon . . . ja, ja, ja!“

Der Alte schnaufte, als er die Predigt überstanden hatte und sich endlich trollen konnte. Doch während er über das Umfeld hinunterwackelte, schielte er zu den Fenstern des Jagdhauses hinauf und murmelte kauend vor sich hin: „Mitn, ja, mitn Herrn Fürsten . . . so ein Nobliger, der . . . dem hätt ich, ja, hätt ich gern was verexpliziert . . . dem!“

Burgi blieb auf der Schwelle stehen, bis sie den Vater im Wald verschwinden sah. Dann kehrte sie müden Schrittes in die Stube zurück und machte sich an die Arbeit, still und verdrossen. Es schien ihr wie ein Stein auf der Brust zu liegen, so mühsam atmete sie manchmal — und immer wieder drückte sie den Arm über die Augen.

Als es Abend wurde und die Kühe gemolken waren, mußte Burgi von der frischen Milch eine Kanne voll hinaustragen in die Küche des Fürstenhauses. Droben war sie kaum um die Ecke verschwunden, als Martin mit dem Förster kam, den er zum Abendtisch gerufen

hatte. Kluibenschädl trat ins Haus, Martin aber blieb vor der Thüre stehen und lauschte gegen den Hof. Sein Blick huschte über alle Fenster, und schmunzelnd schlich er auf den Behen an der Mauer hin.

Da kam die Sennerin mit der leeren Kanne zurück.

„Mein schönes Kind . . .“

Das war so leis geflüstert, daß sie es fast überhörte. Aber da hatte er sie schon um die Hüfte genommen und wollte sie küssen. Erschrocken gab sie ihm einen Stoß vor die Brust, und dann kam noch was anderes nach — das klatschte, daß es an der Mauer ein Echo gab, wie von einem Peitschenknall.

„Sie lassen mich in Ruh! Gelten S'! Und wenn S' Jagdverwalter werden, können S' Jhnere Rüh selber melchen! Sie!“

Ruhig wischte sich Burgi am Rock die Hand ab und ging ihrer Wege. —

Martin kühlte sich in seiner Stube das Gesicht mit kaltem Wasser. Aber die Wange brannte ihm noch feuerrot, als er droben bei der Tafel die Bouillon servierte.

„Martin?“ fragte der Fürst. „Was hast du im Gesicht?“

„Ich . . . es scheint, Durchlaucht, daß ich mir eine Verkühlung zuzog. Ich habe Zahnweh.“

„Sie, gegen Zähntweh weiß ich ein Mittel, das hilft! Und sicher!“ fiel der Förster ein. „Da machen S' aus Baumwolle ein Kürgerl, das spießen S' an ein Hölzl auf und nachher zünden Sie 's an. Wenn's halb verbrennt is, löschen Sie 's aus, und den Rauchen, der aufgeht, den schnupfen S' ins rechte Nasenloch auffi . . . weil

Ihnen der Zahn auf der linken Seit wehthut, wissen S'! Ja, das hilft!"

Ettingen lachte. „Versuchen kannst du es ja! Aber ich meine, es wird besser sein, du gehst an die Hausapotheke und legst dir etwas Chloroform auf den franken Zahn.“ —

Ob Martin nun das eine oder das andere Mittel versuchte — geholfen hat keines. Denn bis spät in die Nacht ging er noch immer mit der geschwollenen Backe herum. —

Funkelnd standen am tiefblauen Himmel schon die Sterne, als Pepperl nach Hause kam. Die Glieder waren ihm wie zerschlagen, und ohne ans Nachtmahl zu denken, streckte er sich auf die Matratze nieder, auf welcher Kluibenschädl in seinem sorglosen Bärenschlummer schon fleißig die Säge zog. Rücken an Rücken lagen die beiden — und schlaflos seufzte der Jäger nach links herum in die finstere Stube, während der Förster nach rechts herum gegen die Holzwand schnarchte, daß die Bretter tönnten wie ein Geigenboden, wenn die tiefste Seite gestrichen wird.

Am anderen Morgen brachen sie zusammen auf, um bei den Steigarbeiten Nachschau zu halten. Als sie gegen Mittag heimkehrten, hörte der Förster von Martin, daß die Durchlaucht ganz allein einen Ausflug zum Sebenwald unternommen hätte und vor Abend nicht heimkommen würde. Zu dieser Nachricht schüttelte der Förster verwundert den Kopf. „Ja sagen S' mir nur . . . auf was will er denn da birschen? Jetzt in der Sonn? Er wird doch net denken, daß ihm einer von die drei Hirschen ums Mittagläuten übern Weg lauft?“ Sein Staunen wuchs aber noch, als er hörte, daß der Fürst die Büchse

gar nicht mitgenommen hätte. „Ja was thut er denn nachher draußen?“

Martin lächelte. „Träumen . . . denk ich mir!“ Aber das Lächeln gelang ihm nicht so leicht — seine Wange war noch immer ein wenig gespannt, vom Zahnweh.

Träumen? Dazu hätte man doch Zeit genug in der Nacht, meinte der Förster, und einen schönen Traum könnte man doch leichter auf dem „Kanapee“ finden als bei einem dreistündigen Marsche bis nach Seben hinaus.

Um sich den schönen Hunger, den er heimgebracht hatte, für den guten Abendtisch im Fürstenhaus zu sparen, ging er in die Sennhütte hinunter und ließ sich, nur für den Durst, eine Schüssel Milch reichen. Er that ein paar lange Züge, wobei er an Burgi die Mahnung richtete: „Jetzt könntst aber schon endlich einmal ein anders Gesicht auch wieder dahermachen! Oder hast leicht so ein mitleidigs Herzl? Thut's dich kränken, daß der Herr Kammerdiener Zähntweh hat? Da plauscht er halt net gern? Oder?“

Burgi runzelte die Stirn und machte finstere Augen. „Was hat er?“

„Zähntweh.“

„Leicht auf der linken Seit?“

„Ja, ich glaub!“

„So? . . . No ja, das is ihm gsund! So ein Zähntweh, das treibt die ungsunden Hizen aus!“ Und mit trockenem Lachen trat sie in die Kammer, während der Förster die Büchse nahm und davonwanderte.

Schwüle Mittagshize lag über dem Umfeld. Kein

Laut — nur das Gemurmel der Brunnen; keine Bewegung — nur über den Dächern das blaue Gefräusel des Rauches.

Auch Pepperl hatte in seinem Herd schon Feuer gemacht, hatte aber dann aufs Kochen vergessen. Mit aufgezogenen Knien saß er neben dem Schürloch auf den Dielen. Und so „sinnierte“ er eine Stunde lang vor sich hin. Da hörte er Peitschenknall, das Rollen eines Wagens und Pferdegewieher.

Mißmutig erhob er sich und trat unter die Thüre.

Eine vierspännige Equipage fuhr an ihm vorüber, und im Wagen saß eine junge Dame — „Herrgott, das muß was Fürnehms sein!“ dachte sich Pepperl, denn sie hatte auf dem Hut einen Vogel, wie er seiner Lebtag noch keinen gesehen hatte — einen Vogel, der in allen Farben schillerte. Neben der Dame saß ein Herr mit einem Jägerhut, wie Pepperl auch noch keinen gesehen hatte — es war ein Spizhut mit handbreitem, grasgrünem Seidenband und mit einem wahren Ungetüm von Gernsbart. Aber dieser Gernsbart war echt, ohne Zweifel — darauf verstand sich Pepperl . . . „ja, der hat seine hundert Gulden kost, ehnder noch mehr!“

Nest kam ein Zweispänner. Drin saß ein Diener in Jägerlivree, deren reiche Verschnürung in Pepperl die Vermutung weckte: „Das muß der Oberlandeschützenmeister von Tirol sein!“ An der Seite dieses hohen Würdenträgers saß ein zierliches, bildhübsches Persönchen mit verschmitztem Gesicht und koketten Feueraugen — der Mustertypus einer französischen Kammerjungfer aus einem Hause von Welt. Beim Anblick des Jägers mit seiner offenen Brust und seinen nackten Knien geriet das kleine

Dämchen in einen Aufruhr von Entzücken, kniff ihren Reisegefährten in den Arm und zwitscherte:

„Ah, Jean! Voilà un chasseur du prince! Ah! Ah! Un superbe colosse! Ah! N'est-ce pas qu'il est le vrai tyrolien! Un type de la race, et assez joli, pour faire se retourner les femmes dans les rues!“

Sie guckte nach allen Seiten, klatzte wie ein Kind in die Hände und bligte mit ihren Schwarzaugen wieder den Jäger an.

„Ah! Ah! C'est charmant! C'est drôle, tout ça! Jean! Jean! Nous ferons un tas de bêtise à la campagne!“

Und während der Wagen an der Hütte vorüberfuhr, grüßte sie lachend mit dem Handschuh.

„Bon jour, monsieur! Bon jour!“

Pepperl riß die Augen auf und wurde rot. Französisch hatte er wohl in der Leutascher Dorfschule nicht gelernt, nicht einmal ordentlich Deutsch — aber so viel hatte er doch verstanden, um zu wissen, was von dieser „Auslandrischen“ zu denken war.

„Das is aber eine! Teufi, Teufi, Teufi! Die geht scharf ins Zeug!“

Mit dieser Erkenntnis war die Sache für ihn erledigt. Er sah noch den dritten, mit großen Koffern beladenen Wagen an sich vorüberfahren, dann kehrte er seufzend in die Stube zurück, um wieder Feuer zu machen und die Pfanne auf den Herd zu stellen. Aber er brachte es mit seiner Kocherei nicht weit, denn die Wagen kamen vom Jagdhaus zurück, die Kutscher fragten nach der Stallung, und Pepperl mußte sie führen, mußte ihnen helfen, die Pferde ausspannen und Wasser vom Brunnen holen. Während er wortkarg das Geschwatz der Kutscher

anhörte, kam Mazegger über die Lichtung herauf, mit raschem Gang alle Windungen des Weges abkürzend. Vor der Remise blieb er stehen, erregt, und musterte die Wagen.

Pepperl, der gerade mit dem Eimer zum Brunnen wollte, sah ihn an und fragte: „Toni? Was hast denn? Bist denn krank? Du schaust ja aus wie ein Gspenst!“

„So? . . . Ja, ein bißl ungut ist mir!“ Mazegger atmete schwer. „Und . . . und die Wagen da? Sind die Damen, die ich gesehen hab, zum Fürsten gekommen?“

„Natürlich, zu wem denn sonst?“

„Und die schöne Frau, die im Bierspanner war . . . wer ist denn die?“

„Was weiß denn ich?“ brumnte Pepperl und wanderte zum Brunnen. „Wenn dich d' Neugier plagt, geh nauf und frag!“

Mazegger stand noch eine Weile und lauschte auf das Gespräch, das die Kutscher im Stall miteinander führten. Sie sprachen von einer „lustigen Franzöfin“, von einem „Kasperl mit Haren“ und von einer „Frau Baronin“, über die der Postillon des Bierspanners das Urteil fällt: „Ein säuberers Frauenzimmer hab ich meiner Lebtag noch net gsehen . . . und ich hab schon viel noble Leut in meim Wagen ghabt! Was die für Augen hat! Kreuztürken! So eine hätt der Teufel schicken müssen, wie er den heiligen Antoni hat versuchen lassen! Und . . . du! Die is dir barsamiert . . . da mußt einmal rausgehn und hinschmecken an Wagen . . . was das für ein nobligns Düftl is! Den ganzen Weg her hab ich allweil gemeint, ich fahr durch ein Apotheken durch!“

„Aber hörst,“ meinte der andere Kutscher, „daß so ein bildschöns Frauenzimmer kein anderen Mann net

gefunden hat als wie den narrischen Gischpel mit sein unsinnigen Gamsbart!“

„Der is ja gar net der ihrig! Hat ja allweil gsagt zu ihr: Baronin! Und gredt haben s' miteinander . . . ah na! So reden d' Ehleut net! Weißt, Ehleut hab ich auch schon viel gfahren . . . die reden anders.“

Mazegger lächelte und spähte mit funkelnden Augen durch den Wald gegen das Fürstenhaus hinauf. Wortlos ging er an Praxmaler vorüber, der mit dem triefenden Eimer vom Brunnen kam, und immer rascher wurde sein Schritt. Als er in die Stube seiner Hütte trat, warf er die Büchse und den Hut auf das Bett, verriegelte die Thür und riß mit zitternden Händen das kleine Fenster auf. In der dunklen Stubenecke setzte er sich rittlings auf einen Sessel und legte neben sich das Fernrohr auf den Herd. Durch das offene Fenster konnte er das Fürstenhaus und den ganzen Weg überblicken, der von droben herunterführte zum Fremdenhaus.

Er sah, wie Martin in erregter Eile gelaufen kam und mit Praxmaler und einem Kutscher zurückkehrte. Die beiden mußten drei große rotlederne Koffer, die droben im Hof standen, ins Fremdenhaus hinuntertragen. Martin, der ins Jagdhaus getreten war, erschien nach einer Weile mit jenem Herrn, dem der „unsinnige Gamsbart“ wie ein Generalsbusch auf dem Spizhut schwankte. Um die Schultern hatte er einen leichten Staubmantel hängen, offen, so daß man den eleganten, grün und rehbraun karrierten Jagdanzug sehen konnte, dessen Kniehosen sich mit handbreiten Hirschlederborten um die moosgrünen Strümpfe schlossen. In der Hand trug er ein Lederetui, das sich ansah wie eine plattgedrückte Pfanne. Er war



von mittelgroßer Gestalt, rund genährt und dennoch von unruhiger Beweglichkeit, mit eigentümlich wiegendem Gang, bei dem er manchmal ein Bein schlenkerte, als läge ihm noch prickelnd die Ermüdung der langen Wagenfahrt in den Knien.

Mazegger richtete das Fernrohr und sah durch das Glas ein nicht mehr junges, aber rosiges, vergnügt zufriedenes Gesicht mit großen wasserblauen Augen. Das aschblonde Haar war wellig in die Schläfen gekämmt, eine dicke Locke stahl sich an der Stirne etwas absichtlich unter dem Hutrand hervor, und auf den vollen roten Lippen saß ein kunstvoll dressiertes Schnurrbärtchen, das sich schlang und kräufelte wie eine zierliche Arabeske.

Die beiden standen eine Weile im Hof, Martin schien die Gegend zu erklären, und über alles, was er sagte, mußte der Fremde ein ganz besonderes Vergnügen empfinden, denn deutlich konnte Mazegger sein Lachen hören. Es war ein merkwürdiges Lachen, hoch und sichernd, wie das Hämmern eines Spechtes.

Nun kamen sie über den Weg herunter.

„Ah ja, die Gegend, ja, die ist wirklich großartig! So was von Beag! Was? Und schaugn S' den Wald an, Moatin . . . so was von Grrrinitätt! Hehehe!“ sagte der Fremde zwischen Lachen und Getänzel in einer Sprache, die an den Jargon der Wiener Fiaker anklang und manchmal auch an den Ton der Börse erinnerte. „Aber Aufenthalt und Verpflegsqualität? Schlechte Censur? Was? Minigermaaaßen prrrimitiff, scheint mir? Muuhr für Natuuuhr . . . fescher Walzer mit Variationen in Moll für Gaisthäler Jagdhäusgebrauch. Nua, die Jagd, hoff ich, rreißt alles heraus! Prima? Was?“

„Ja, Herr von Sensburg, die Jagd soll ganz vorzüglich sein. Durchlaucht haben zwar die Birsche noch wenig frequentiert, aber es ist Durchlaucht doch gelungen, gleich auf dem ersten Birschgang einen schönen Hirsch . . .“

„Guten Hirsch!“

„. . . einen guten Hirsch und bei der nächsten Birsche zwei kapitale Gemshöcke zur Strecke zu bringen.“

„Aber! Moatin! Sie sind ja ein schrecklicher Keal! Gamsböck haast's! Schenieren Sie sich! Minigernaasen mangelhafte Weidmannsbildung? Was? Hehehe!“

„Verzeihen Sie, Herr von Sensburg, aber . . . ich bitte, wollen Sie mir nicht das Racket zu tragen geben?“

„Sésss! Zucker! Nicht anrühren! So was will getragen sein! Hehehehe! Na alsdann . . . zwaa Gamsböck? A la bonheur! Da sind ja die Ausichten großoatig! Sie, Moatin, da mach ich gleich muagen in der Früh die easte Biasch! Aber einen feschon Jaager bitt ich mir aus. Bei mir wird schoaf gestiegen! Schoarrrff! Und bis ich am Abend den Gams hambring . . . Sie, Moatin, da bitt ich mir aus, daß ein bißl aufgmischt wird in diesem sterilen k. k. Landeswinkel! Hehehehe! Wissen S', was ich haben möcht . . . so eine zwanglose fete champêtre! Stilvoll mit Erdgeruch! Jaager, Holzknecht, Sennerinnen, stramm gwaxene Diandln, Fiederngspüll und Natuajodler . . . knaz, was man sagt: eine Heß! Aber ächt, das bitt ich mir aus! Aecht! Kan Salontiroler! Den Wein zahl ich! Crédit en blanc! Wenn's nur eine Heß wird! Die Baronin soll sich amufteren! Hehehehe! Und ich hab eine volkstümliche Ader, ich mische mich gean unter die haiteren Dellemente derer, die dort unten wohnen! . . . Aber Sie, Moatin, sagen

„S' mir . . . ich hab schon immer da beim Herauffahren diese bucklige Gegend beaugenwinkelt . . . wo wird sich denn da für ein civilisiertes Menschenkind ein nur ainigermaßen brauchbarer lawn fürs Tennis finden?“

„Ich glaube, dort unten auf der Dichtung, Herr von Sensburg, da ist eine ziemlich ebene Stelle . . .“

„Anschauen!“

Die beiden Stimmen verhallten hinter der Jägerhütte.

Mazegger legte das Fernrohr auf den Herd, und ein verächtliches Lächeln glitt über seine schmalen Lippen. Eine Weile saß er regungslos und starrte zum Jagdhaus hinauf. Dann lehnte er sich müd atmend an die Wand zurück und preßte die Handballen in die Augenhöhlen — wie einer, der seit Nächten keinen Schlaf gefunden und den die Augen schmerzen.

Eine Stunde verging. Martin, die Kutscher, der grün verschnürte Leibjäger und Pragmaler — das eilte nur immer so hin und her zwischen der Fürstenvilla und dem Fremdenhaus. Droben in der Hausthür erschien ein paarmal die kleine Französin, guckte neugierig nach den Jägerhütten oder schwatzte eine Minute mit den beiden Dienern.

Eben standen die drei wieder beisammen, als der Förster über das Umfeld heraufgestiegen kam. Er gewahrte die fremden Leute, schlug ein flinkeres Tempo an und trat an das offene Fenster der Jägerhütte.

„He! Toni!“

Mazegger, der den Schritt des Försters gehört hatte, stand am Tisch und polierte mit einem Lappen den Lauf seiner Büchse.

„Was is denn, Toni? Was sind das für Leut da

droben? Is leicht wer kommen? Ein Besuch zum Herrn Fürsten?"

„Ja, mir scheint.“

„Wer denn?"

„Ein Herr, Sensburg heißt er. Und eine Baronin. Und die Kutscher sagen . . ." Mazegger wandte langsam das Gesicht über die Schulter. „Die Kutscher sagen: die wär so schön wie der selbig Engel, der grad noch rechtzeitig vom Himmel gefallen wär, um dem heiligen Antoni aus der Versuchung zu helfen.“ Die Häuste des Jägers umklammerten die Büchse. „Sonst wär vielleicht der Teufel Herr über ihn worden!"

„Geh, du Narr, du trauriger, was redst denn da für Zeug daher!" brumnte der Förster. Dann sah er zum Jagdhaus hinauf, kraute sich hinter den Ohren und stotterte vor sich hin: „So is schön! Jetzt is d' Überraschung da . . . und der Herr Fürst is net daheim!" Er ging zu seiner Hütte und traf mit Pepperl zusammen, der vom Stall heraufkam, in gereizter Stimmung.

„Grüß Gott, Herr Förstner! Und gut, daß S' da sind! Ich bitt Ihnen, schauen S' nunter in Stall . . . die Kutscher streiten und spektakalisieren, daß 's nimmer schön is! Ein Geschäftl ums ander hätten s' für mich . . ." Pepperl trat in die Hütte und griff nach der Büchse, „und ich bin doch kein Wasserer für d' Ross! Ich bin ein fürstlicher Jager . . . und überhaupts, jetzt muß ich naus auf d' Abendbirsch!"

„No, no, no! Ja Pepperl! Was hast denn?"

„Mir . . . als schwarze Mücken im Schädel, die muß ich ausfliegen lassen draußten. Mich leidet's net daheim!"

„Na, hörst, du thust ja grad wie ein verliebter Kaplan, der net heiraten darf.“

„So?“ Brennende Röte flog über das Gesicht des Jägers, und er murzte: „Kunnt schon sein, daß ich weiß, wie dem z' Mut is! . . . Bhüt Ihnen Gott!“

Kopfschüttelnd sah ihm der Förster nach, dann ging er zum Stall hinunter.

Noch hatte er den Platz nicht erreicht, wo die Wagen standen, als er auf dem Weg, der von der Ache über die Lichtung heraufführte, zwei Reiter auf abgeheßten Pferden kommen sah.

Den einen der beiden Reiter, den kannte Kluibenschädl auf den ersten Blick, das war Graf Goni Sternfeldt. Den Hut schwingend, in heller Freude, lief ihm der Förster entgegen.

„Herr Graf! Herr Graf! Ja grüß Ihnen Gott, Herr Graf! Ja wie kommen denn Sie daher?“

Sternfeldt winkte mit der Reitpeitsche und versetzte dem Pferd einen Hieb. Aber das Tier war ausgepumpt und konnte nicht mehr — es machte nur ein paar kurze Galoppsprünge und fiel wieder in müden Schritt. Doch der Reiter saß fest und ohne Spur von Ermüdung im Sattel, trotz des schweren siebenstündigen Rittes und trotz seiner fünfzig Jahre. Er trug einen flachen Strohhut, einen lichtbraunen Sommeranzug von modischem Schnitt und Lackschuhe, alles grau verstaubt — ein Anzug, der eher für eine behagliche Flanerie auf dem Trottoir der Großstadt passen mochte als für einen Ritt, welcher dem Pferde den weißen Schaum aus Hals und Flanken getrieben hatte.

Der agilen und kräftigen Gestalt nach hätte man den

Grafen für einen Dreißiger nehmen können. Aber Haar und Bart — ein glattgeschnittener Spitzbart, der das schmale Gesicht verlängerte — waren schon völlig ergraut, beinahe weiß. Die klugen grauen Augen waren von wulstigen Brauen überschattet — das einzig Derbe in diesem vornehm gezeichneten Kassegesicht. Die Anstrengung des Rittes hatte das Gesicht gerötet, doch all die ernste Erregung, die aus seinen Zügen sprach, konnte die sarkastischen Linien nicht verwischen, welche tief um den feingeschnittenen Spöttermund und um die Augenwinkel gezogen waren.

Ehe das Pferd noch anhielt, sprang er aus dem Sattel und warf die Zügel dem Reitknecht zu, der ihm folgte.

„Grüß Sie Gott, lieber Förster!“

„Grüß Gott, Herr Graf!“ Kluibenschädl quetschte die Hand, die ihm Sternfeldt gereicht hatte. „Grüß Gott gleich tausendmal! Weil S' nur wieder da sind, Herr Graf! Und die Freud, die der Herr Fürst haben wird! Und Sie . . . wann S' sehen, wie er ausschaut! Ein Zwölfender hat er auch schon! Und zwei satrische Gamsböck!“

Aber dieser weidmännische Erfolg schien den Grafen nicht sonderlich zu interessieren, denn er fragte hastig und erregt: „Der Fürst hat heute Besuch bekommen? Natürlich, da stehen ja die Wagen. Aber sagen Sie mir . . .“ Sternfeldt zog den Förster aus der Hörweite des Reitknechtes. „Wie hat der Fürst diesen Besuch empfangen?“

„Der Herr Fürst? Der weiß ja noch gar nix von der Überraschung, die heut eintroffen is! Der is ja seit in der Fruh net daheim!“

„Nicht daheim? Und daß sie heute kommt — das wußte er gar nicht?“

„Net mit ein Wörtl! Na!“

„Gott sei Dank! Und wo ist er?“

„Draußen im Sebenwald. Aber jeden Augenblick kann er heimkommen . . . weil er hinterlassen hat, daß er zuck sein will bis zum Dineh.“

„Kommen Sie! Wir gehen ihm entgegen. Ich muß ihn sprechen, bevor er nach Hause kommt. Welchen Weg müssen wir nehmen?“

„Da über d' Lichtung naus, durchn Tillfußer Wald.“

„Und er hat keinen anderen Heimweg? Wir müssen ihn treffen? Sicher?“

„Aber gwiß! Bom Sebenwald rein, da giebt's kein andern Weg.“

„So kommen Sie!“ Der Graf wandte sich an den Reitknecht. „Führen Sie die Pferde in den Stall! Und hier . . .“ Er reichte ihm eine Banknote, „das gehört Ihnen, für die halbe Stunde, die wir gewonnen haben. Aber jetzt sorgen Sie für die Tiere so gut wie möglich . . . sie sollen frottiert werden, bis sie völlig trocken sind, und sollen kein Futter und keinen Trunk bekommen, bevor sie nicht ruhige Lungen haben! . . . Kommen Sie, Herr Förster!“

Während Graf Sternfeldt über die Lichtung hinaus-  
schritt gegen den Wald, klopfte er sich mit der Reit-  
peitsche den Staub von den Beinkleidern. Kluibenschädl  
folgte ihm, und seinem Gesicht mit den studierenden Augen  
war es anzusehen, daß er sich dachte: „Sakra! Da muß  
was los sein! Mir scheint, die Gschicht mit der Über-  
raschung . . . die stimmt net ganz!“

**I**n lautloser Stille lag der Tillyfuzer Wald. Schon zog der laue Abendwind von den Bergen abwärts durch das Thal, aber so lind und leise, daß er die Zweige der Bäume nicht bewegte. Nur die schlanken Gräser, die am Saum des Pfades wuchsen, rührten sich ein wenig. Der ganze Waldgrund lag schon in tiefem Schatten, doch die Wipfel waren noch vom Glanz der Sonne umglüht, welche sinken wollte, und wie goldfunkelnde Riesenmauern, von purpurnen Schattenlinien durchzogen, sahen durch die Lücken des Waldes die grellbeleuchteten Berge nieder.

Auf einem Baum, den der Sturm geworfen hatte, saßen Graf Sternfeldt und der Förster. Nicht weit von ihnen zweigte sich der Pfad — der eine Weg führte zur Jagdhütte im Sebenwald, der andere zur Sebenalpe und zum See. Diesen letzteren Pfad konnte man, da er durch schütterten Wald in gerader Linie hügelan stieg, auf eine weite Strecke übersehen.

Je länger die beiden warten mußten, desto ungeduliger wurde Sternfeldt.

„Endlich! Da kommt er!“ Der Graf erhob sich. „Bleiben Sie nur, Herr Förster . . . ich geh ihm entgegen!“



In Gedanken versunken und behaglich schlendernden Ganges kam Ettingen über den Pfad heruntergeschritten. Er trug den leichten Bergstock quer über den Rücken und hatte die Arme darübergelegt. Träumend und lächelnd blickte er vor sich nieder. Sein Hut war rings um die Krempe mit Blüten besteckt — es waren Edelrosen vom Sebensee.

„Heinz!“

Ettingen blickte auf, verwundert, als könnte er dem Klang dieser Stimme nicht glauben. Aber da leuchtete ihm die Freude aus den Augen.

„Goni! Du?“ Ettingen stieß den Bergstock in die Erde und streckte dem Freunde die beiden Hände entgegen. „Du? Du? Wahrhaftig? Du? Ja sag mir nur . . . Nein, Goni, die Freude, die ich habe! Sagen kann ich dir das nicht . . . aber sieh mich an, und du mußt es fühlen!“

„Ja, Heinz!“ Tiefe Bewegung klang aus der Stimme des Grafen. „So deutlich wie in diesem Augenblick hab ich es noch nie empfunden, daß du mir gut bist!“

„Aber Goni! Hast du denn je daran gezweifelt?“

„Nein. Aber wer Gold besitzt, will auch gerne wissen, wie viel es ist, und freut sich der Stunde, die ihn zählen läßt. Und solch eine Zählstunde für deine Freundschaft . . . das war dieser Blick jetzt in deine Augen! Aber weißt du . . . dich jetzt so ansehen dürfen, das hat noch eine andere Freude für mich. Heinz! Heinz! Was ist aus dir geworden, seit ich dich nicht mehr gesehen habe!“

„Ein gesunder, froher Mensch! Ja, Goni, das hab ich dem Wald zu danken . . . und seinem schönen Schweigen! Und dir! Denn du warst es, der diesen herrlichen Fleck

Erde für mich ausfuchte . . . und du weißt ja gar nicht, was du da alles für mich gefunden hast! Ich danke dir, Goni! Ich danke dir! Aber . . .“ Ettingen lachte und schüttelte dem Freund die Hände. „So sprich doch endlich auch wieder ein Wort! Sieh mich nicht immer nur an! Ich will dich nicht nur sehen, ich will dich auch hören! . . . Aber Goni! Was machst du denn da für Augen?“ Lachend beugte er das Gesicht bis nah vor die Augen des Freundes. „Ich bin es schon! Wirklich! Ja, ja, ja!“

„Höre, Heinz! Wahrhaftig, jetzt hätt ich dich beinahe gefragt: Bist du es? Denn daß du so gesund vor mir stehst, so sonnverbraunt, so lachend . . . das allein ist es nicht! Noch etwas anderes! An dir ist was Neues, weißt du! Und wär ich dir so in der Stadt begegnet, ohne zu ahnen, daß du da bist . . . ich glaube, ich hätte dich auf den ersten Blick gar nicht erkannt. Wie ein ganz anderer stehst du vor mir! Und wie mir dieser neue Heinz gefällt! Aus deinen Augen redet eine Lebenskraft, ein Wille zur Freude . . . nein, jetzt hab ich keine Sorge mehr um dich! Jetzt kann ich es dir sagen, warum ich kam . . . heute! Ich bringe dir eine Nachricht, Heinz! Denk dir . . . sie ist da!“

„Wer?“

„Aber Heinz! Errätst du denn nicht?“

„Nein! Wer ist da?“

„Das ist eine Frage, die ich fast nicht begreife. Aber du hättest mir kein Wort sagen können, das ich lieber gehört hätte, als dieses ahnungslose: ‚Wer?‘ . . . Die Brandha ist da. Draußen im Jagdhaus.“

Der Fürst erblaßte. So standen sie eine Weile

schweigend voreinander. Dann stammelte Ettingen: „Sie? Bei mir? . . . Das ist stark!“

Sternfeldt lachte trocken. „Das weißt du doch aus Erfahrung: in Dingen, die stark sind, ist sie groß!“

„Und . . . sie kam allein?“

„Gott bewahre! Wenn ihr auch wenig daran liegt, dich zu kompromittieren . . . das dürfte sogar in ihrer Rechnung eine sehr notwendige Ziffer sein . . . aber für sich selbst muß sie den Schein wahren, um so mehr, da sie . . . wie ich fürchte . . . ,ehrbare' Absichten hat.“

„Sie ist mit dir gekommen?“

„Aber, Heinz! Das ist eine Frage, die mich wirklich verdrießen könnte!“

„Ich bitte dich, Goni, sei mir nicht böse . . . aber ich weiß in meiner Empörung wahrhaftig nicht mehr, was ich rede.“

„Empörung? Wirklich? Was dich blaß macht und dir das Blut wieder ins Gesicht treibt . . . das ist nur Empörung?“

„Was sonst? . . . Aber ja, Goni, ich will ehrlich sein, es ist noch etwas anderes,“ sagte Ettingen mit bebender Stimme. „Was ich jetzt empfinde . . . es ist wie Schmerz! All dieses Vergangene, dieses Häßliche . . . vor einer Stunde noch war es so ganz vergessen, für mich so versunken, als wär es nie gewesen . . . und nun steht es plötzlich da vor mir! Ich hab ein Gefühl, als hätte man mir ein Stück Sonne ausgelöscht, das mich wärmte . . . als hätte man eine Blume zertreten, deren Anblick mir Freude war. Ich hatte das Gefühl wie nach einem Bad, als wär ich reingewaschen an Leib und Seele. Und jetzt! . . . Mir ekelt!“

„Sag ihr das, und du bist sie los! Aber das mit der Sonne und der Blume . . . wie meinst du das?“

„Nein! Diese Nachricht hören . . . und im gleichen Augenblick alles andere sagen? Nein! Das kann ich nicht! . . . Aber wenn sie nicht allein kam? Mit wem kam sie?“

„Kate!“

„Einer ihrer zweifelhaften Freundinnen?“

„Du mußt tiefer greifen! Aber du kommst nicht drauf! Denk dir, wen sie mitbrachte . . . den kleinen süßen Mucki!“

„Den soll ich auch noch ertragen? Ich danke!“ Ettingen lachte in Zorn vor sich hin. „Die Geschichte fängt an, mich zu erheitern. Und daß der mit ihr ist . . . das macht mir die Sache leichter. Aber du? Daß du mit ihnen kamst?“

„Mit ihnen? Nein! Nach ihnen! Aber gerade noch zur rechten Zeit, um dir die erste gefährliche Verblüffung zu ersparen. Gestern mittag brachte mir der biedere Mann, von dem ich in meiner ahnungsvollen Vorsicht ihre Villa überwachen ließ, die Nachricht: mit dem Frühzug sind sie abgereist, Salonwagen nach Innsbruck. Am Abend saß ich im Coupé, kam heute um 10 Uhr in Innsbruck an . . . drei Stunden früher waren sie vom ‚Hotel Europe‘ abgefahren . . . ich erinnerte mich an Shakespeare: ein Königreich für ein Pferd . . . und da bin ich! Und bin neugierig, was du thun wirst? . . . Nun?“

„. . . Ich bin ratlos, Goni!“

„Ich wüßte dir einen Rat! Aber ich weiß, du befolgst ihn nicht.“

„Ja, Goni! Ja! Ja! Jeden, den du mir gibst!“

„Faisons l'épreuve! Dort steht der Förster. Laß dich von ihm nach Ehrwald führen, jetzt gleich . . . drunten nimm dir einen Wagen, fahre nach Garmisch, nach München . . . oder nach Innsbruck, nach Trafoi, wohin du willst . . . oder bleibe in Ehrwald, bis ich dich wieder rufe. Was du brauchst, schick ich dir noch heute hinunter . . . durch einen Jäger, nicht durch Martin!“ Sternfeldt lachte. „So schmerzlich es für dich sein wird, aber von diesem Ehrenmann wirst du dich trennen müssen, denn er ist ihr Helfer gewesen . . .“

„Martin?“

„Ja! Er hat dich neulich auf die Jagd geschickt, und während du fort warst, wurde meine Stube in ein Boudoir für die Brandtha verwandelt! . . . Also? Soll ich den Förster rufen? Und willst du noch ein übriges thun, so schreib mir auf eine Visitenkarte: ‚Mache mein Haus rein, Goni, und ich werde Dir dankbar sein!‘ . . . Willst du?“

„Nein!“

„Siehst du, wie ich dich kenne!“

„Sie ist unter meinem Dach, sie ist mein Gast. Und was du mir auch sagen magst . . . eines wirst du nicht aus der Welt schaffen: ich habe diese Frau geliebt!“ erwiderte Ettingen in Erregung. „Und eine Roheit an ihr begehen, um sie abzuschütteln? Nein! Das kann ich nicht.“

„Roheit? Ich danke für das Kompliment. Aber ich bin nicht gekränkt. Ganz im Gegenteil . . . ich vermute sogar, daß du schon morgen für meinen Rat empfänglicher sein wirst. Du hast sie geliebt . . . ja! Und daß du von deiner Liebe geheilt bist, das glaub ich auch.“

Nur die Blindheit ist dir geblieben. Ich aber habe diese Person gehaßt . . . um deinetwillen! Und der Haß hat Augen. Ich kenne sie. Besser als du. Ohne Gewaltstreich, lieber Heinz, wirst du mit der nicht fertig! Sei vornehm, wohlgezogen und höflich . . . und in drei Tagen hat sie dich wieder eingefangen.“

„Da irrst du dich!“

„Beweis es mir, und ich leiste dir Abbitte. Aber jetzt komm! Nun weißt du, daß die beiden unter deinem Dach sind . . . und deiner vornehmen Seele muß es doch als eine Unhöflichkeit erscheinen: liebe Gäste so lange warten zu lassen. Komm!“ Lachend gab Sternfeldt dem Freunde einen leichten Schlag auf die Schulter und ging auf Kluibenschädl zu. „Na also, lieber Förster . . . fertig zum Heimweg! Unsere gute Durchlaucht hat über ernste Dinge reiflich nachzudenken . . . aber wir beide, wir plaudern? Ja? Was macht die Jagd? Und wo ist der Zwölfender gefallen?“

„Droben beim Sebensee, Herr Graf! Und wenn S' das Gweih sehen . . . da passen S' auf!“ —

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie laute Stimmen im Wald vernahmen. Über den Weg, der zur bayerischen Grenze, zur Anorrhütte und zur Zugspitze führte, kam mit Lachen, Schwätzen und Singen eine lustige Touristengesellschaft herunter, vier junge Leute mit dick angepackten Rucksäcken, und zwei hübsche Mädchen, zu deren runden, vergnügten Grübchengesichtern die Maskerade des ländlichen Kostüms nicht übel paßte. Pfundweis trugen sie die Blumen auf Hüften und Bergstöcken.

Ob das der richtige Weg nach der Tillaß-Alpe wäre, fragten sie den Förster.

Freilich; nur immer gradaus, und sie könnten nicht fehlen.

Und ob in der Sennhütte für sechs Leute Platz zum Übernachten wäre?

„Natürlich! Aufm Heuboden halt! 's Heu ist frisch, da liegen S' gut!“

Diese Aufklärung wirkte auf die heitere Gesellschaft, als hätte man ihr ein köstliches Amüsament in Aussicht gestellt. Lachend und singend wanderten die jungen Leute davon, so eilig, als hätten sie was zu versäumen, und von ihren fröhlichen Stimmen wiederhallte der ganze Bergwald. Als sie die Lichtung erreichten und über den Baumwipfeln die Fahnen des Flaggenmastes wehen sahen, begrüßten sie das Ziel ihres Marsches mit Jauchzern und Jodelrufen, von denen der eine und andere freilich etwas zweifelhaft ausfiel. Aber das gab nur Anlaß zu neuer Heiterkeit. Lachend und schwägend musterten sie die Wagen, guckten in den Stall und grüßten einen Kutscher: „Guten Abend, Herr Vetter!“ Als sie an Mazeggers Hütte vorüberkamen, blickte eines der Mädchen neugierig durch das offene Fenster in die Stube. Sichernd fuhr die Kleine zurück, winkte ihrer Freundin und flüsterte ihr zu: „Du, da mußt hineinschauen: da sitzt einer drin, der macht ein Gesicht wie der Hamlet nach dem Monolog: Sein oder Nichtsein!“ Natürlich, das mußte die andere auch sehen. Aber als sie mit ihren lachenden Augen in die Stube spähte, fuhr Mazegger mit groben Worten auf:

„Was wollen Sie denn? Machen Sie, daß Sie weiterkommen!“

Die Folge war, daß von den jungen Touristen einer

nach dem anderen aus Fenster trat und sich höflich verbogte: „Habe die Ehre!“

Und dann ging's mit Gelächter hinunter zur Sennhütte.

Wazegger hatte im ersten Zorn das Fenster zugeschlagen. Doch als die lustigen Stimmen verklungen, öffnete er die Scheiben wieder und kehrte zu seinem Lauerposten neben dem Herd zurück.

Rittlings saß er auf dem Holzstuhl, mit den Ellbogen auf die Lehne gestützt, das Gesicht zwischen den Händen. Seine Augen schienen nichts anderes zu sehen als Thür und Fenster des Fürstenhauses.

Da schoß ihm das Blut ins Gesicht, und hastig griff er nach dem Fernrohr.

In der Thür des Jagdhauses war Baronin Brandha erschienen. Während sie über die Stufen langsam niederstieg in den Hof, stützte sie sich auf die Goldkrücke ihres Spitzenschirmes. Sie trug eine Sportmütze aus schottischer Seide und ein weißes Lodenkleid von glatter Elegance, mit breitem Ledergürtel von schillerndem Kupferglanz. Faltenlos, wie angegossen, umschmiegte der lichte Stoff die schöne Büste dieses Frauenkörpers, der bei all seiner schlanken Grazie leicht zur Fülle neigte. Weich flossen die Falten des Rockes von den Hüften nieder, jeder Bewegung sich anschmeichelnd, als ob sie nicht verhüllen, sondern zeigen wollten. Dieser langsam ruhige Gang war von seltsam weichlicher Geschmeidigkeit — bei jedem Schritt, bei jeder leisen Bewegung der Arme, bei jedem Wenden und Neigen des Kopfes schien der ganze Körper mitbewegt. Und wie dieses Haar in der Sonne schimmerte! Es war nicht blond, nicht rot — es hatte jenen dunklen Farbenglanz, wie ihn die sterbenden Blätter



an einem schönen Herbsttag haben. In seiner kapriziösen Modefrisur, in dem lockeren Gewell, das sich reich über die Schläfe hinauslegte, umschloß dieses Haar gleich einer leuchtenden Goldhaube ein rundes Gesichtchen, wie von Watteau gemalt, weiß und rot, mit zarten Grübchen und bläulichen Schatten, mit den klar gezeichneten Sicheln der dunklen Brauen und mit heißen Lippen, leicht geöffnet, wie ein Mund, welcher dürstet. Und diese reinen, frischen Farben wirkten wie Natur. Waren sie Kunst, dann verstand sich diese Frau wie eine Meisterin auf das *corriger la beauté*.

Bei der rosigen Frische dieser Farben hatte das linde Gesichtchen etwas jugendlich Unreifes, fast rührend Kindliches. Dem widersprachen aber die feinen, wie mit der Nadelspitze gezogenen Linien an den Mundwinkeln — und die Augen! Das waren Augen, die zu einem anderen Gesichte zu gehören schienen. Wohl gaben die schweren Wimpern diesen Augen etwas müd Verschleiertes, und ihre Farbe war ein erloschenes Blau, doch in der matten Iris brannten die großen Pupillen, schwarz und feurig wie die Beeren der Tollkirsche.

Und wie diese Augen in nervöser Ungeduld und Erregung flackerten, während sie beim Hofthor stand, mit der Schirmspitze im Sand wühlte und immer hinunterspähte über den Weg!

Dann plötzlich lachte sie, mit perlender Stimme, hell und vergnügt wie ein Kind, das in gereizter Laune mit einem Spielzeug überrascht wird.

Sensburg kam über den Weg herauf — „jaagerisch“ maskiert, mit Toppe, grüner Weste, kurzen Lederhosen, genagelten Schuhen und Wadenstrümpfen, die wohl mit

fünffacher Wolle unternäht waren, um hinter den Knien den „echten“ Buckel zu machen. An der Toppe trug er Hirschhornknöpfe, die ein spannenlanges Knopfloch brauchten, und an der Uhrkette baumelte eine faustgroße Verlocke von silbergefähten Adlerklauen, Hirschgranen und Murmeltierzähnen. Die Kniee mußte er mit irgend einer Tinktur gefärbt haben, denn sie waren wie Kastanien so braun. Er ging wie ein Holzknecht, breitspurig und die Arme schlenkernd.

Das war ein Anblick, daß auch Mazegger lächeln mußte, als dieser „jaagerische Bua“ im Gesichtsfeld des Fernrohrs erschien. Bis in seine Stube konnte Mazegger das heitere Lachen der schönen Frau und ihre Stimme hören, als sie in einer fremden Sprache — es war englisch — dem anderen etwas sagte. Das mußte ein Kompliment gewesen sein, denn der „Jaagerische“ verbogte sich geschmeichelt, und um seiner Rolle recht getreu zu werden, versuchte er das Lallen und Wortkauen eines steyrischen Kretins nachzuahmen. Dann fiel er, nach ein paar englischen Floskeln, wieder in den Wiener Fiaferton und lachte:

„So ein Gstell? Was? Is ein Gstell! Giffen! Und echter man kann nicht! Aber Sie, Baronin . . . anschauen thun S' heint wieder . . . ich sag Ihnen, Baroninderl, großoatig! Zucker!“ Galant umtänzelte Sensburg die schöne Frau und begann mit gustiöser Ausführlichkeit ihre Reize zu preisen. „Und denken, daß all diese heazige Schennheit für einen anderen blüht . . . das ist schmeazhaft, Baronin, wiaklich schmeazhaft!“ Er verdrehte die Augen und seufzte. Um die schöne Frau wieder lachen zu machen, spielte er eine drollige Panto-

mime als hoffnungslos schmachtender Seladon — aber es schien in dieser Pöffe auch ein Funke von Ernst zu glimmen: die ohnmächtige Sehnsucht eines verliebten Narren, der begehrt, was hoch über ihm steht, unerreichbar.

Sah sie dieses kleine Lichtlein brennen, und hatte sie Ursache, zu wünschen, daß es nicht erlosch? Lächelnd reichte sie ihm die Hand, an der in der Sonne die Ringe blitzten, und ließ sie küssen. Blaudernd und lachend wanderten sie im Hof des Jagdhauses auf und nieder, und so oft sie fecht machten, tänzelte Sensburg auf die linke Seite der Baronin.

Da sah Mazegger durch das Fernrohr, daß die schöne Frau jählings verstummte. Alle Züge ihres Gesichtes veränderten und spannten sich, ihre Augen wurden große. Aber diese Erregung löste sich in ein bezauberndes Lächeln, als sie mit Sensburg zum Hofthor ging. Im gleichen Augenblick hörte Mazegger die Stimme des Fürsten, der mit Sternfeldt an der Hütte vorüberkam. Was Ettingen sagte, konnte der Jäger nicht verstehen, auch nicht, was der Graf erwiderte. Aber wie gepreßt diese Stimmen klangen, wie erregt!

Als die beiden an der Hütte vorüber waren, huschte Mazegger gebückt zum Fenster, kniete auf die Dielen nieder und stützte das Fernrohr, damit es in seinen unruhigen Händen nicht zittern konnte, auf das Gesimse. Schwer atmend richtete er das Glas auf das Gesicht der schönen Frau und belauerte jeden Blick ihrer Augen, jede leise Sprache ihrer Mienen.

Den Grafen, der sie zuerst begrüßte, schien sie nicht gern zu sehen; als er sich lächelnd vor ihr verbeugte,

nagte sie mit den kleinen blinkenden Zähnen an der Lippe, und ein Bornblitz flammte aus ihren Augen. Aber ganz verwandelt schien sie, als sie auf den Fürsten trat, dem Sensburg lachend und schwachend entgegengegangen war. Da hatten ihre Augen einen anderen Blick! Und wie sie lächelte, wie sie plauderte, wie alles lebte und sprühte in diesem Gesicht! Und dieser Blick nun wieder! Wie eine Bitte, welche schenkt, demütig und sieghaft — ein Blick, der zu sagen schien: „Ich will dich . . . darum bist du mein!“

Da verfinsterte sich das Glas, Mazegger sah nichts mehr — und als er aufblickte, stand der Förster vor dem Fenster.

Kuibenschädl machte verblüffte Augen, als er den Jäger mit dem Fernrohr so auf den Dielen knien sah.

„Was treibst denn da? Unsere Herrenleut ausspionieren? So was laß fein bleiben, gelt? Und Uhr hast wohl auch keine? Sechse is 's! Schau, daß in Dienst kommst!“

Wortlos erhob sich Mazegger und schob das Glas zusammen. Hastig richtete er sich für den Birschgang und schritt über das Umfeld hinunter. Als er den Wald erreichte, blieb er stehen und blickte nach dem Jagdhaus hinauf, der Hof war leer — der Fürst und seine Gäste waren ins Haus getreten.

Mazegger nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Es schien, als wäre er ein anderer geworden. Sein Gesicht braunte, und er atmete wie einer, dem eine Kette von den Gliedern fiel. Lachend streifte er mit den Augen alle Fenster des Jagdhauses, und während er hineinschritt in den Schatten des Waldes,

raunte er vor sich hin: „Die erlöst mich von ihm! Wenn die ihm ihre Augen hinmacht, muß er vergessen . . . alles!“ — —

Der Förster war in seine Hütte gegangen und schürte im Herd ein Feuer an. Er schien zu denken, daß man ihn heute nicht zur Tafel rufen würde. „Schad um mein gsparten Hunger!“ Aber juist, als er die Pfanne von der Wand herunternahm, erschien Martin in seiner schwarzen Gala.

„Durchlaucht lassen den Herrn Förster zur Tafel bitten!“

Während die beiden hinaufgingen zum Jagdhaus, sagte der Förster plötzlich: „Sie, Herr Kammerdiener . . . Ihnen hab ich einen ernstlichen Vorhalt zu machen! Wie mich einige Andeutungen des Herrn Grafen Sternfeldt vermuten lassen, haben Sie mich, wie man zu sagen pflegt, über den Löffel halbirt . . . mit derselbigem ‚Über-raschung‘! Sie verstehen mich schon! Und ich muß mir so was für die Zukunft ganz entschieden verbitten! Solchene Sachen mag ich net!“

Martin biß sich wütend auf die Lippe, doch er erwiderte kein Wort. Er warf nur einen scheuen Blick zu den offenen Fenstern des Speisezimmers hinauf, als hätte er Sorge, daß irgend jemand die geharnischte Erklärung des Försters gehört haben könnte. Es war überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas unruhig Ängstliches, als hätte er die Ahnung, daß ihm heute noch irgend eine Unbehaglichkeit bevorstünde.

Sie traten ins Haus.

Nach einer Weile wurden droben im Speisezimmer die Fenster geschlossen. Von den Stimmen bei der Tafel

drang nur ein leiser, verschwommener Hall in den Hof herunter. Am deutlichsten unterschied man die Stimme des Edlen von Sensburg, der während des ganzen Diners das große Wort zu führen schien. Häufig hörte man auch ein helles, perlendes Lachen. Die Fiaker-späße des „kleinen süßen Mucki“ schienen die schöne Frau in die heiterste Laune zu versetzen.

Je ruhiger der schöne Abend um die Mauern des Jagdhauses und um die stillen Jägerhütten dämmerte, desto lauter ging es drunten in der Sennhütte zu, in der sich die junge Touristengesellschaft gemütlich eingerichtet hatte. Vergnügtes Schwätzen wechselte mit Gesang, lustiges Kreischen mit lautem Gelächter, und dazu kimperte und klang eine Zither.

Als es dunkel wurde, kehrte Pepperl von der Birse zurück. Lange stand er vor der Thür des Försterhäuschens und lauschte zur Sennhütte hinunter, bis er wütend vor sich hin brummte: „So ein Madl! Da hört sich doch alles auf! Daß die doch allweil ihr Gaudi haben muß . . . mit andere Leut!“ Schwer seufzend trat er in die Hütte, legte sein Jagdzeug ab und setzte sich vor die Thüre.

Wenn drunten in der Sennhütte ein Lied verklang und die jungen Stimmen so recht in übermütigem Jubel durcheinander schrieten, drückte Pepperl die Hände über die Ohren, als ginge ihm diese laute Freude wie ein unerträglicher Schmerz in den Kopf.

Es war finstere Nacht geworden, als Martin mit einer Laterne über den Weg herunterkam, um Herrn von Sensburg zum Fremdenhaus zu führen.

Ein paar Minuten später erschien der Förster, und gerade, als er seine Hütte erreichte, fingen sie drunten

in der Sennhütte wieder zu singen und zu jodeln an. Fast wäre er in der Finsternis über Pepperl's Beine gestolpert.

„Geh, du Leimsieder! Was hochst denn da in der Nacht umeinander! Hörst denn net, wie lustig als 's zugeht bei der Burgi drunten? Mach weiter . . . geh halt auch ein wengerl nunter und thu dich ein bißl veramamieren. Brauchen kannst es . . . du mit deiner maulhentsolischen Traurigkeit allweil! Geh zu, geh nunter ein bißl!“

Pepperl erhob sich — er war ein allzu gehorsamer Jäger, als daß er einem so klaren Befehl seines Vorgesetzten hätte widersprechen können. „No ja, wenn S' meinen, es muß sein . . . in Gottsnamen . . . geh ich halt nunter!“

„Aber bleib net z'lang, gelt? Morgen in der Fruh um fünfe mußt mit'm Herrn von Sensburg zur Gamsbirsch naus!“

„Mit dem? Da dank ich schön! Vor dem laufen ja die Gamsböck davon auf tausend Schritt! Wo soll ich denn hin mit ihm? Zum Sebensee naus?“

„Na, na! Grad hat's der Herr Fürst g'sagt: überall kann er hingehn, bloß net zum Sebensee . . . den bhalt sich der Herr Fürst für ihm selber vor! Gehst halt hin, wo d' meinst, er verdirbt nix! Und schießen kannst ihn lassen, auf was er mag . . . treffen thut er eh nix, der! Aber jezt geh zu, Pepperl, und sei vergnügt!“

„No ja, meintwegen, muß ich halt nunter!“ Pepperl seufzte, als wäre für ihn der Weg zur lustigen Sennhütte noch eine „viel härtere Sach“ als die Gamsbirsche, die ihm für den kommenden Morgen drohte. Und stolpernd verschwand er in der Nacht.

Der Förster zündete in der Hütte die Lampe an. Da hörte er einen Wagen kommen. Es war ein Einspanner aus Innsbruck, der das Gepäck des Grafen brachte. Knibenschädl hieß den Kutscher warten und eilte ins Jagdhaus hinauf. Am Wohnzimmer des Fürsten mußte er ein paarmal pochen, bis man ihn hörte — so erregt, wenn auch mit gedämpften Stimmen, wurde da drin gesprochen.

Als Knibenschädl in das von einer großen Lampe hell erleuchtete Zimmer trat, saß Graf Sternfeldt mit erloschener Cigarre in einem Fauteuil, und Ettingen stand mitten im Zimmer. So hatte der Förster seinen Herrn noch nie gesehen: mit dieser Bornader auf der Stirn, mit diesen blitzenden Augen.

„Ich bitt um Vergebung, Duhrlauch, wenn ich gestört hab,“ stotterte Knibenschädl, „aber ich hab nur dem Herrn Grafen melden wollen, daß seine Sachen eingetroffen sind.“

Ettingen nickte, als hätte er nicht recht gehört. Und zum Fenster tretend, preßte er die Hand an seine glühende Stirne.

„Ja, lieber Förster, ich danke Ihnen,“ sagte Sternfeldt, „und bitte, lassen Sie drunten im Fremdenhaus die Sachen einstweilen in mein Zimmer schaffen . . . ich komme gleich hinunter. Es ist Zeit für mich, daß ich mich aufs Ohr lege . . . ich bin müde.“ Er erhob sich und streckte die Beine. „Jetzt merk ich doch, daß ich meinen alten Knochen mit diesem Ritt mehr zugemutet habe, als ihnen lieb ist. Na, hoffentlich werde ich heute in meinem delogierten Bett ebenso gut schlafen, als ob es noch an seinem alten Platz stünde.“ Lachend trat er



zum Schreibtisch und brannte die erloschene Cigarre wieder an. „Also, lieber Förster, ich komme gleich!“

Kluibenschädl machte ein Buckerl und drückte sich, wobei er noch einmal mit scheu besorgtem Blick seinen Herrn streifte.

Eine Weile war's still im Zimmer. Ettingen blickte durch das Fenster in die sternhelle Nacht hinaus, und obwohl die Scheiben geschlossen waren, konnte er den heiteren Spektakel hören, den die junge Gesellschaft drunten in der Sennhütte trieb.

Sternfeldt blies den Rauch seiner Cigarre vor sich hin und betrachtete das erlöschende Bündholz, als wäre er neugierig, wie lang der kleine Funke, der von der Flamme zurückgeblieben, noch glimmen würde.

Plötzlich kehrte sich Ettingen vom Fenster ab, und wie an eine Auseinandersetzung anknüpfend, in der sie durch den Eintritt des Försters unterbrochen wurden, sagte er: „Von allem, was du mir vorgehalten, kann ich nicht ein einziges Wort widerlegen. Und ich will es auch gar nicht. Aber versetze dich nur in meine Lage, Goni! Sie sind meine Gäste . . . das bindet mir die Hände . . . auch wenn ich mir hundertmal sage: ich habe sie nicht gerufen. Ich selbst empfinde doch das Zusammenleben mit diesen beiden wie etwas Unerträgliches! Und ja, du hast recht . . . dem wäre am leichtesten mit einem rücksichtslosen Wort ein Ende gemacht. Aber das kann ich nicht, das bring ich nicht fertig. Ich kann doch meine Natur nicht auf den Kopf stellen. Ich bin nun einmal so . . . und damit mußt du rechnen.“

„Ja, ich habe in meiner Rechnung einen Fehler gemacht. Während ich da herauftritt, daß mir und dem

Pferd der Atem ausging, hab ich mit all deinen Eigenschaften gerechnet, nur nicht mit deiner Höflichkeit. Die ist in dir zu klassischer Vollendung ausgebildet. Wäre ich ein Dieb, ich würde bei dir einbrechen . . . da wäre ich eines liebenswürdigen Empfanges sicher! Sollte dir der unhöfliche Gedanke kommen, mich aus dem Haus werfen zu lassen, dann dürftest du nur sagen: Mein Herr, ich bin unter Ihrem Dach und fühle mich als Ihr Gast! Tableau! Und ich würde an deiner Tafel sitzen und bekäme von dir die Schüssel gereicht . . . wie heute die Brantka.“

„Ich bitte dich, Goni . . . du marterst mich . . . laß diese Scherze!“

„Ich? Und scherzen? Gott bewahre! Mir ist so ernst, wie einem Menschen nur sein kann, der einen Freund in Gefahr weiß.“

„Gefahr? Ach, geh doch!“ erwiderte Ettingen fast unwillig. „Glaube mir, ich fühle mich an Leib und Seele so frei, als hätte mich nie ein Wunsch meiner Sinne an diese Frau gefesselt. Sie ist mir so fremd geworden, so völlig fremd, daß ich sie ansehen und mich erschrocken fragen kann: Wie war's nur möglich, daß ich sie geliebt habe? . . . Das ist Wahrheit, Goni! Was fürchtest du also?“

„Ihre Schönheit! Denn schön ist sie . . . das muß ich ihr lassen. Ich habe sie heute bei Tisch allen Teufeln an den Hals gewünscht . . . aber bewundert hab ich sie doch! Und noch etwas anderes macht mich unruhig: deine Erregung. Könntest du nur sehen, wie deine Augen brennen, und hören, wie deine Stimme klingt. Wenn du deiner so sicher bist . . . weshalb diese Erregung? Das versteh ich nicht.“

Ettingen antwortete nicht gleich. „Ja, du hast recht! Ich begreife mich selbst nicht. Ich könnte doch wirklich die deplacirte Poffe, die mir diese beiden Menschen ins Haus brachten, mit kalter Ruhe an mir vorüberspielen lassen! Und doch ist ein Aufruhr in mir . . .“

„Ja, Heinz, in dir ist etwas, das sich meinem Blick verschließt. Und das eben beunruhigt mich. Das ist noch etwas anderes als nur der Widerwille, von dem du sprichst. Diesen Widerwillen . . . den hast du übrigens bei Tisch zur Genüge merken lassen, trotz all deiner Höflichkeit als Wirt. Der süße Mucki, freilich, der war blind dafür . . . dem geht nicht so leicht was durch die dicke Haut. Aber sie hat gemerkt, wie sie dran ist. Und es war für mich ein wahrer Hochgenuß, ihre wachsende Mut zu beobachten und das fabelhafte Geschick, mit dem sie ihren nervösen Zorn durch forcierte Heiterkeit maskierte. Der erste, lächelnde Empfang, den sie dir bereitete, ließ mich vermuten, daß sie dich in aller Liebenswürdigkeit ein paar Wochen blockieren will, um dich im Anblick ihrer Reize dürsten zu lassen. Aber sie wird ihre Taktik ändern. Nun weiß sie, daß deine Höflichkeit mit dem Ekel kämpft — und sie ist klug genug, um diese Stimmung in dir nicht wachsen zu lassen. Sie selbst wird die gründliche Aussprache, die du in deinem vornehmen *noli hospitem tangere* gerne vermeiden möchtest, so rasch wie möglich herbeiführen . . .“ ein sarkastisches Lächeln glitt über die Lippen des Grafen, „vielleicht schneller, als du denkst . . . und mit einem Gewaltstreich, den ich ihr zutraue.“

„Was meinst du damit?“

„Das soll ich dir noch erklären?“ Sternfeldt lachte.

„Nein, guter Heinz! Da wart es nur lieber geduldig ab, bis du verstehst, was ich meine. Und jetzt Gute Nacht!“ Er zerdrückte die Cigarre in der Aschenschale und trat vor Ettingen hin. Jeder spottende Zug war ausgelöscht in seinem Gesicht, und tiefer Ernst blickte aus seinen Augen. „Heinz, du bist erregt . . . das gestehst du ja selber zu! Und Blut, das siedet, ist immer zu unberechenbaren Dingen geneigt. Laß dir wenigstens den einen Rat noch geben . . . leg dich mit diesem heißen Kopf nicht schlafen! Mach draußen in der kühlen Nacht noch einen Bummel, oder . . . auf deinem Schreibtisch liegt der Quartalsbericht und die Abrechnung deines Verwalters . . . setz dich heute noch drüber, Heinz! Da hast du drei oder vier Stunden nüchterne Arbeit. Das wird dich beruhigen, und . . .“ wieder lächelte er, „dann geht's ja auch auf den Morgen zu. Ja, Heinz? Willst du das?“

Zögernd reichte Ettingen dem Freunde die Hand, ohne ein Wort zu sagen.

„Na also, ruhige Nacht!“

Ettingen sah dem Grafen nach, der zur Thüre ging. Dunkle Röte war ihm ins Gesicht gestiegen, als hätte er jetzt verstanden, wie der Rat des Freundes gemeint war.

„Goni? . . . Du denkst nicht gut von mir!“

„Von dir? Doch, Heinz!“ Sternfeldt lächelte. „Aber von ihr nicht.“ Er wollte schon die Thür öffnen, aber da blieb er wieder stehen. Der Ausdruck seiner Züge verriet, daß er mit einem Entschluß kämpfte, der ihm nicht leicht wurde. Und dann erwachte in seinen ernstesten Augen ein Blick, so träumend weich und von so mildem Feuer, daß Ettingen seltsam betroffen zu ihm auf sah.

„Goui?“

Sternfeldt hob den rechten Arm und streifte die Manschette zurück. „Sieh her, Heinz, was ich da habe!“ Er trug am Handgelenk eine Goldkette mit kleinem Medaillon. „Ein Talisman, den ich seit fünfzehn Jahren trage! Es hat eine Zeit gegeben, Heinz, in der ich, aller Tollheit des Lebens fähig, ein Spielzeug jeder Stunde war, die mir das Blut heiß machte. Aber dann kam eine Wandlung über mich, es ist rein in mir geworden, klar und still. Seit damals trag ich diese Kette. Und der Talisman, den diese Kapsel enthält, hat mich seit fünfzehn Jahren vor aller Thorheit und Häßlichkeit des Lebens bewahrt. Und dieser Talisman, Heinz . . . ich glaube, der hätte auch Macht über dich . . . und ich möcht ihn dir geben. Aber ich kann die Kette nicht abnehmen . . . sie hat kein Schloß und ist angeschmiedet an meinen Arm . . . denn weißt du, ich will sie mitnehmen auf meinen letzten Weg. Aber willst du nicht sehen, was diese Kapsel enthält?“ Er trat zum Schreibtisch und hielt den Arm in das helle Licht der Lampe. „Komm her, Heinz!“

Schweigend öffnete Ettingen die goldene Kapsel und sah in ihr das Miniaturbild einer Frau, noch schön, obwohl sich schon graue Fäden in das Braun ihrer welligen Haare mischten, mit ernstern ruhigen Augen und einem leisen Schmerzenszug um den lächelnden Mund.

„Das Bild meiner Mutter? . . . Goni!“

„Das sagst du ja wie in Schreck? Daß ich deine Mutter liebte . . . hast du es nie geahnt?“

„Und . . . und meine Mutter?“ stammelte Heinz.

„Sie war mir gut . . . und ich glaube, sie wäre

glücklich geworden an meiner Seite. Aber sie war es . . . auch ohne mich! In ihrer Liebe zu dir! Und sie wies mich ab, weil sie ganz ihrem Sohn gehören wollte. Aus dir einen Mann zu machen, frei, glücklich und stolz . . . mehr wollte sie nicht von ihrem Leben. Dafür konnte sie jedes Opfer bringen, auch das Opfer ihres Frauenherzens. Und sag, Heinz . . . verpflichtet solche Liebe nicht? Und begreiffst du nun meine Sorge um dich! Soll deine Mutter umsonst gelebt haben?“

„Goni . . .“

„Nein! Jetzt wollen wir nicht weiterreden. Nachdem ich dir das gesagt habe, giebt es kein Wort mehr!“ Sternfeldt legte die Hände auf Ettingens Schultern und sah ihm lächelnd in die Augen. „Gute Nacht, Heinz!“ Dann ging er.

Ettingen blieb in einer Erregung zurück, die ihn erschütterte bis ins Innerste. Als wäre in ihm ein Wirbel von Gefühlen und Bildern, die in stürmendem Wechsel auf und nieder tauchten, ohne vor seiner Seele zu rechter Klarheit zu kommen, so stand er regungslos inmitten des Zimmers.

Da weckte ihn ein Geräusch im anstoßenden Raum. Er richtete sich auf, und eine Furche grub sich in seine brennende Stirne. Als er die Thüre des Schlafzimmers aufstieß, gewahrte er den Lakai, der das Lager für die Nachtruhe seines Herrn bereit gemacht hatte und mit einem Sprühflacon durch das Zimmer ging, um ein schwül duftendes Parfum in die Luft zu stäuben.

„Was machen Sie da?“ fragte Ettingen mit erzwungener Ruhe. „Ich habe Sie nicht gerufen.“

„Aber ich bitte, Durchlaucht,“ stotterte Martin, „mein Dienst . . .“

„Dienst? Bei mir? Sie irren sich! Ich habe Grund zu vermuten, daß Sie im Dienst der Baronin Brandha stehen. Und fremde Dienerschaft will ich für meine Person nicht belästigen. Sie können gehen . . . und von morgen an wird Pragmaler den Dienst bei mir übernehmen. Adieu!“

Mit aschfahlem Gesicht verbeugte sich Martin, und während er das Zimmer verließ, konnte er noch hören, wie Ettingen das klirrende Fenster aufriß. Die frische Nachtluft rauschte in den schwülen Raum und trieb, als die Thür geöffnet wurde, den schweren süßen Wohlgeruch in den Flur hinaus und hinter dem Lakaien her, dessen Frackschöße in der Zugluft wehten.

Eine Weile stand er ratlos, mit geballten Fäusten. Da sah er die kleine Französin aus dem Zimmer der Baronin treten und hörte sie noch sagen: „Je vous souhaite la bonne nuit, madame!“

Lautlos huschte er auf das Mädchen zu. „Mamzelle Fifi?“

„Hein?“

Ob die Baronin noch zu sprechen wäre? Nur eine Minute.

Für den guten getreuen Martin? Gewiß.

Er pochte an die Thüre.

„Entrez!“

Martin trat ein. Als er einige Minuten später das Zimmer wieder verließ, schien seine Erregung und Sorge beschwichtigt, denn er trug die Nase hoch in der Luft und lächelte.

Während er über die Treppe hinunterstieg, hörte er das kichernde Gezwitzchen der Französin. Sie stand mit Sensburgs Leibjäger im Hof, und der heitere Lärm, der von der Sennhütte heraufklang, reizte ihre Neugier.

„Je veux voir ça, moi!“

Zu diesem Wunsche zuckte Martin hoheitsvoll die Schultern. Der „Stall“ dort unten, das wäre doch kein Aufenthalt für „feine Leute“ — in „solche“ Gesellschaft könnte man unmöglich gehen, ganz unmöglich.

Fifi verzog das hübsche Mäulchen und lachte. „Moi, ça m'est bien égal, qu'on puisse y aller ou pas y aller. Vous m'y conduiserez, n'est-ce pas, Jean?“

„A votre service, mam'zelle!“ erwiderte der Leibjäger galant und bot ihr den Arm.

Während Martin seine Stube aufsuchte, wanderten die beiden schwägend und kichernd über das finstere Umfeld hinuter.

Droben am Himmel schnäuzte sich ein Stern, und gleich einer dünnen Feuerrute fuhr's über die Berge hin.





**E**inige Stunden früher.

Es dämmerte über dem Thal der Leutasch, und vom Kirchturm tönte der Abendsegen über die stillen Häuser hin und hinaus über die von zartem Nebel behauchten Wiesen. Auf den Straßen lag schon die Ruhe des schläfrig gewordenen Tages, nur einige junge Burschen stapften paarweis mit ihren qualmenden Pfeifen an den Zäunen hin, manchmal nach einem Fenster spähend, hinter dem ein Licht brannte.

Da kam ein Jäger hastigen Ganges durch das Dorf herunter. Es war Mazegger. Keuchend ging sein Atem, und in Unruh blickte er nach allen Seiten und über die Straße aus. Sein Schritt verzögerte sich, je näher er dem Petrischen Hause kam. Um das Klappen seiner Schuhe verstummen zu machen, trat er in den mit Gras bewachsenen Straßengraben hinunter. Als er den Zaun des Hauses erreichte, das vom Duft seiner tausend Blumen still umflossen war, duckte er sich und schlich an der Holunderhecke hin, um eine Lücke zu finden, durch die er in den Garten blicken könnte.

Am Hause waren die Fenster der Wohnstube schon erleuchtet, und da die Vorhänge offen standen, sah man durch die hellen Scheiben in den traulichen Raum mit

seinen Bildern und Geräten und sah, wie Frau Petri ruhig ab- und zuging, um den Tisch zu decken und die Tassen zu stellen.

Dunkler und dunkler sank die Dämmerung über Haus und Garten nieder.

Da hörte man zwischen den Beeten die Stimme Lo's: „Zwei Kannen noch, und dann wird's genug sein.“

Am Brunnen klapperte der Schwengel, das Wasser plätscherte, im Riese knirschten die schweren Schritte der Magd, und nun ließ sich das leise Brausen des über die Blumen fallenden Sprühregens vernehmen.

Dann war's still im Garten; nur noch das Gemurmel der Quelle im Wasserbecken.

Während die Magd das Gartengerät und die Kannen in der Tenne verwahrte, machte Lo noch einen Rundgang um alle Beete und durch den Obstgarten. Einen grünen Zweig in der Hand, den sie unter stillem Sinnen spielend durch die Finger streifte, wandelte sie ruhigen Ganges auf den weißen Wegen dahin. In einem Sommerhäuschen, welches dicht am Zaun auf einem kleinen Hügel stand, ließ sie sich nieder. Da konnte sie über die dunklen Gärten und Wiesen weit hinausblicken gegen Westen, bis zur Waldscharte des Gaissthal's, über dem der Himmel mit seinem letzten Gold noch zwischen den schattenblauen Bergen leuchtete.

Lind umwebte sie der schöne Frieden des Abends und trug ihre lächelnden Träume auf stillen Schwingen in die Ferne.

Da klang eine gepresste Stimme über den Zaun her: „Guten Abend, Fräulein!“

Lo blickte auf und sah über der gestutzten Holunder-

hecke das bleiche Gesicht mit den funkelnden Augen. Sie erhob sich und verließ das Sommerhäuschen. „Guten Abend!“ sagte sie, wie man einen Fremden grüßt, und ging auf das Haus zu.

Der Pfad führte am Zaun entlang, und so konnte Mazegger über der Hecke draußen gleichen Schritt mit ihr halten.

„Aber eilig haben Sie's heut!“ Der Jäger lachte. „Freilich, ich bin halt nur der Mazegger. Und nicht der ander . . . der mit'm Krönl im Schnupftuch! Wenn's der wär, aaah, da thät sich's freilich rentieren, daß man stehen bleibt. Da hätt man Zeit eine ganze Nacht lang . . . wie draußen beim Sebensee! Gelt, ja?“

Schweigend, ohne das Gesicht zu wenden, folgte Lo ihrem Weg.

„Aber ich komm von Tillsfuß herein! Da sollten Sie doch ein bißl neugierig sein, was draußen los is . . . bei Ihrem hochgeborenen Courschneider! Es könnt ja sein, daß ich was zu erzählen hätt, das Ihr Herzl intressieren muß . . . weil's was von ihm ist! Na also, wirklich? Gar nicht neugierig?“

Er wartete auf Antwort. Vergebens.

Nun lachte er wieder, gallig und rauh. „Sie, Fräulein . . . so gar stolz sollten Sie doch nicht sein! Denn wenn Sie von mir nichts hören mögen . . . bis er Ihnen wieder was vorplauscht, mein' ich, das kann lang dauern. Jetzt kommt er so bald wohl nimmer zum Sebensee! Jetzt hat er keine Zeit mehr . . . für Sie! Jetzt hat er Besuch bekommen! Heut! Und was für einen! Eine Baronin! Natürlich . . . billiger thut er's nicht, wenn's ernst wird. Ich hab mir allweil gedacht, es gäb nichts Schöneres

auf der Welt, als Sie sind. Aber die! Naah! Was die für ein Lachen hat! Da müßt der ägyptische Joseph drüber stolpern. Und Joseph ist der doch keiner! Gelt? Und wie sie ihn frißt mit ihren sündsönen Augen! Und er erst! Er!“ Mazegger lachte. „Freilich, die vornehmen Herren, die halten's gern mit der Abwechslung. Heut Butterbrot und Sebensseebümln . . . und morgen wieder Salami mit Pfeffer . . .“

Lo hatte den Pfad verlassen, und quer durch die Wiese schritt sie auf das Haus zu. Was der Jäger ihr nachrief, verstand sie nicht mehr — nur noch sein Lachen hörte sie.

Als sie zur Hausthür kam, mußte sie sich an die Mauer stützen — so zitterten ihr die Kniee. Doch diese Schwäche währte nicht lang. Sie richtete sich auf, und ruhigen Schrittes trat sie ins Haus. Matter Lichtschein fiel aus der Küche in den Flur und über die Bilder hin, welche die Mauer bedeckten.

Während Lo zur Stube ging, berührte sie eines der Bilder mit der Hand — als gäb es ihr Trost und Kraft, die Leinwand zu fühlen, auf der ein reiner und schöner Gedanke ihres Vaters Form und Farbe gewonnen.

Nun trat sie in das helle, trauliche Zimmer, in dem Frau Petri noch mit dem Tisch beschäftigt war.

„Du, Lo? Heute kommst du früher als sonst. Bist du draußen schon fertig?“

„Ja, Mutter . . . mit allem.“

Beim Klang dieser Stimme blickte Frau Petri betroffen auf. Da sah sie dieses weiße, vom Schmerz berührte Gesicht, diese verstörten Augen, und erschrocken fragte sie: „Kind? Was hast du?“

„Nichts!“

„Aber Lo! Wenn du dich nur sehen könntest! Ich bitt dich, Kind, jage mir doch nicht solchen Schreck ein! Sag mir . . . was hast du? Bist du krank?“

„Nein, Mutter, gewiß nicht!“

„Das sagst du mir und kannst mich doch nicht ansehen dabei!“ Vor Sorge zitterte die Stimme der alten Frau. „Kind!“ Sie faßte die beiden Hände des Mädchens. „Und wie kalt du bist . . . deine Hände sind ja wie Eis!“

„Ich bin erschrocken . . . vor etwas Häßlichem. Draußen im Garten, dicht vor meinen Füßen, kroch eine Natter über den Weg . . .“

„Nein! Nein! Das hätte mich erschrecken können! Aber du! Vor einem Tier erschrecken, das nur unschön ist, aber nicht gefährlich . . . das ist doch sonst nicht deine Art! Sag mir, was du hast . . . und sieh mich doch an, Lo!“

Ein Lächeln erzwingend, hob Lo die Augen. Aber stärker als ihr Wille, ruhig zu erscheinen, war der stumme Sorgenblick, der auf ihr ruhte. Sie zitterte und schlug die Augen nieder.

„Lo! . . . Daß das vorhin, was du von der Natter sagtest, nur ein Gleichnis war, das fühl ich doch! Draußen im Garten ist etwas geschehen, was dich kränkte. Das war so abscheulich, daß du es deiner Mutter gar nicht sagen magst . . . und ich frag auch nicht mehr. Ich kann mir's ja denken! Wie halt die Leute oft schwagen: ein dummer oder böser Mensch wird dir was gesagt haben . . . ein Wort, das etwas in dir verlegte, was dir lieb und heilig ist.“

„Ja, Mutter! Lieb und heilig! Etwas, an das ich glaube, wie ich an Papa glaube und an dich!“

„Gelt, ja? Ich hab's erraten?“ Mit scheuem Blick an dem Gesicht ihres Kindes hängend, atmete Frau Petri, als läge ihr ein Stein auf der Brust. „Aber schau nur, wie ich mich Sorge um dich! Und nicht nur, weil du so herein kamst . . . nein, Lo! Schon die ganze Zeit her . . . seit ich den Buben heimbrachte, und . . . weißt du, wie du damals zu mir an den Wagen kamst, so ganz verändert! Und was mir gestern der Bub erzählte . . . vom Jagdhaus . . . schau, Kind, ich bitte dich, diese eine Sorge mußt du mir ansprechen! Gelt, nein? Es ist nicht so, wie ich fürchte? Denn . . . schau, Lo, wenn ich recht hätte mit meiner Sorge . . . das wäre ein Unglück, für dich und für uns alle! . . . Kind?“

Lo wollte sprechen, doch sie brachte kein Wort über die Lippen. Als könnte sie den erschrockenen Blick der Mutter nicht mehr ertragen, so löste sie ihre Hände und wandte sich ab. Sie wollte zum Tisch, doch ihre Kniee wankten, und, auf die Holzbank niedersinkend, brach sie in strömendes Schluchzen aus.

Wortlos setzte sich Frau Petri an die Seite ihres Kindes, nahm die Weinende in den Arm, küßte ihr das Ohr und die Wange, streichelte ihr das Haar und suchte immer nach Worten, während ihr selbst die Thränen über die furchigen Wangen fielen.

Noch ehe Frau Petri sprechen konnte, hatte sich Lo schon wieder gefaßt. Sie trocknete die Augen, und nur noch ein schmerzliches Lächeln irrte um ihre Lippen, als sie ruhig sagte:

„Mutter! Wir müssen fort von hier!“

„Fort? . . . Weil du ihn lieb hast?“

„Ja. Weil ich ihn liebe!“

„Ach, Gott! Ach du guter Gott!“ stammelte die alte Frau, während sie die zitternden Hände ineinander schlang. Sie war von jenen Frauen eine, die ein schmerzvolles Leben müde gemacht und die nur stark sind, solange eine ungewisse Sorge sie quält; erfahren sie, daß ihre Furcht begründet war, so werden sie schwach und ratlos, und es bleibt ihnen kein anderer Trost als Thränen, geduldiges Tragen und schüchterne Klage. „Ich hab's gefürchtet! Ich hab's ja gefürchtet! Was ist über mich schon alles gekommen! Und jetzt auch das noch! Mein Kind muß ich leiden sehen und kann ihm nicht helfen! Ach, Gott, ist das ein Unglück!“

„Ein Unglück? Nein, Mutter!“ Loos Augen leuchteten in stillem Glanz. „Was ich fühle bei jedem Gedanken an ihn . . . es ist das Herrlichste, was über ein Menschenherz nur immer kommen kann! Und es wird mein ganzes Leben erfüllen, wie die Sonne einen klaren Tag erfüllt vom Morgen bis zum Abend! Ist Liebe denn weniger rein und schön und reich . . . weil sie nicht hoffen darf? Kein Unglück, Mutter, nein . . . was ich fühle, ist Glück. Und nicht ein Kummer ist es, dem ich entfliehen will. Denn wenn mein Glück auch Schmerz ist . . . dieser Schmerz ist süß . . . ihm kann und will ich auch nicht entfliehen. Er wird bei mir sein in jeder Stunde, ob ich gehe oder bleibe. Nur Zeit mußt du mir vergönnen, daß ich mich ganz wieder finde, daß ich stark und mutig werde . . . und daß ich ihm ruhig begegnen kann, ohne daß er ahnt, was in meinem Herzen brennt. Nur deshalb will ich fort . . . einige

Wochen nur. Und ich bitte dich, Mutter, thu mir das zuliebe!“

„Ja, Kind! Alles thu ich, alles, was du willst. Und sag nur . . . wohin möchtest du denn?“

„Das war immer eine Sehnsucht in mir: Papas Heimat kennen zu lernen . . . das Haus sehen, in dem er geboren wurde.“

„Ja, ja, da reisen wir hin.“

„Dort bleiben wir einige Wochen. Und dann, Mutter . . . dann gehen wir nach München.“

„. . . München?“ Vor den Augen der alten Frau erwachte bei diesem Wort das Bild ihrer bittersten Lebensjahre, und wie scheue Bitte und Abwehr klang es aus ihrer Stimme: „Kind?“

„Das müssen wir, Mutter! Was wir über Papa erfuhren . . . das hat eine Pflicht auf uns gelegt. Die Welt soll wissen, welche Schätze unser Haus umschließt, sie soll bewundern und lieben lernen, was Papa unter diesem Dach geschaffen hat. Deshalb müssen wir nach München!“

„Ja, ja, ich seh es ein, So! Das müssen wir! Das sind wir seinem Namen schuldig . . . jetzt! Aber . . . Ach, So! Ach du lieber Gott! Wieder hinein in den alten Kampf und in die neue Sorge! Und es war so schön hier . . . bei unserem Erinnern und bei seinen Blumen . . . so still und friedlich . . .“

So legte den Arm um den Hals der Mutter. „So wird es auch bleiben, immer! Und wenn wir heimkehren, werden wir nur reicher sein um eine Freude.“

„Ach ja, Gott soll es geben!“ Frau Petri seufzte; doch ihr wurde dabei das Herz nicht leichter. Sie hatte



es verlernt, an die Hoffnung zu glauben. Als nach allem Kampf der früheren Jahre die Zeit der schönen Ruhe gekommen war, hatte sie diesen Frieden nicht recht von Herzen genießen können, weil sie immer fürchten mußte: er wird nicht dauern! Und hatte sie denn nicht recht gehabt mit dieser Furcht? Noch war die Trauer um den Mann, dem zuliebe sie alles noch leichter getragen, in ihrem Herzen nicht still geworden — und da kam nun das wieder! Der hoffnungslose Schmerz ihres Kindes! Und was würde dann kommen? Dann? Was stand ihr noch alles bevor an Leid und Weh? „Ach, ja!“ Mit zitternden Fingern drückte sie an ihren Augen die Lider zu. Dann fielen ihr die Hände schwer in den Schoß. „Und . . . sag, Lo, wann willst du reisen?“

„Sobald der Bub wieder wohl ist. Übermorgen, mein' ich, darf ich ihn aufstehen lassen. Aber dann muß er sich noch ein paar Tage schonen, bevor wir reisen dürfen. Und morgen will ich hinausreiten zum See . . . nur über eine Nacht . . . und will das Häuschen in Ordnung bringen für den Winter. Und die Blumen draußen, die dürfen wir in den heißen Sommerwochen nicht ohne Pflege lassen . . . ich will den Sebener Senn ersuchen, daß er diese Arbeit übernimmt.“

„Ja, Lo, das mußt du noch thun! Seine Blumen . . . die waren ja sein letztes Wort . . . die dürfen nicht leiden.“

Nun schwiegen sie eine Weile, als wäre alles zu Ende gesprochen, was zu sagen war.

„Noch eines, Mutter . . .“ Lolos Wangen färbten sich, und in feuchtem Schimmer strahlten ihre Augen. „Weißt du . . . der Fürst . . .“ Wie ihr die Stimme schwankte bei diesem Wort! „All die Freude, die er uns

brachte, mit seinem Glauben an Papa . . . und mit dieser letzten Nachricht . . . das müssen wir ihm danken!“

Schweigend blickte die alte Frau zu dem brennenden Gesicht ihres Kindes auf.

„Ich meine,“ sagte Lo, „wir sollten ihm eines von unseren Bildern schicken . . . als Erinnerung an Papa und . . . an alles andere.“ Ein mildes Lächeln verschönte ihren Mund, während ihre Augen in Thränen schwammen. „Meinst du nicht auch?“

„Ja, Lo, wenn du es so willst, dann freilich, ja! Und welches meinst du denn?“

Da trat die Magd in die Stube. „Ich bitt Ihnen, Fräuln . . . aber der Gusterl weiß, daß 's Fräuln schon im Haus is, und jetzt giebt er kein Ruh nimmer: 's Fräuln soll kommen, 's Fräuln soll kommen!“

„Ich komme gleich!“ erwiderte Lo, und die Magd verschwand.

Lo erhob sich. Lächelnd zog sie die alte Frau zu sich empor und umschlang sie. „Sei gut, Mutterl! Und sorg dich nimmer! Papa hat mich erzogen zu seinem starken Kind . . . und was ich dir sein kann, Mutter, das sollst du haben an mir!“

„Ach ja!“

Lo küßte die Mutter auf beide Augen. Dann verließ sie die Stube. Erst ordnete sie noch in der Küche die Theeplatte und sagte zu dem Mädchen: „Trag nur alles gleich hinein, Mama hat schon so lange warten müssen.“

Als sie durch die Schlafstube der Mutter ging, fiel aus der offenen Thür des anstoßenden Zimmers der helle Schein einer Lampe und erleuchtete eine Bilderwand. Volos Blick begegnete jener Leinwand mit dem Hermes-

kopf — mit der weißen Marmorsäule des jugendlich schönen Gottes, dem eine Natter auf die Schulter kriecht. Ekel und Grauen sprechen aus seinem Gesicht, doch seine Brust ist angewachsen an den unbeweglichen Stein, und er hat keine Arme, um die giftige Häßlichkeit von sich abzuwehren.

„Das! . . . Das soll er haben!“

Bitternd, in einem Sturm von Empfinden, nahm Lo das Bild von der Wand und küßte die Stirne des schönen Gottes.

Da klang die Stimme des Knaben: „Lo? Was machst du denn da draußen? Geh, komm doch zu mir!“

„Ja, Bubi, ich komme schon!“

Sie gab das Bild wieder an die Wand und trat in die kleine Stube.

Mit seinem verpflasterten Gesichtchen saß Gußtl aufrecht in den Kissen.

„Du, Lo, jetzt eben hab ich probiert, ob ich marschieren kaun. Ich sag dir, es geht schon ganz famos. Morgen darfst du mich aufstehen lassen.“

Sie trat zum Bett und nahm die Hand des Bruders. „Morgen? Nein, Bubi, morgen mußt du noch liegen bleiben.“

„Na also, morgen noch! Aber dann, gelt? Dann darf ich aufstehen? Und darf ich dann auch bald hinauf ins Jagdhaus? Er hat mich doch eingeladen! Übrigens, weißt du . . . ich hab so was wie eine Ahnung. Sieh acht, Lo, morgen kommt er . . .“

Lo befreite ihre Hand, und damit der Bruder die Erregung nicht sehen möchte, die sie zittern machte, ging sie hastig zum Fenster, das noch offen stand.

Berwundert sah Gußl zu ihr auf. „Aber Wo?“

„Ich will nur das Fenster schließen. Die Nacht wird kühl . . .“

Ihre Stimme erlosch — draußen über der Hecke sah sie einen Menschen stehen, regungslos in dem trüben Dunkel. Ruhig schloß sie das Fenster und zog die Gardinen vor.

Der auf der Straße draußen lachte leis und schob den Hut aus der Stirne. Mit den Armen über den Lauf der Büchse gelehnt, deren Kolben auf der Erde ruhte, blieb er stehen, bis der Lichtschein am Fenster erlosch. Dann eilte er durch das finstere Dorf hinauf, dem Gaissthal entgegen.

Es ging auf elf Uhr, als Mazegger die Tillsfußer Alm erreichte. Zitherklang, Gesang und Lachen tönnten aus der Sennhütte. Das Jagdhaus stand noch mit hell erleuchteten Fenstern — nur das Speisezimmer war dunkel. Und im Försterhäuschen wurde just die Lampe ausgeblasen.

Während Mazegger an der Sennhütte vorüberging, warf er einen gleichgültigen Blick in die offene Thüre, durch die es herausquoll wie roter Feuerdampf.

Das war ein lustiger Trubel in der Wirtsstube zum „Verloffenen Lampl“! Cigarrenrauch und Staub, den die tanzlustigen Paare aufgewirbelt hatten, erfüllten den großen Raum. Ein mächtiges Feuer flackerte auf dem Herd, und über dem dichtbesetzten Tisch, in einem Mauer-ring, brannte eine Kienfackel. Einer der jungen Touristen spielte mit wenig Kunst, aber mit vielem Eifer die Zither, die anderen saugen und tranken, schwakten und lachten — und nur eine einzige hielt sich abseits von diesem fidelen

Spektakel: mit rotem Gesicht und gerunzelten Brauen stand Burgi am Herd und warf ein Scheit um das andere ins Feuer, als gält es, eine Höllelohe für eine dem Bratspieß verfallene Sünderseele anzuschüren. Sie trat nur zum Tisch, wenn sie ein leer gewordenes Glas wieder zu füllen hatte. Und dann mußte sie in den Keller hinunter, wo das Fäßlein mit dem roten „Spezial“ schon bedenklich hohl erklang. Was ihre grimmige Laune am meisten zu reizen schien, das war, daß sie den Weg in den Keller besonders häufig für den Praxmaler-Pepperl machen mußte. Der schien den Schwur der Mächternheit, den er draußen beim Sebensee seinem Jagdherrn geleistet hatte, völlig vergessen zu haben. Zwei Liter hatte er schon hinuntergebissen in seine durstig aufgeregte Seele, und jetzt eben schrie er zum neuntenmal:

„He, Sennerin! Noch ein Viertele!“

Abgewandten Gesichtes stellte ihm Burgi den frisch gefüllten Schoppen hin. Doch während sie zum Herd ging, warf sie einen Wutblick über die Schulter — und nicht nur auf den Praxmaler-Pepperl. Die schlimmste Blut dieses Blickes galt der kleinen Französin, deren lustiges Lachgezwitsher die Stimmen all der anderen übertönte.

Zwischen Pepperl und Mam'zelle Tifi hatte sich die ungenierteste Freundschaft im Verlauf einer Stunde so flink und heiß entwickelt wie Dampf aus kochendem Wasser. Als die kleine Französin am Arm des Leibjägers die Sennhütte betreten hatte, war Pepperl mit finster brütenden Augen in einem Winkel geessen und hatte sich gegen Tifis ersten Annäherungsversuch so scheu und unzugänglich verhalten wie ein junges Fohlen, dem man zum ersten-

mal das Geschirr um den Hals legen will. Aber war es die Wirkung des Weines, den er als reichlichen Seelentrost in sich hineingieß, oder war's ein spöttisches Lächeln der Sennerin, ein bissiges Wort, das Burgi einem der Touristen über die Französin gerade so laut noch zuflüsterte, daß es Pepperl hören mußte — irgend etwas hatte im Pragmaler-Pepperl plötzlich einen psychologischen Wettersturz hervorgerufen und hatte ihn aus einem griesgrämigen Leimfieder in einen krafeelenden Don Juan verwandelt, dessen Schmeicheleien die kleine Französin in um so größere Begeisterung versetzte, je derber sie ausfielen. Dieser vrai tyrolien, dieser type de la race gefiel ihr immer besser mit jeder Minute. Sie ließ es, um ihn in Feuer zu bringen, an Avancen nicht fehlen — und Pepperl war nicht dumm: wenn sie ihm einen kleinen Finger reichte, nahm er immer gleich die ganze Hand, zum Gaudium der Französin und der ganzen lustigen Gesellschaft — die Sennerin ausgenommen. An diesem „Flirt“ — wie Jean, der Berschnürte mit den grünen Achselklappen, die koketten Manöver Fifis mit Weltbildung bezeichnete — beteiligten sich alle Mitglieder der Tafelrunde und spielten mit, wie die Zuschauer bei einer Hanswurstiade. Da Fifi kaum ein paar deutsche Worte, geschweige den Tiroler Dialekt, und Pepperl kein Wort Französisch verstand, mußte bald der Leisjäger und bald wieder einer der jungen Touristen den Dolmetscher abgeben, wobei die drastischen Komplimente, welche Pepperl der Französin machte, mit lautem Halloh bei der Übersetzung noch übertrieben wurden. Als Pepperl in seiner schwelenden Weinlaune beteuerte: „Die gefällt mir, die mag ich, ja!“ — begnügte sich Fifi nicht mit der Übersetzung.

„Moi, je veux, qu'il me dise cela en français!“

„Was hat s' gesagt?“ fragte Pepperl.

Einer der Touristen übersetzte: „Sie will, du sollst ihr auf französisch sagen, daß sie dir gefällt!“

„So?“ Pepperl studierte eine Weile, und dann sagte er zögernd: „Wie thät denn das nacher heißen auf franzeesisch . . . wann ich ebba sagen möcht: Du bist sauber, du . . . dich hab ich gern?“

Unter Gelächter sagte man's dem Pragmaler=Pepperl ein paar mal vor: „Vous êtes très belle! Je vous aime!“

Und Pepperl plapperte nach: „Wuffed treppel, schö wuffem!“

Fiji klatschte vor Wonne in die Hände und zwitscherte ihr höchstes Lachen. Die Bewunderung, die sie für diesen superbe colosse empfand, fing an ins Bedenkliche zu wachsen. Alles an ihm gefiel ihr, aber ihr ganz besonderes Entzücken erregten seine „Kreuzerschnederln“.

„Regardez, Jean, quels jolis cheveux il a! Ils ont l'air de s'amuser beaucoup!“

Als müßte sie dem Wohlgefallen, das sie an diesen „vergnügten“ Haaren fand, noch deutlicher Ausdruck geben, sprang sie auf, faßte den Pragmaler=Pepperl über den Tisch hinüber am Kopf und wühlte mit ihren winzigen Spinnenhänden in diesem Wust von blonden Locken wie ein Geiziger in seinem Gold.

Alles lachte — nur drüben am Herd empörte sich die Sennerin und zischelte vor sich hin: „So ein ausgschamts Frauenzimmer! Die erlaubt sich ein bißl gar z' viel! Das muß ich schon sagen!“ Und ein Scheit flog ins Feuer, daß die Funken aufstoben.

„Comme il me plaît! Ah! Ah! Qu'il me plaît bien“

zwickerte Fifi. „Mais! Mais! Attention!“ Gestikulierend suchte sie das Gelächter der anderen zu beschwichtigen. „Je veux lui dire ça en allemand! Comment cela se dit-il en tyrolien: tu me plais, tu es un joli garçon, toi?“

„Ruhe! Ruhe! Jetzt will sie deutsch mit ihm reden!“ verkündete der Dolmetsch. „Sie will wissen, wie das auf tirolerisch heißt: du bist ein hübscher Junge, ganz nach meinem Geschmack! . . . Aber das muß ihr echt gesagt werden, ganz echt! Also . . .“

Unter fideleer Spannung der ganzen Tafelrunde sprach ihr einer der Touristen im breitesten Tirolerdialekt den Satz vor: „Du gfoltscht ma, bischt a liaba Bua!“

Fifi versuchte die bleischweren Laute nachzuschwaben, aber was auf ihrem leichten Zünglein daraus wurde, das hörte sich so drollig an, daß die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter ausbrach. Sogar die Sennerin lachte — aber das war ein Lachen, so grell und mißtönig wie der Klang einer springenden Saite.

Den Pragmaler-Pepperl schien diese Liebeserklärung der Französin — oder etwas anderes — um den letzten Rest seiner Zurückhaltung gebracht zu haben. Er stieß einen gellenden Jauchzer aus, griff mit beiden Armen zu, und wie man einen Knödel aus der Suppe sticht, hob er das kleine Persönchen über den Tisch herüber an seine Seite. „Sie, jetzt spielen S' ein auf, ein raffigen!“ schrie er dem Zitherspieler zu. „Jetzt wird einer tanzt mit meiner Franzeesin! Ein gjunder!“ Wieder jauchzte er und schwang seinen Hut dazu.

Mit schwirrenden Klängen fiel die Zither ein. Zwei der jungen Touristen faßten die beiden als Dirndl kostümierten Mädchen um die Hüfte, und Jean, der nicht



leer ausgehen wollte, machte den Versuch, die Sennerin zum Tanz zu holen. Doch wortlos drehte ihm Burgi den Rücken, während Pepperl dem Verschnürten mit höhnischer Freude zurief: „Sie! Die lassen S' in Ruh! Die is der Rühr-mi-net-an! Die hat ein Heimlichen, wissen S'! Wann die ein andern anschaut, wird er wild, der Heimliche, und sie därf ihm die schecketen Jagdküh nimmer melchen . . . juuuu!“ Das war ein Rauchzer, dessen scharfer Klang wie ein Dolch in alle Ohren fuhr — und mit einem Luftsprung, wie ein Tollgewordener, trat Pepperl an der Hand „seiner Franzeesin“ zum Schuhplattler an.

Burgi stand bleich am Herd und starrte ins Feuer.

Aber auch Fifi's Gezwitscher war verstummt, und einen Augenblick schien es, als bekäme sie Angst vor diesem superbe colosse, der ihre Hand umklammert hielt wie mit eisernem Schraubstock und das kleine Persönchen im Kreise wirbelte, daß ihre Röcke flogen wie ein tausendes Rad. Dann aber lachte sie wieder, blitzte ihn mit ihren schwarzen Augen an, und flink hatte sie es den beiden anderen Mädchen abgeguckt, wie sie sich, mit beiden Händen die Röcke niederhaltend, vor ihrem Tänzer drehen, wiegen und wenden mußte, um den Sinn dieses urwüchsigen Naturtanzes zum Ausdruck zu bringen: dieses Entfliehen und Sichhaschen-laffen, dieses Verjagen und Gewähren einer Günst, um die der Tänzer wirbt.

Mit einem Rauchzer, daß die Stubendecke dröhnte, umkreiste Pepperl die sich wirbelnde Tänzerin und begann ein Schlagen und Springen, ein Blasen und „Schnackeln“ wie ein liebes- und frühlingstrunkener Spielhahn. Er „plattelte“, als wollte er seine Schuhe und Kniee zu

Scherben klopfen, schlug Räder und Wurzelbäume, schnellte im Aufsprung die Fußspitze bis zur Stubendecke und schwang, als die Zither schwieg, mit gellendem Jubelschrei seine Tänzerin durch die Luft wie eine Feder.

Die beiden anderen Paare, auch Jean und der Zitherspieler, schriean Bravo und applaudierten. Und Fifi, als sie mit den zappelnden Füßen wieder zu Boden kam, schaute glühend und staunend an ihrem Tänzer hinauf und pisperte mit ihrem atemlosen Stimmchen: „Bigre, tu as de la race, toi!“ Mit beiden Händen hauchte sie ihn am Schnurrbart, zog ihn zu sich nieder, hob sich auf die Fußspitzen und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen. Dann huschte sie lichernd zur Stube hinaus.

Die Touristen machten dazu einen fideleu Spektafel und klatschten Beifall, während Jean der kleinen Französin ein wenig indigniert und mit der Bemerkung folgte: „Elle est folle, vraiment!“ Er fand sie draußen, wie sie vor Lachen kaum Atem und Worte hatte. Und als sie sich in seinen Arm einhängte, um sich zum Jagdhaus hinaufführen zu lassen, meinte sie: „C'était la vraie bêtise de campagne, ça!“ —

Auch Peppert lachte. Aber es schien, als wäre ihm dabei nicht besonders wohl zu Mut. Sein Gesicht brannte wie Feuer. Er mußte sich abkühlen und schrie der Wirtin zum „Verloffenen Lamp!“ mit heiserer Stimme zu: „He, Sennerin, noch ein Biertele!“

Wortlos, mit zitternder Hand, nahm Burgi das Glas vom Tisch und ging in den Keller. Schwer heufzend öffnete sie den Hahn am Faß, und während das dünne rote Brünnelein niederplätscherte in das Glas, tröpfelsten ihr die dicken Zähren über die Wangen — und eine

dieser Thränen fiel in den Rotwein. Wie in Wut über sich selbst fuhr sie mit der Faust über die Augen und biß die Zähne übereinander.

Als sie hinaufkam in die Stube, packte der Zitherspieler sein Instrument in den Rucksack, und die jungen Leute, denen der Wein ein wenig in den Köpfen wirbelte, schickten sich an, ihr Nachtlager auf dem Heu zu suchen. Unter Späßen, die der späten Stunde entsprachen, sagten sie der schweigsamen Sennerin Gute Nacht, stiegen mit Schwäzen und Geficher über eine Leiter zum Heuboden hinauf und ließen an der Stubendecke die Klappe hinter sich zufallen.

Burgi und Pepperl waren allein.

Über ihren Köpfen pumperte die Decke, und man hörte gedämpft die lachenden Stimmen der Heugäste, die es mit Schlaf und Ruhe nicht eilig hatten.

Unter schwülem Schweigen räumte Burgi den Tisch ab, so daß nur das letzte „Viertele“ des Praxmaler-Pepperl noch stehen blieb. Der suchte mit zitternden Händen aus seinem schweinsledernen Ziehbeutel das Geld für die zehn Schoppen heraus und legte die Münzen schön geordnet in Reih und Glied auf den Tisch.

„So! . . . Da is mein Schuldigkeit!“

Er packte das Glas und stürzte den Wein hinunter — das ganze „Viertele“ mit samt der bitteren Thräne, das war nur ein einziger Schluck. Dann stülpte er den Hut über die Kreuzerschneckerln, blies die heißen Backen auf, und ohne die Sennerin noch eines Blickes zu würdigen, wollte er zur Thüre.

Aber wie die strafende Gerechtigkeit den Verbrecher faßt, mit so jähem Sprung verlegte ihm Burgi den Weg.

Pepperl wurde bleich, und während sie so vor einander standen, sich messend mit finsternen Blicken, schienen sie alle beide zu ahnen, daß es jetzt ein Unglück geben würde.

Vor Aufregung klang die Stimme des Mädchens ganz verändert:

„Wart ein bißl, du Moralischer, du! Mit dir muß ich noch was reden!“

„Du? Mit mir?“

„Ja! Ich! Mit dir!“

„Haha!“ Pepperl versuchte so von oben herab einen Ton anzuschlagen, der ihm nicht ganz gelang. „Wir zwei haben ausgedrückt miteinander! Und wenn schon meinst, du mußt mir was sagen, so such dir ein andere Zeit dafür aus! Heut weiß ich mir was Bessers!“

Stolz machte er einen Schritt zur Thüre; doch Burgi war flinker, stieß den Kiegel vor und nahm eine so kühne Fechterstellung ein, als wollte sie sagen: Jetzt probier, ob d' nauskommst!

Das ging dem Praxmaler-Pepperl über die geduldige Leber, und er fuhr auf mit zornrotem Gesicht: „Du! Solchene Sachen verbitt ich mir fein!“ Er fand auch gleich für diesen Gewaltstreich das richtige Advokatenwort: „Die berseendliche Freiheit laß ich mir net beschränken!“

„Ghören thät's dir aber, daß man dich einsperren thät!“ fiel Burgi mit heißer Erregung ein. „So ein, wie du bist, sollt man ja doch net freilings laufen lassen! Dir ghöret ein Halsbandl, dir!“

„Natürlich, mit ein Schnürl dran . . . daß du mich führen könntst! Aber gelt! Mich laß in Ruh! Führ du

dein Schwarzlackierten spazieren . . . den mit die seidenen Höfserln!“

„Du . . . du . . .“ Sie ballte die Fäuste und brachte nur mühsam die Worte heraus. „Über den . . . da sag mir fein nix mehr . . . du!“

„Dir sag ich noch viel!“

„Meintwegen, ja! Aber gelt? Mit deiner Tugendhaftigkeit, da kannst mich auslassen, du! Und mit die Gomorringer! Denn die wann ausrucken, bist du als Korporal dabei.“

„Wer weiß, 'leicht awanzier ich gar noch zum Leutnant!“

„Ja, da hast recht! Du bringst es noch weit! Heut hab ich dich ausstudiert, du scheinheilig's Brüderl, du! Jetzt kenn ich dich, weißt! Denn so, wie du heut, hat sich ja doch net bald einer aufgführt!“

„Natürlich, ich hab halt was glernt von dir!“ erklärte Pepperl mit höhnischem Gelächter. „Schlechte Beispiele, weißt, verderben halt gute Sitten!“

„Verderben? So? Verderben?“ keuchte Burgi, als hätte ihr dieses Argument einen Stoß ins Leben versetzt. „An dir is noch was zum Verderben? Meinst? Ja, kann schon sein . . . aber da bist in der richtigen Schul . . . bei der! So eine, freilich . . . die wachst net bei uns . . . die muß extra aus'm Frankreich kommen! Wie's die versteht! Ah! Ah! Pfui Teufel! Und net einmal Deutsch kann s', die!“

„Macht nix! Ihr Bussel, das hab ich ganz gut verstanden!“

„So? Hast es verstanden?“ höhnte Burgi, während ihr die Thränen in die Augen sprangen. „Gut verstanden? So?“

„Ja! Und sie haben was Extrigs, die franzeesischen Buffeln . . . da muß ich schon schauen heut, daß ich noch eins derwisch . . . drum geh von der Thür weg, sag ich, und laß mich naus!“

„So? Naus thätst mögen? Naus?“ Sie retirierte einen Schritt und machte die Ellbogen breit, um den Kiegel zu decken. „Fensterln? Bei der? Das thät dir halt taugen, dir? Gelt?“

„Und wie! Es taugt ja dir auch net schlecht, wenn der ander kommt: Main scheenes Gindd!“

„Und du: Schö wuffem, schö wuffem . . .“

„Schö wuffem, ja,“ schrie Pepperl mit erloschener Stimme, „schö wuffem . . . noch tausendmal sag ich's ihr heut!“ Er machte einen drohenden Schritt. „Von der Thür geh weg!“

„Ich mag net! Na!“ Und während ihre Augen immer größer wurden, stemmte sie sich mit dem Rücken gegen die Bretter.

„Gehst weg oder net?“

Sie starrte ihn an, regungslos, mit einem Gesicht, das wie versteinert schien.

Je bleicher sie wurde, desto dunkler stieg dem Praxmaler-Pepperl das Blut in die Stirn. „Geh weg, sag ich . . . zum letztenmal!“

Aber sie rührte sich nicht.

Da riß ihm die Geduld. Er machte einen Sprung zur Thür und versuchte Burgi mit dem Ellbogen beiseite zu schieben. Aber sie klammerte sich an den Kiegel, als hinge ihre Seligkeit an diesem Stücklein Holz. Pepperl tauchte mit der Schulter an und schob und drückte, bis er den Kiegel zur Hälfte frei bekam. Nun riß er ihn

auf, und schon klappte die Thür um einen handbreiten Spalt — aber als gält es jetzt einen Kampf auf Leben und Tod, so warf sich Burgi dem Feind entgegen, packte ihn mit der einen Hand an der Brust, mit der anderen an der Kehle und suchte ihn mit verzweifelter Kraft von der Thüre wegzureißten. Und wirklich, Pepperl war von diesem jähen Überfall so völlig überrascht, daß er schon bis in die Mitte der Stube gezogen war, bevor er noch recht an Widerstand denken konnte. Aber jetzt erwachte die Wut in ihm. Mit Zucken und Zerren versuchte er sich freizumachen und wurde grob dabei. Doch Burgi hielt ihn mit den Armen umklammert, ihre letzte Kraft erschöpfend, und ließ ihn nicht los. Da begannen sie ein Ringen, wortlos und keuchend. Bei diesem Ringen krümmten und wanden sie sich, wie Leib an Leib gewachsen, als wären sie nur ein einziger Körper.

Dann plötzlich — als hätte ein Zauber ihre Kräfte gelähmt — standen sie regungslos, alle beide. Sie hielten sich mit den Armen noch umschlungen wie im Ringen — aber sie sahen sich an, bleich und erschrocken, Aug in Auge, mit einem Blick, der in die Herzen tauchte. Sie wollten sprechen, aber sie lallten nur — und eines schloß dem anderen die Lippen mit brennendem Kuß.

Die Stubendecke pumperte über ihren Köpfen, und eine Lachsälve nach der anderen prasselte dort oben im Heu.

Aber die beiden hörten es nicht. Sie waren auf die Herdbank niedergesunken, hielten sich mit den Armen umschlossen und wurden nicht satt an ihren Küßen.

Nur einmal, scheu, hob Burgi das Gesicht und flüsterte: „Pepperl . . .“

„Ja, mein Schazerl?“

„Neulich, weißt . . . da hat er mich buffeln wollen . . . und . . . da hab ich ihm eine runterliniert!“

„Geh? Is wahr?“ Dieses Bekenntnis rührte ihn fast zu Thränen, als hätte sie ihm ihre Liebe besser nicht beweisen können als durch das „Zähntweh“ des Kammerdieners. „Geh? Is wahr! Na! So ein guts Madl wie du bist . . . so ein guts giebt's nimmer auf der Welt! . . . Aber gelt? Das einschichtig Buffel von der andern da . . . das thust mir schon auch net verübeln?“

„Aber gwiß net! Gwiß! Wir müssen noch froh sein, daß 's bloß ein einzigs war! Und sie hat's ja dir geben . . . da kannst ja du nig dafür!“

„Ja, da hast recht!“

Dankbar zog er sie an seine Brust, und nun saßen sie wieder schweigsam und hielten sich fest umschlungen.

Droben auf dem Heuboden schien der übermütigen Gesellschaft allmählich der Schlaf zu kommen. Nur ein paar mal hörte man noch ein leises Geficher, das sich in lautlose Stille löste.

Die beiden auf der Herdbank rührten sich nicht — sie seufzten nur manchmal, heiß und tief.

Kleiner und kleiner wurde das Feuer auf dem Herd. Doch bevor es in stille Glut versank, züngelte knisternd noch eine letzte Flamme auf, rotleuchtend.

Die Kienfadel an der Wand war schon erloschen; der Stumpf aber glühte noch, und stille Funken, gleich winzigen Sternlein, fielen von ihm zu Boden.





**D**itternacht war vorüber.

Dunkel und schweigsam, mit matt flimmern- den Himmelslichtern, um die sich dünne Nebel- schleier zu ziehen begannen, lag die Nacht über dem Täl- lacher Almfeld, über Haus und Hütten. Nur manchmal hörte man leis die Glocke eines Kindes — und wie ein schwermütiges Lied in weiter Ferne, so sang der Wild- bach im Thal.

Am Jagdhaus waren zwei Fenster noch erleuchtet, und eines von ihnen stand offen — es waren die Fenster am Wohnzimmer des Fürsten.

Zwei spähende Augen blickten durch die Nacht zu diesen hellen Fenstern auf. Doch sie sahen nichts, diese Augen, als den ruhigen Schein der Lampe.

Angedrückt an die schwarze Holzwand der Jägerhütte, saß Mazegger auf der Erde und hielt mit den Armen die Kniee umschlungen.

Einmal hörte er Schritte dort oben, als ginge der Fürst im Zimmer auf und nieder. Dann war's wieder still,

Nun flackerte an einem dritten Fenster ein Schein auf, nur matt, als würde ein Licht vorübergetragen.

Mazegger sprang auf, stieß die Schuhe von den Füßen,

huschte über den Weg hinauf und duckte sich hinter den Hofzaun, dicht unter dem offenen Fenster.

Droben war eine Thür gegangen.

Und jetzt die Stimme des Fürsten, kalt und ruhig.  
„Baronin? . . . Wollen Sie wieder zur Bühne gehen? Und studieren Sie die Rolle der Lady Macbeth?“

Ein perlendes Lachen. „Sie noch auf? Das ist eine Überraschung! Hätt' ich das ahnen können, dann würd' ich meine schlaflose Langeweile geduldig ertragen haben . . . ohne Sie zu stören. Aber der Band Mau-passant, den Martin für mich ausuchte, war zu Ende gelesen, ich wollte einen neuen haben . . . wollte mein geplagtes Mädchen nicht wecken, und da der Bücherschrank in diesem Zimmer steht . . . was blieb mir übrig?“

„Ich bitte, Baronin . . .“

„Nein!“ Wieder jenes helle, schöne Lachen. „Jetzt kein Buch! Da Sie noch auf sind, sollen Sie mir Gesellschaft leisten, bis mir der Schlaf kommt. Sie sind ohnehin der Schuldige, dem ich diese schlaflose Nacht verdanke. Ja! . . . Aber wollen Sie mir nicht eine Cigarette geben? Da plaudert sich's besser.“

Eine kleine Weile war Stille.

„Danke! . . . Sie sind müde, Fürst?“

„Ich? Nein!“

„Ich meinte nur . . . weil Ihre Hand zitterte, als Sie mir Feuer gaben?“

„Sie irren sich, Baronin.“

„Wirklich? . . . Merkwürdig! Denn ich beobachte doch sonst so gut! . . . Aber wie können Sie nur in dieser kühlen Nacht bei offenem Fenster sitzen! Wie unvorsichtig!“

Baronin Brandtha erschien am Fenster. Ihre Büste war dunkel im Schatten, doch die halb entblößten Schultern und die von durchsichtigen Spitzen kaum verhüllten Arme waren im Lampenschein von roten Lichtlinien umzogen.

Leis klirrten die Scheiben, als sie das Fenster schloß. Und dann verschwand sie wieder. Jetzt hörte man wohl die Stimmen noch, aber es war kein Wort mehr verständlich.

Lautlos, geschmeidig wie eine Kaze, kletterte Mazegger am Flaggenmast hinauf und kam so hoch, daß er einen Blick in das Fenster werfen konnte. Da sah er ein ruhiges Bild — einen Teil des Zimmers mit dem Schreibtisch, auf dem die Lampe stand. Ettingenkehrte dem Fenster den Rücken, und ihm gegenüber ruhte die schöne Frau in einem Fauteuil, von weißen Spitzen umflossen; ihr Haar, das im Schein der Lampe flimmerte wie rotes Metall, umringelte den Hals und die schneeigen Schultern und zitterte wie Goldgespinnst bei jeder leisen Bewegung des Hauptes; die eine Hand lag mit nervösem Spiel auf der Kante des Schreibtisches, in der anderen hielt sie die brennende Cigarette; so plauderte sie, bald ernst, bald wieder lächelnd; doch plötzlich legte sie die Cigarette fort, und halb sich aufrichtend, sah sie dem Fürsten mit flammenden Augen ins Gesicht. Sie jagte nur ein Wort, ein einziges kurzes Wort . . . ob es sein Name war? Der Fürst erhob sich — und nun konnte Mazegger sein Gesicht sehen — es war bleich, hart und ernst.

Hastig ließ sich Mazegger über die Stange hinuntergleiten, huschte über den Hof zum Haus hinüber und legte das Ohr an die Mauer. Doch er hörte nichts anderes als nur ein verworrenes Geräusch der Stimmen. Aber wie erregt diese beiden Stimmen klangen! Wie

Rede und Gegenrede aufeinander folgten, kurz und heftig! Nun lautlose Stille. Und dann sprach der Fürst allein, immer allein, und nur selten unterbrach ihn die andere Stimme erregt mit einigen Worten. Jetzt wieder Schweigen, dem ein perlendes Lachen folgte — ein Lachen, welches zu sagen schien: Das alles glaub' ich dir nicht! — Der Fürst war stumm geworden, und nur noch diese Frauenstimme klang, kein anderer Laut sonst. Wie viel sie zu erzählen und zu erklären hatte! Das währte wohl eine Stunde und länger noch. Und wie diese Stimme wechselte im Ton! Bald klang sie wie in ersticktem Zorn, bald wieder flog sie in leidenschaftlicher Hast, die Worte überstürzend, dann stockte sie und verwirrte sich, wurde leise, schmeichelnd und süß. Fast hörte man keinen Laut mehr. Jetzt sprach der Fürst, ganz ruhig, nur wenige Worte, die ein gepreßter Schrei übertönte. Ein Stuhl wurde gerückt, hastige Schritte klangen, durch den Lichtschein des Fensters glitt ein Schatten — und nun ein Stammeln und Flehen, halb wie Lachen und halb wie Schluchzen, ein Ton, der dem lauschenden Jäger alle Sinne schauern machte. Dumpfe Stille — dann ein jähes Auflachen, herb und mißtönig, das Geräusch einer Thür — und wieder Schweigen. Aber das währte nicht lange — flirrend wurde droben das Fenster aufgerissen.

Mazegger drückte sich regungslos an die Mauer. Im Lichtschein, der übers Mauerfeld hinausfiel, sah er den Schatten des Fürsten — und deutlich hörte er den tiefen Atemzug, mit dem der Einsame dort oben die frische Bergluft trank wie eine köstliche Erquickung.

Der Schatten im Fensterlicht verschwand, und man hörte den Schritt des Fürsten, der im Zimmer auf und

nieder ging. Ein Stuhl wurde gerückt — und dann war's still.

Noch lange stand Mazegger in der Nacht und spähte zu dem hellen Fenster hinauf. Kein Laut mehr, dort oben — aber auch die Lampe erlosch nicht. Wie gebrochen an allen Gliedern taumelte der Jäger zu seiner Hütte hinunter, nahm die Schuhe vom Boden auf und trat in die Stube. Er machte Licht und zog die Uhr. Drei Uhr vorüber — in einer halben Stunde mußte der Tag beginnen.

Zimmer mit der Uhr in der Hand, stand Mazegger am Tisch und starrte brütend vor sich nieder. Sein Gesicht war grau wie Asche, und die Augen brannten ihm wie im Fieber.

Schwankend ging er zum Bett, warf sich auf die Matratze und brütete mit starrem Lächeln vor sich hin.

Draußen begann es zu dämmern.

Da huschte ein Schritt an der Hütte vorüber, vorsichtig und leise, als möchte er nicht gehört werden. Dieser Schleicher im Morgengrau schien ein belastetes Gewissen zu haben. Das erleuchtete Fenster der Jägerhütte war ihm offenbar nicht ganz willkommen, denn er duckte sich, um ungesehen vorüberzuschlüpfen. Schon wollte er auf den Fußspitzen in das Försterhaus schleichen, als ihn eine Stimme anrief:

„Praxmaler?“

„Mar und Josef!“ stotterte Pepperl. „Der Herr Fürst!“ Scheu trat er seinem Herrn entgegen, der über den Weg herunterkam. „Ja Duhrlauch! Was machen denn Sie schon auf? In aller Fröh?“

Ettingen lachte. „Das begreifen Sie nicht? Ein Jäger? Sie sind ja doch auch schon munter!“

„Ja mein, ich . . . das is ganz was anders!“

„Wo waren Sie denn heute schon?“

„Ich? Nirgends! Na, na! Gott bewahr! Ich bin nirgends gewesen!“ stammelte Pepperl. „Bloß da drunten . . . ein bißl da drunten halt . . . wissen S', da drunten, weil . . . ja, weil ich ein bißl anschauen hab wollen, wie sich der Tag heut anlaßt, ja . . . weil ich befohlen bin . . . mit'm Herrn von Sensburg zur Gamsbirsch. Den muß ich wecken jetzt! Gleich!“

„Lassen Sie den nur schlafen und gehen Sie lieber mit mir!“

„Mit Ihnen, Duhrlaucht? Gott sei Dank! Das is mir freilich lieber! Und der ander Herr, mein' ich, thut sich eh viel leichter im Bett als wie auf der Gamsbirsch! . . . Aber wohin denn, „Duhrlaucht?“

„Wohin Sie wollen. Nur hinauf! Hoch hinauf! Ich möchte eine Stunde früher die Sonne sehen.“

„Da steigen wir zum Steinernen Hüttl nauf . . . das is der nächste Weg in d' Höh. Und gleich bin ich fertig!“

„Noch eines . . . hier ist ein Brief. Der soll an Graf Sternfeldt übergeben werden, sobald er aufsteht. Ich bitte, besorgen Sie das. Und bis Sie sich fertigmachen, geh ich langsam voraus.“

Ettingen folgte dem Steig, der sich in das matte Zwieliht des Waldes verlor.

Als Praxmaler in seine Hütte treten wollte, wurde er von einer zischelnden Stimme angerufen:

„Peppi!“

Mazegger kam auf ihn zugesprungen.

„Was is?“

„Ich hab dich reden hören mit dem Herrn Fürsten . . . kannst ja mir den Brief geben. Ich besorg ihn.“

Hätte Pepperl nicht Kopf und Herz mit anderen Dingen voll gehabt, so hätte ihm der seltsame Klang dieser Stimme auffallen müssen. So aber sagte er: „Ja, is recht . . . und is mir lieber, als daß ich den Herrn Förstner aus'm besten Schlaf wecken muß! Aber gelt, ich kann mich verlassen auf dich?“

„Ja! Gieb her . . .“

„No, no, no? Was hast denn? Geh, du bist einer! Reißt er mir den Brief aus der Hand als wie . . . ich weiß net, wie!“

Ohne zu antworten, ging Mazegger zu seiner Hütte. Auf der Schwelle blieb er lauschend stehen, bis er die davoneilenden Schritte des Jägers hörte, der seinem Herren folgte. Dann schloß er am Fenster die Läden, trat in die Stube und verriegelte die Thür. Schwer atmend, mit starren Augen und klaffenden Lippen stand er und lauschte — rings um die Hütte war alles still. Nun untersuchte er den Brief und drehte ihn hin und her, langsam, als wäre das leichte Papier so schwer wie Blei. Der Brief war nicht gesiegelt, nur leicht verklebt. Mazegger öffnete ihn — und damit kein Lichtschein durch die Ritzen der Läden hinausfallen möchte, schraubte er an der Petroleumlampe die Flamme ganz klein herunter. Bei diesem trüben Zwielficht las er:

„Drei Uhr morgens.“

Lieber Goni!

Du hast recht gehabt! Ich sollte nicht erlöst werden ohne ‚Gewaltstreich‘. Aber sie war es, die ihn ver-

suchte — mit einer plumpen Reminiscenz an die französische Komödie, deren Heldinnen sie ja verkörperte, bevor sie den adeligen Hochstapler fand, der ihr seinen Namen gab, um sich von ihr — ich will milde sagen: ernähren zu lassen — schließlich auch auf meine Kosten. Aber was mich in meinem Wahnsinn damals, als ich es erfuhr, vor Ekel krank machte, krank auf den Tod fast — daran kann ich heute denken, als wär es nie gewesen, als hätte es mich nie berührt, als läge für mich eine ganze Welt zwischen damals und heute, ein Feuer, das mich reinigte, als ich seine Flammen durchschritt. Und denk nur, Goni, sie kam, um die Flitterwochen ihrer Freiheit mit mir zu verleben! Denn sie hat sich scheiden lassen — das war der Grund ihrer langen, Dir so unbegreiflichen Reserve — sie wollte frei sein, um mir sagen zu können: ich habe mich frei gemacht, für dich! Daß sie mir das nicht einen Monat früher sagte — das ist für mich ein Glück, das ich meinem Gott und meinem guten Engel danke. Ich glaube, ich wäre bei meiner falschen Vorstellung von dem, was ‚Verpflichtung‘ heißt, noch vor wenigen Wochen zu jeder Thorheit fähig gewesen, auch auf die Gefahr hin, mit Bewußtsein mein Leben zu vernichten. Aber daß sie für das Bekenntnis ihres ‚Opfers‘ gerade diese Stunde wählte und dazu ein Deshabillé, wie für die Rolle der ‚Za‘ im ‚Fall Clemenceau‘ geschnitten — das hat mir die Bilanz meiner Vergangenheit und Zukunft leicht gemacht. Nun ist alles vorüber und abgethan! Gründlich! Wie ich aufatme! Und nun brauch ich Dir gar nicht mehr zu schreiben: Mache mein Haus rein, Goni, und ich will es Dir danken! Denn ich bin überzeugt, sie wird den



Wagen schon befohlen haben, noch ehe Du am Morgen munter wirst. Daß ich nach einem solchen Auftritt keine Stunde mehr mit ihr unter dem gleichen Dache verbringe, wirst Du begreiflich finden. Nur diese Zeilen schreib ich Dir. Dann weck ich den Jäger und steig mit ihm hinauf — hoch, hoch hinauf, wo ich Sonne und reine Luft finde. Am Abend komm ich heim — und ich bitte Dich, Goni, laß im Jagdhaus alle Fenster öffnen! Weit!

Und doch — eigentlich muß ich ihr dankbar sein. Denn sie verhalf mir zu einer Erkenntnis, die ich gestern noch nicht besaß — zur Erkenntnis meines Glückes, das gestern noch unbewußt in mir blühte wie ein Gefühl wunschloser Freude, ruhig, heiter und schön. Doch als ich diese Frau so vor mir stehen sah, mit ihrer blendenden Schönheit und all ihrem innerlichen Unwert, da zwang sie mich zu einem Vergleich, da sah ich neben ihr eine andere stehen — wie neben einer faulen Frucht der Großstadt eine reine, schöne Blume der Berge. Ach, Goni, wie wurde mir da die Wahl so leicht! Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie mir zu Mute war, als es so plötzlich Licht wurde in mir, als ich so jählings das Glück erkannte, das mich erwartet wie ein blühender Frühlingstag, so plötzlich fühlte, daß ich liebe! Ja, Goni, ich liebe, liebe, liebe! Mit meiner Seele! Tief und rein! Ein Glück, das ich gefunden habe auf heiligem Weg! Erinnerst Du Dich an dieses Wort meines ersten Briefes? Nun ist es zur Wahrheit an mir geworden. Aber nun hab ich mein Glück erkannt, nun will ich es auch gewinnen und wahren an meiner Brust. Mit starken Armen! Mehr kann und will ich Dir jetzt nicht sagen. Ihren Namen herschreiben auf dieses gleiche Blatt, auf dem ich

von jener anderen schrieb? Nein! Das wäre Entweihung. Am Abend, wenn ich heimkomme, sollst Du alles wissen. Und morgen, Goni, morgen hol ich mir mein Glück! Küsse mir das Bild meiner Mutter, Du Guter und Treuer, und freue Dich mit dem glücklichsten der Menschen. Das ist  
Dein Heinz.“

Mazegger hatte schon längst zu Ende gelesen, und noch immer saß er über das Blatt gebeugt, das in seinen Händen zitterte. Sein fahles Gesicht war verzerrt, und mit einem Lächeln, das alle Zähne sehen ließ, als wären ihm die Lippen eingetrocknet, raunte er nur immer das eine Wort des Briefes vor sich hin: „Morgen hol ich mein Glück . . . morgen hol ich mein Glück . . .“

Plötzlich fuhr er auf, als hätte ihn eine Stimme geweckt. Erschrocken sah er sich um, schob den Brief in den Umschlag und verschloß ihn. Hastig blies er die Lampe aus und stieß am Fenster die Läden auf. Draußen war es Tag geworden.

Als wüßte er nicht, was er that, so verloren ging er zum Tisch zurück und betrachtete wieder den Brief.

„So? . . . Morgen? . . . Morgen? . . .“

Er lachte heiser, und seine Augen glühten. Dazu machte er eine Bewegung, als wollte er den Brief in Fetzen reißen.

Da trat der Förster in die Stube. „Guten Morgen, Toni! Und gut, daß d' noch daheim bist. Heut mußt mit mir . . . Aber was hast denn da?“ Er nahm dem Jäger den Brief aus der Hand. „An Herrn Grafen? Und die Schrift von der Duhrlaucht? Ja, von wem hast denn den Brief?“

„Vom Peppi.“ Mehr zu erklären, hielt Mazegger nicht für nötig.

„Der Brief muß ja besorgt werden! Gleich auf der Stell!“ Mit diesen Worten eilte Kluibenschädl davon.

Finsternen Blickes sah ihm Mazegger nach. Daß er heute den Förster begleiten sollte, gerade heute, das schien ihm nicht zu passen. In aller Hast machte er sich fertig, warf die Büchse hinter den Rücken, steckte mit zitternder Hand ein paar Patronen zu sich und schritt über das Umfeld hinunter. Doch bevor er den Wald noch erreichen konnte, klang hinter ihm die Stimme des Försters:

„He! Toni! Was is denn? Warten, sag ich!“

An der Lippe nagend, blieb Mazegger stehen, bis der Förster ihn eingeholt hatte.

„Wo rennst denn hin? Ich hab dir doch g'sagt, daß ich dich brauch! Oder hast schon wieder dein eigenen Kopf? Was? Und ausschauen thust wieder! Hast am End ein Ausflug gmacht in der Nacht . . . Gott weiß wohin?“

Mazegger wandte sich wortlos ab.

„Heut bleibst bei mir! Wir müssen die neuen Steig vermesse. Da haben wir Arbeit den ganzen Tag.“

„So?“ Mazegger lächelte. „Aber die Nacht? Die gehört doch mein?“

Der Förster sah ihn von der Seite an. „Was das jetzt wieder für eine Red is! D' Nacht, natürlich, die gehört freilich dein.“

„Gut! Mehr brauch ich nicht.“

„Zu was?“

„Zum Schlafen.“

„Geh, du!“ brumnte der Förster und schüttelte den Kopf.

Sie verschwanden im Wald.

Eine stille Morgenstunde, und dann kam die Sonne. Heute flog sie die Berge nicht mit jenem reinen Schimmer an, der all die hohen Felsen wie in durchsichtiges Flammengebilde verwandelt. Es war etwas Trübes in ihrem Feuer. Und die dünnen Nebel, die mit zerrissenen Formen hoch in den Lüften schwammen, glühten so rot, als wären Blutbäche über den mattblauen Himmel ausgegossen. Auch die Sonne selbst, als sie hinter den östlichen Bergen hervortauchte, hatte einen roten Schleier umgehungen — man konnte sie ansehen, ohne geblendet zu werden.

Hoch droben über dem Bergwald, auf einem steilen, von Almrosen überwucherten Gehäng, das die Sonne mit ihrem roten Feuer schon überleuchtete, ruhten Ettingen und Pragmaler zu Füßen einer einsamen Birbe.

Pepperl saß mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt, so schwer, als hätte er eine Stütze recht nötig. Und er machte kein lustiges Gesicht. Die zehn „Biertelen“ rumorten wohl in seinen Haaren, denn er sah übernünftig aus und hatte Ringe um die Augen. In seinen Blicken, die das Thal suchten, leuchtete es wohl manchmal auf wie Glück und Freude, aber das erlosch immer wieder in trüber Kummernis, wie droben das Sonnenlicht in Nebelschleiern. Dazu wurde er, je länger er saß, immer schläfriger; ein um das andere Mal fielen ihm die Augen zu für einen kurzen „Sumser“, aus dem er mit erschrockenem Nicker wieder auffuhr.

Zum Gesicht des Fürsten aber hatte die durchwachte

Nacht keine Spur von Ermüdung zurückgelassen. Ettingen lag behaglich ausgestreckt in den Almrosenbüschen, über die der Wettermantel gebreitet war. Mit dem Blicke des Glücklichen, für den alle Rätsel seines Lebens sich aus schwüler Nacht zu schönem Tage lösten, sah er träumend und lächelnd über den Bergwald in ziellose Ferne hinaus und empor zum glühenden Himmel.

Wieder einmal fuhr Pepperl aus kurzem Schlummer auf.

„Was meinen S', Duhrlaucht . . . heut macht's ein Lüfterl, da könnt man rein einschlafen dabei . . . sollten wir net ein bißl weiterbirschen?“

„Nein. Ich will nicht jagen heut. Nur ruhen . . . so wie jetzt. Das alles zu sehen, wie das leuchtet, der Wald, die Berge, der Himmel . . . wie schön das ist! Bleiben wir nur!“

Pepperl seufzte. Um sich wach zu erhalten, mußte er wenigstens versuchen, einen „Dischkurs“ in Gang zu bringen.

„So ein Himmel wie der heut? Der gfallt Ihnen? Mir net! Na!“

„Ich habe noch keinen gesehen, der mir besser gefiel.“

„Aber ich bitt Ihnen, schauen S' doch die verzipfsten Wölkerln an! Das is ein grauslichs Wetterzeichen. Morgen kriegen wir schlechte Birsch und ein trüben Tag.“

„Meinen Sie? . . . Nein! Wie morgen der Tag auch sein mag, er wird helle, reine und schöne Sonne haben!“

„Da täuschen S' Ihnen, Herr Fürst . . . da möcht ich gleich wetten drauf.“

Als Ettingen nicht antwortete, machte Pepperl noch

ein paar Versuche, den abgerissenen Gesprächsfaden wieder anzuknüpfen. Umsonst. Schließlich ergab er sich in stummer Geduld, und dann fielen ihm wieder die Augen zu.

Eine schweigsame Weile verging.

Da machte ein Rascheln den Fürsten aufblicken. Pragmaler war mit dem Rücken halb über den Stamm hinuntergeglitten und fing schüchtern zu schnarchen an.

„Gute Nacht, Pepperl!“

Nun streckte sich auch Ettingen bequemer aus und verschränkte die Hände unter dem Nacken. So blickte er träumend zu den ziehenden Wolken auf, deren Rot immer blässer wurde, bis sie weißlichen Glanz bekamen.

Als hätte, was er fühlte und sann, nicht Raum in seinem Innern, als wäre die Brust zu enge dafür und als müßt es heraus an den Tag, so flüsterte er lächelnd vor sich hin:

„Lo! . . . Meine Lo!“

Tief atmend, mit diesem Lächeln auf den Lippen, schloß er die Augen, weil ihn der silberne Glanz der Wolken blendete.

Stille. Träumende Sonnenstille.

Raum hörbar fächelte der laue Wind um die Almrosenbüsche mit ihren halb verwelkten Blüten, machte die Blätter zittern und rollte wie spielend die abgefallenen Blütenkelche über das kurze Gras.

Langsam zogen die weißen Wolken im Blau, sammelten sich immer dichter und hüllten schon die höchsten Spitzen ein. Doch immer noch fand die Sonne zwischen Nebel und Gewölk eine Gasse für ihre Strahlen. —

Es war schon Mittag vorüber, als die beiden aus diesem wohligen Sonnenschlaf erwachten. Sie stiegen

über den Berghang hin und hielten Einkehr im Steinernen Hüttl — in einer aus großen Felsblöcken gefügten Sennhütte. Da gab es freilich nichts Besseres als Milch und grobes Brot mit frischer Butter — aber die beiden verspürten nach diesem Schlaf einen Hunger, der mit allem zufrieden war.

Während sie neben der Sennhütte auf dem Rasen kauerten, jeder mit der Milchschüssel auf den Knien, fragte Ettingen:

„Sagen Sie mir, Pragmaler . . . Sie sind heute nicht wie sonst . . . was ist denn los mit Ihnen?“

„Nix! Na, na! Gar nix!“ Pepperl wurde rot bis über die Ohren. „Gewiß wahr! Nix, nix, nix!“

„Doch, Pepperl! Sie kommen mir heute so gedrückt vor, so unruhig? Haben Sie Unannehmlichkeiten in Ihrer Familie?“

„Ah na! Gott bewahr! No ja, wissen S', Duhrlaucht . . . freilich, in der Familli, da giebt's allweil ein bißl was . . . ja, ja, es wird schon so was sein . . . wie mit der Familli.“

Ettingen stellte die Schüssel beiseite. „Na also, was ist denn los? Mir dürfen Sie alles sagen. Ich bin Ihnen doch ein guter Herr, nicht wahr? Sie können wirklich ganz offen mit mir reden. Was drückt Sie?“

Pepperl schluckte. „Schauen S', Duhrlaucht . . . weil S' so freundschaftlich mit mir reden, da kann ich auch net zuckhälterisch sein . . . da muß ich schon gleich alles rausjagen.“ Er seufzte schwer, guckte tief sinnig in die Milch und drehte die Schüssel zwischen den Knien. „Ein bißl was Dummes hab ich halt angestellt.“

„Im Dienst?“

„Gott bewahr!“ wehrte Pepperl ganz erschrocken ab. „Auf der Jagd, da hab ich mein Köpfl allweil beinand!“ Jetzt wurde er wieder kleinlaut. „Aber in der Lieb halt . . . in der Lieb hab ich ein Dalken gmacht.“

Ettingen lachte.

Dem Pragmaler=Pepperl aber war bitter ernst zu Mute. „Wissen S', Duhrlaucht, da hab ich mich jetzt in so ein Madl verschaut. Zerst haben wir allweil gestritten und ghachelt miteinander, und auf einmal . . . no ja!“ Pepperl seufzte. „Aber is ein liebs Madl, das muß ich sagen. Recht ein liebs und ein bravs Madl! Die Burgi drunten, wissen S'!“

„Unsere Sennerin? Brav, Pepperl! Zu dieser Wahl gratulier ich Ihnen. Das ist wirklich ein nettes Mädli.“

Diese Zustimmung schien Pepperls Herz ein wenig zu erleichtern. „Gelten S', die gfallt Ihnen? Gelten S', ja? Is ein liebs Madl! Und so viel gern hat's mich, so viel gern! No ja . . . jetzt muß gheirat werden, geh's wie's mag, jetzt hab ich die Verantwortigung!“ Mit beiden Händen fuhr sich Pepperl kummervoll in die Kreuzerschneiderln. „Ich hab schon 's Pech . . . ich komm aus der Verantwortigung gleich gar nimmer raus . . . so oder so! Jetzt muß halt gheirat werden, in Gottsnamen! Aber d' Mutter! Mar und Josef! Die wird ein schönen Spittafel machen! Teufi, Teufi, Teufi . . . da gfreu ich mich drauf!“

„Ihre Mutter?“

„No ja, wissen S', wie d' Mütter halt sind! Das wär so ihr Gusto gewesen, daß ich einmal gscheid heiraten thät. Und jetzt bin ich so angrumpelt! Nud komm so



daher! Ein liebs Madl, freilich, und gern hab ich's! Aber haben thut's halt nix, rein gar nix, wissen S', nixer wie nix . . . und d' Mutter und ich, wir haben vom Vater her noch Schulden auf'm Häusl . . . und nachher, 's Madl hat ein Vater, so ein alten Krackler . . . den muß ich natürlich ins Haus nehmen und muß ihn verhalten. D' Mutter wird ihn freilich ordentlich kuranzen, da sieht er 's ganze Jahr kein Wirtshäusl nimmer, außer auf Ostern und Weihnächten . . . aber no, sein Gwand und sein richtigs Essen muß er ja dengerst kriegen . . . und so wird's halt Sorgen über Sorgen geben . . . in der Familli . . . sie wird net lang ausbleiben, d' Familli . . . denk ich mir, ja! Aber hab ich A gsagt, muß ich Be sagen, in Gottsnamen! Und da wär's mir schon lieb, Herr Fürst, wenn S' mir als Jagdherr d' Heiratsurlaubnis geben thäten. Ich thät schon recht schön bitten, ja!" Er hatte nasse Augen, als er das sagte.

„Die geb ich Ihnen von Herzen gerne.“

„Gott sei Dank!“ Pepperl atmete auf. „Da is mir schon der ärgste Stein von der Seel!“

Ettingen lächelte und sah dem Jäger mit herzlichem Blick in die Augen. Was wäre ihm in der Stimmung dieses Tages willkommener gewesen, als die Freude und das Glück zweier Menschen schaffen zu dürfen!

„Wie viel Schulden haben Sie denn auf Ihrem Häuschen?“

Das ging hart heraus: „Dreihundert Gulden!“

„Die wird Ihre Braut schon bezahlen können.“

„Aber!“ Pepperl machte schiefe Augen zu diesem Wit. „Der muß ich ja zur Hochzeit die Pomeranzen kaufen . . . so viel hat die!“

„Nein, Pepperl! Soviel ich weiß, hat Ihre Braut fünfhundert Gulden zur Aussteuer.“

„Ja, wär schon recht! Da müßt's ihr rein einer schenken! Aber ein solchenen Narren giebt's ja doch net auf der Welt!“

„Doch!“ Ettingen lachte. „So ein Narr bin ich!“

„Was?“ Pepperl verfärbte sich, und seine Hände zitterten, daß aus der Milchschüssel ein weißer Taufguß über die Kurzledernen niederging. „Was haben S' g' sagt?“

„Daß ich der Burgi das zur Aussteuer gebe.“

„Mar und Josef . . .“

„Und der Förster hat viel Arbeit mit der Jagdverwaltung, er wird eine Hilfe brauchen . . . das haben Sie mir ja neulich bei der Jagd im Gaisthal drunten selbst gesagt . . . da will ich vorschlagen, daß er Sie zum Oberjäger macht, mit entsprechendem Gehalt natürlich.“

„Was?“

„Haben Sie nicht verstanden?“

Die Milchschüssel kollerte über Pepperls Kniee hinunter. Mit starren Augen sah er den Fürsten an, schlug die Hände ineinander und stotterte: „Ich bitt Ihnen, Duhrlaucht, thun S' mich net für 'n Narren halten!“

„Nein, Pepperl. Was ich sage, das gilt!“

Im Zweifel studierte der Jäger noch eine Sekunde lang das Gesicht seines Herrn. Aber dann stieg ihm der Glaube und die Freude zu Kopf, wie ein elftes und zwölftes „Biertele“ vom roten Spezial. Wie ein Berückter sprang er auf und schrie einen Jauchzer zum Himmel, daß der Senn vor die Thür gelaufen kam — einen Jauchzer, daß ihm die Sehnen am Hals hervortraten wie rote Striemen.

Und Ettingen bekam zu merken, daß es Menschen giebt, denen man ein Glück nicht minder vorsichtig mittheilen soll als eine Trauerbotschaft. Denn Pepperl drückte im ersten Sturm seinem Herrn die Hand, daß Ettingen noch eine Stunde später die Finger kaum bewegen konnte.

Aber mitten in dieser Freude kam dem Jäger gleich wieder eine Sorge. „Um Gotteswillen, Duhrlaucht, wenn's mit der Aussteuer wirklich wahr is, sagen S' nur ja kein Menschen ein Wörtl davon!“

„Nein, Pepperl, das bleibt unter uns.“ Doch Ettingen hatte diese Bitte anders verstanden, als sie gemeint war.

„Denn wissen S', wenn das unter d' Leut käm, da hätten S' kein Ruh nimmer, Tag und Nacht. Da thät ja die ganz Gegend heiraten auf Ihnen nauf . . . und jeder, der was brauchen könnt, thät sich denken: Ah was, der gute Kerl, der giebt mir schon auch was . . . hat er's dem Pepperl geben, giebt er's mir auch! . . . Nimmer schlafen könnten S' vor lauter Brautleut!“

Ettingen lachte. „Ja, Pepperl, da wollen wir lieber reinen Mund halten!“ —

Als sie den Heimweg antraten, hatte der Jäger solche Eile in den Beinen, daß er alle Augenblicke ein paar hundert Schritte voraus war und wieder stehen bleiben mußte, um auf seinen Herrn zu warten.

Ehe der Pfad sich in den Wald verlor, klomm er über eine vorspringende Bergrippe hinweg, von welcher aus man über die Wipfel frei hinuntersehen konnte ins Thal. Wie ein zierliches Spielzeug lag die Tillsfußer Alm mit den Jagdhäusern und der Sennhütte da drunten.

Pepperl zog in seiner freudigen Ungebuld das Fernrohr auf. „Muß doch schauen, ob ich 's Madl net sieh!“

Das sah er nun freilich nicht — dafür aber etwas anderes: eine vierspännige Equipage und einen Zweispänner, die im Hof des Jagdhauses standen.

„Duhrlaucht! Da fahren ja Ihre Gäste davon! Die Herrschaften sitzen schon im Wagen, und grad steigt der Herr Martin aufn Bock . . . und jetzt fahren s' naus zum Hof!“

Ettingen antwortete nicht; er machte nur lächelnd mit der Hand eine Bewegung, die jedes Wort ersetzte.

Pepperl aber war ganz aufgeregt. „Ja kommt denn der Herr Martin fort? Für ganz?“

„Ja. Und Sie werden seinen Dienst bei mir übernehmen müssen . . .“

Da machte Pepperl ein Gesicht, als hätte sich in seinem Freudenkelch der letzte Tropfen Wermut in Zucker verwandelt.

„ . . . und bei der Tafel servieren.“

Nun erschrak er. „Teufi, Teufi, Teufi, das wird sich hart machen!“ Mißtrauisch sah er seine klöbigen Hände an. Dann aber lachte er. „Duhrlaucht . . . wann S' heut zu mir sagen, ich soll ein Heuwagen auf-lupfen mit eim Zwirnsfaden, nachher probier ich's auch!“

Und da ging es nun thalwärts ohne Aufenthalt. So flinke Beine Pepperl auch machte — Ettingen blieb nicht zurück hinter ihm. Bei diesem ungeduldigen Abstieg plauderten sie nur wenig. Der Fürst war in Gedanken versunken, und auch Pepperl hatte zu „sinnieren“ — er studierte sich's aus, wie er's der Burgi sagen wollte. Was die für Augen machen würde! „Teufi, Teufi, Teufi!“ Und selig lachte er vor sich hin.

Eine Stunde, und sie hatten die Tillsfußer Alm er-

reicht. Als sie aus dem Wald traten, kam gerade der Förster mit Mazegger von der anderen Seite übers Almfeld heraufgestiegen. Schon von weitem winkte Almbensschädl seinem Herrn zu und eilte ihm atemlos entgegen: „O mein Gott, mein Gott, Duhrlaucht, wenn S' nur heut bei mir gwesen wären. Da hätten S' ein Hirsch gschossen . . . ein Kapitalferl!“

„So?“ Ettingen schien über den Entgang dieser Weidmannsfreude nicht sonderlich schmerzlich berührt.

„Ja, denken S' . . . wie ich gegen zehne vormittags beim Steigvermessen runterkomm aufs Straßl, schau ich so zufällig nunter zum Bach. Was steht drunten? Ein Kapitalhirsch! Gar net kümmert hat er sich um uns . . . und wer weiß, wie lang er noch gehalten hätt, wenn 's Malerfräuln net daherkommen wär . . .“

„Fräulein Petri?“

„Ja, die is auf ihrem Hansi nausgritten zum Sebensee. Natürlich, da hat sich der Hirsch davongemacht. Aber ganz gmütlich is er angstiegen . . . zwei-, dreimal hätt man ihn noch derlangen können mit der Kugel . . . und d' Haar hätt ich mir schier ausgriffen, weil ich mir allweil hab denken müssen: Ja wenn nur der Herr Fürst da wär, um Gottswillen, wenn nur der Herr Fürst da wär!“

„Ja, Herr Förster,“ Ettingen lächelte, „ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich bei Ihnen gewesen wäre.“

„Welken S', ja? Aber morgen müssen S' nunter auf den Hirsch . . . der kommt schon wieder!“

„Nein, lieber Förster! Für morgen hab ich andere Pläne. Praxmaler!“

Pepperl, der zur Sennhütte hinuntergeschickt hatte, fuhr auf: „Ja, Herr Fürst?“

„Morgen machen wir einen Birschgang zum Sebensee. Früh um vier Uhr . . . dann sind wir draußen, bis die Sonne kommt.“

Ettingen nickte dem Jäger zu und ging zum Fürstenhaus hinauf, in dessen Thüre Graf Sternfeldt erschienen war.

Pepperl, um seine Büchse los zu werden, eilte ins Försterhäuschen. Aluibenschädli wollte ihm folgen. Aber da sah er Mazegger stehen und sagte freundlich zu ihm: „Jetzt leg dich aber schlafen, Toni! Du mußt ein ja erbarmen, wenn man dich anschaut . . . und seit Mittag hast dich ja schier nimmer auf die Füß derhalten können. Wenn mir gleich hundertmal sagst, es fehlt dir nix . . . so kann doch ein Mensch net ausschauen, wenn er richtig beinander is! Sei gscheid und schlaf dich ordentlich aus . . . und wenn dir morgen net besser is, gieb ich dir dienstfrei.“

„Morgen?“ Mazegger nickte und ging seiner Hütte zu.

Droben im Hof des Fürstenhauses war Sternfeldt dem Freunde lachend entgegengekommen.

„Schau hinauf, Heinz, wie wir gelüftet haben!“

Am Jagdhaus standen alle Fenster offen.

„Aber damit du das Ende der Komödie entsprechend heiter nimmst, hab ich eine Überraschung für dich. Baronin Brandha und Mucki, der Edle von Sensburg, empfehlen sich als Verlobte.“

„Nein?“

„Wahrhaftig!“

Da lachte Ettingen hell hinaus.

„Ich war sogar Zeuge dieses weltgeschichtlichen Aktes. Dem kleinen süßen Mucki schien's ‚ainigermaaasen‘ über-

raschend zu kommen, als sie ihm vor meinen Augen feierlich die Hand reichte . . . um jedes Mißverständnis auszuschließen, wie sie sagte. Du hättest sein Gesicht sehen sollen! Im ersten Moment war er so verblüfft, daß er richtiges Hochdeutsch sprach . . . und das will viel sagen. Aber dann wurde er wieder ganz ‚Fiafer‘, stellte sich möglichst empört über dich — was er sich dabei dachte, will ich nicht näher untersuchen — ärgerte sich, daß er ‚ohne Gams‘ fort sollte, und gab dem drolligen Lied seiner Wut und Verlegenheit den klassischen Refrain: „So eine Benehmitätt, großoatig!“ Sternfeldt lachte. „Er brauchte zehn Minuten, um sich in die Glücksstimmung hineinzuzappeln. Aber dann . . . aaah! Als er mit ihr abdampfte, benahm er sich in der Rolle des Glücklichen so musterhaft, daß ich ihn fast um seine Dummheit beneidete! Na also . . .“ lachend winkte er gegen den Wald, „fort mit Schaden! Sie wird ihm ehrlich helfen, die zwei dunklen Millionen seines Vaters ins Rollen zu bringen.“ Nun wurde er ernst. „Aber du, Heinz? Dein Brief? Ich stand vor diesem lyrischen Bekenntnis wie der Prophet vor dem Berg. Aus der einen Todesangst um dich errettest du mich und wirfst mich in die andere. Du schreibst mir noch in jenem ersten Brief, daß du dich fühlst wie ein gebranntes Kind, das nach neuem Feuer nicht lüstern ist. Und jetzt? . . . Heinz?“

Ettingen legte den Arm um die Schulter des Freundes.

„Komm!“

Sie traten ins Haus.

Drüben bei der Försterhütte rumpelte Pepperl aus der Thür und eilte über das Amsfeld hinunter, mit langen Sprüngen, als könnte er den Augenblick nicht erwarten,

den er sich auf dem Heimweg ausgemalt hatte wie der Hungrige die Mahlzeit.

Auf der Schwelle der Sennhütte stellte er sich breitspurig auf, mit den Daumen in den Hosenträgern und mit dem Hut im Genick. „Grüß Gott, Frau Oberjagerin!“

Burgi erhob sich von der Herdbank, machte scheue Augen an den Jäger hin und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Wangen, als hätte sie einen feuchten Tag hinter sich. „Geh, du!“ Mehr sagte sie nicht.

Pepperl schraubte die Stimme. „Grüß Gott, Frau Oberjagerin!“

„Ich bitt dich, Pepperl, mach mir kein Fasnacht her . . . mir is net z' Mut danach . . . ich weiß schon, wie ich dran bin!“ Das war ein Ton, als wären die Thränen nicht weit.

Der Jäger aber lachte und rief es zum drittenmal: „Grüß Gott, Frau Oberjagerin!“ Dann sprang er mit ersticktem Jauchzer auf das Mädcl zu wie der Fuchs auf die Ente, packte sie mit beiden Armen, wirbelte sie im Kreis und küßte sie ab, daß ihr der Atem verging.

„Wenn's ebber sieht . . . Max und Josef . . . wenn's ebber sieht . . .“ stotterte sie wehrlos unter seinen Küssen.

„Soll's sehen, wer mag! Meinetwegen der Pfarrer!“ schrie er lachend. Und dann kam's wie ein Wolkenbruch der Freude aus ihm heraus: „Fünfhundert Gulden und Oberjäger!“

Als sie begriffen hatte, brachte sie keinen Laut hervor, rührte nur wortlos die Lippen, und in Schluchzen ausbrechend, drückte sie das Gesicht an seine Brust.

Er schmiegte gerührt seine Wange an ihren Kopf,



tätschelte sie auf den Rücken und tröstete schluckend: „Geh, Schagerl, schau, was hast denn? Thu dich doch lieber freuen! Was thust denn jetzt weinen? Geh, Herzerl, macht nix . . . macht nix . . . macht nix! Is ja doch eh alles gut! In drei Wochen wird gheirat!“

„Pepperl? . . . Is wahr?“

„Meiner Seel!“

Da legte sie ihm die Arme um den Hals, sah ihm unter Thränen lachend in die Augen und atmete auf.

„Nachher is mir alles recht . . . alles!“

„Gelt, ja? Und unser Herr Fürst! Das is halt einer! Gleich hat er's raus ghabt, daß ebbes in der Jamilli net in Ordnung is. Und wie er nachher gredt hat mit mir . . . alles, alles verzähl ich dir aufn Abend! Jetzt hab ich kein Zeit nimmer, weißt, jetzt muß ich nauf! Oder weißt es noch gar net? Der Schwarzlackierte is abgeschoben!“

„Ja! Gott sei Dank!“

„Und jetzt hab ich d' Verantwortung, daß ich sein Dienst übernahm . . . da muß ich sehrwieren beim Dineh.“

„Was mußst?“

„Schrwieren . . . aufwarten beim Essen.“

„Du, Pepperl, da mußst dir sein d' Händ ordentlich waschen!“

„Ja freilich, das is gewiß! Hast ein warm's Wasser?“

„Ja, da geh her!“ In geschäftigem Eifer schöpfte sie aus dem Kupferkessel, der über dem Feuer hing, eine Schüssel voll dampfenden Wassers heraus und probierte mit der Hand, ob es nicht zu heiß wäre. „Es thut's grad.“ Dann holte sie einen Klumpen Seife und die Holzbürste.

Pepperl rieb und scheuerte aus Leibeskräften, zuerst mit der rechten Hand die linke, dann mit der linken die rechte. Als er die Hände an Burgis Schürze trocken wollte, sagte sie: „Halt, laß mich z'erst anschauen!“ Und nach kurzer Musterung meinte sie: „Na, na, du, da muß schon ich noch ein bißl drüber!“ Es dauerte eine ziemliche Weile, und viel Seife ging drauf, bis sie erklärte: „So, jetzt kannst doch eine fürstliche Schüssel anrühren mit Manier!“

„Du bist halt ein Madl! Mit dir bin ich aufgricht! Ja!“

Ein Kuß, der sich etwas in die Länge zog, und dann rannte Pepperl davon.

Als er an der Jägerhütte vorüber kam, stand Mazegger am Fenster, mit den Händen hinter dem Rücken, regungslos wie eine Steinsäule. Er schloß nur manchmal die Lider, als hätte er brennenden Schmerz in den Augen. Dann blickte er wieder auf und stand und wartete. Nach einer Weile sah er den Förster zum Jagdhaus hinaufwandern und in der Thür verschwinden. Mazegger streckte sich und dehnte die Arme wie einer, den die Arbeit ruft. Er zog die Läden zu und schloß das Fenster. Dann nahm er die Büchse auf den Rücken, verließ die Stube, sperrte die Hüttenthür ab und schleuderte den Schlüssel weit hinaus in das Umfeld.

Mit starrem Lächeln blickte er noch einmal hinauf zum Fürstenhaus und eilte hastigen Schrittes davon, in der Richtung gegen den Sebenwald.



**D**er Abend wurde trüb. Tief er und tiefer senkte sich das Gewölk über die Berge nieder, noch angeflogen von einem letzten mattroten Schein der Sonne. Aus den Waldsümpfen und von allen kahlen Flächen in der Nähe des Baches begann es aufzudampfen, und wie graues Spinnwebgewebe, das immer dichter wurde, zog sich der Nebel über die moorigen Almen hin. Unruhig hauchte der Abendwind und trieb die grauen Dünste bergan und gegen den Sebenwald hinauf.

Bei Anbruch der Dämmerung, als die Sennleute der Sebenalm unter Geschrei und Schelten das Milchvieh von allen Gehängen zusammentrieben gegen den Stall, war der Nebel schon so dicht geworden, daß man kaum mehr auf hundert Schritte sehen konnte.

Der Senn und sein Weib blieben im Stall, um die Kühe zu melken, während der alte Hüter, der nun Feierabend hatte, mit seinen Holzschuhen in die Sennstube schlurpte, um sich ans Feuer zu setzen — ein krummgebeugter, weißhaariger Mann mit stumpfen Augen in dem müden Runzelgesicht. Mit gähnendem Behagen suchte er seinen Platz am Herd und rückte die Beine möglichst nah an die Glut — sein abgewerkeltes Leben hatte keinen

anderen Wunsch mehr, als Abend für Abend diese schläfrige Raft am Feuer genießen und die kalten Füße wärmen zu können.

Als er draußen vor der Hütte einen Schritt hörte — den Schritt eines Fremden — blickte er gar nicht auf. Gähmend legte er einen dünnen Ast nach dem anderen über die Glut und nickte zufrieden, so oft er ein neues Flämmchen aufzucken sah.

Mazegger trat in die Hütte und stellte das Gewehr an die Mauer. „Guten Abend!“

Ein gähnender Laut war die Antwort des Alten, der sich beim Feuerhören nicht stören ließ.

Der Blick des Jägers huschte durch die Sennstube und blieb an den beiden Holznägeln haften, die über dem Herd in die Mauer geschlagen waren und ein Bündel langer Kienfackeln trugen.

Höher und höher, mit Knistern und Geprassel, flammte in der Herdgrube das Feuer auf.

Mazegger setzte sich auf die Steine nieder und legte die Arme über die Kniee. So saßen sich die beiden eine Weile schweigend gegenüber. Als der Alte die nackten Füße aus den Holzpantoffeln hob und in die heiße Asche hineinwühlte, sagte Mazegger:

„Narr! Verbrennst dir ja die Füß!“

„Narr? Hihihhi!“ kicherte der Hüter mit seiner dünnen hohen Stimme. „Der is gut! Narr sagt'r . . . weil ich mir was Guts vergunn!“ Er gähnte wieder und legte ein paar neue Äste in die Flammen. „Wann ich net mit halbbratene Füß ins Heu komm, kann ich net schlafen . . . na, gar net schlafen . . . so viel kalt hab ich allweil . . . so viel kalt!“ Mit zitterigen Händen

öffnete er an der Brust das Hemd, beugte sich näher gegen das Feuer, und wie ein Kater schnurrend, blinzelte er mit den roten Lidern. „Is was Schöns, so ein Fuiertl, gelt? Was Schöns?“

Heiser lachte Mazegger.

„So, so, so? Lachen thust übers Fuiertl? Hast halt noch Higen im Blut und brauchst kein Fuiertl, gelt? Wart nur ein bißl, wart . . . wird dich schon noch frieren, dich! 's kommt für ein jeden, ja . . . 's Frieren! Bist halt noch jung . . . und jung sein heißt dumm sein! Und wann er gscheid wird, der Mensch, nachher fangt 's Frieren an . . . 's kalte Frieren, weißt. Da kann er nimmer warm gnug haben, ja . . . da merkt er's, weißt, daß 's Fuiertl 's einzig is, was bleibt! Hihihih! Weiberleut und Lieb und Haß . . . Gut und Geld und Bürgermeister sein . . . alles is Wasser und gfriert in der Kält! 's Fuiertl is 's einzig, was bleibt . . . so viel schön warm macht 's Fuiertl . . . so viel schön warm! Da kann er schlafen, der Mensch . . . gut schlafen . . . hihihih!“ Sichernd griff der Alte mit seinen dürren Händen nach den Flammen, während draußen im Stall der Senn über die Kühe fluchte, die beim Melken nicht ruhig hielten. „Ein bißl spat, Jager . . . ein bißl spat bist aufm Marsch? Wohin denn heut noch, sag?“

„Nach Ehrwald. Und dürsten thut mich. Kannst mir einen Trunk vom Brunnen holen!“

„So? Frisch vom Brunnen? So viel gnäschig bist? Hihihih! Aus'm Gantlerl taugt's dir net? Gleich vom Brunnen mußt es haben . . . und thust mich furtheßen vom Fuiertl?“ Seufzend und gähmend erhob sich der Alte, nahm eine Blechtanne und verließ die Hütte.

Mazegger sprang auf, riß zwei Kienfackeln von der Mauer herunter und schob sie zu einem Rauchloch hinaus. Sie fielen draußen mit dumpfem Klatsch in die Kräuter.

Der Alte brachte die gefüllte Kanne. „So, du Gnäschtiger, da hast dein Trunk, dein kalten!“ Gähnend setzte er sich wieder zum Feuer und wühlte die Füße in die Asche. „Jetzt laß mich aber in Ruh, gelt!“

„Ja. Jetzt hab ich, was ich brauch!“ Mazegger that einen langen Trunk aus der Kanne. „Gut Nacht!“ Er nahm seine Büchse und ging.

Draußen raffte er die beiden Fackeln auf, barg sie unter dem Wettermantel und eilte über das Umfeld hinaus. Als er den Waldsaum erreichte, blieb er stehen und blickte sich um. Der Nebel war so dicht, daß die Sennhütte völlig im Grau verschwand und daß von dem Lichtschein, den das Herdfeuer zur Thür hinauswarf, kaum noch ein fahler Schimmer zu erkennen war. Aber deutlich hörte man noch die Stimme des Sennen, der mit seinem Weib und mit den Kühen schalt.

Mazegger wartete. Als mit Einbruch der Nacht in der Sennhütte drüben alles ruhig wurde, steckte er eine Fackel in Brand und stieg durch den Wald empor. Der Nebel umgab ihn so dicht, daß die Fackelflamme nur einen Umkreis von wenigen Schritten erhellte. Verschommen tauchte, als er die Lichtung erreichte, der hohe Reisigwall vor ihm auf wie eine dunkle Mauer, in die eine Bresche gebrochen ist. Diese Lücke — das war der Weg, den er gehen mußte; nur dünne Stangen versperrten ihn.

Mazegger streckte die Hand, um das Gitter zu öffnen — aber da zögerte er. Hatte ihn das Grauen vor der

That befallen, die er verüben wollte? War der rechnende Gedanke in ihm erwacht: Wenn ich es thue — was hilft es mir? Und erkannte er, daß bei dem wahnwitzigen Spiel, das er im Fieberdurst seiner Leidenschaft als ein letztes, gewaltfames Mittel versuchen wollte, der Einsatz sein eigenes Leben war?

Er stand und sann — und schüttelte sich, wie um ein letztes Bedenken von sich abzuwerfen.

„Soll's kommen, wie's mag! Ob ich gewinn, oder ob ich hin bin . . . der andere, der soll sie auch nicht haben!“

Mit einem Fußtritt warf er das Gitter auf und durchschritt den Reifigwall. Knarrend fielen die Stangen hinter ihm an den Pfosten zurück.

Er warf den Mantel zu Boden und die Büchse dazu. An der Flamme des schon halb verbrannten Kienholzes entzündete er das zweite Scheit und hob die beiden Fackeln über den Kopf empor, um den Wind zu prüfen. Der machte die Flammen lodern und trieb ihren Rauch waldaufwärts — — brannte der Reifigwall, so hatte das Feuer nur einen Weg: hinauf zum See!

Mazegger senkte die Fackeln und wollte werfen. Doch wieder zögerte er. Aber das wahrte nur einen Augenblick. Mit kreischender Stimme, als bedürfte er zu seiner That noch eines letzten Spornes, schrie er jene Worte aus dem Brief des Fürsten vor sich hin: „Morgen hol ich mein Glück!“ Dann schwang er die Arme zum Wurf und schleuderte die eine Fackel zur rechten, die andere zur linken des Thores in den Reifigwall.

„So, du . . . jetzt komm und hol dein Glück!“

Sein heiseres Lachen hallte im stillen, nächtigen Wald wie der Schrei eines Tieres.

Die Fäuste hinter dem Rücken, das Gesicht verzerrt und mit funkelnden Augen, so stand er und sah, daß aus dem dürrn Reißig das Feuer aufflog wie aus verpuffendem Pulver, und daß es mit Prasseln und Ge knister zu beiden Seiten des Thores über den Wall dahinlief, so flink, als hätt es hundert flammende Füße.

„So! Jetzt komm!“

Den Mantel und die Büchse vergessend, schritt er in den Wald hinein. Hinter ihm erlosch die matte Feuerhelle, die den dichten Nebel durchglomm, und je tiefer er in den Wald kam, desto finsterner wurde es um ihn her. Schritt für Schritt mußte er den Weg suchen, sich fort tasten von Baum zu Baum.

In diesem Dunkel verlor er den Pfad und wußte nicht mehr, wohin seine stolpernden Schritte ihn führten. Und plötzlich wich der Grund unter seinen Füßen. Er stürzte und kollerte über eine steile Lehne hinunter. Stöhnend richtete er sich auf und kletterte wieder über den Hang empor. Als er den Grat erreichte, wehte ihm dicker Rauch entgegen — und jählings war es im Nebel, als ginge die Sonne auf, rot, blutig rot, wie sie am letzten Morgen aufgegangen war. Das wurde heller und immer heller, dazu ein Knistern und Geprassel, ein Rauschen und Krachen, als wäre ein Sturm über den Wald gefallen, um alle Bäume zu brechen. Wie brennende Bäche schlängelte sich das Feuer über den Waldboden hin, faßte das dürre Zeug, das in Haufen überall umherlag, und geschürt vom Winde, klonn es mit Zucken und Gesclacker an den hundertjährigen Stämmen hinauf und entzündete das Harz der blutenden Baumwunden. Die morschen Äste brannten mit weißer Flamme, die dürrn



Nadeln gingen glitzernd in Feuer auf und warfen im Winde den Brand mit Funkengesprüh von einem Stamm auf den anderen.

Ein keuchender Laut rang sich aus Mazeggers Kehle. Jählings aus allem hoffenden Wahn seiner Leidenschaft ernüchtert und von Entsetzen erfaßt, stand er wie gelähmt und starrte mit glasigen Augen in dieses Brennen und Glosen, in dieses Gewirbel von schwarzem Rauch und leuchtenden Dämpfen. Statt der Richtung gegen den See zu folgen, war er im Kreis gegangen, die äffende Finsternis hatte ihn zurückgeführt an den Ausgang seines Weges. Und beim Anblick des grauenvollen Flammenbildes, zu dem die That seiner Eiferjucht sich ausgewachsen, erlosch ihm alles Denken und Verlangen, so daß in ihm nur noch ein einziges war: die jäh erwachte Angst um das eigene Leben!

Mit heiserem Schrei begann er zu rennen, immer am Rande des Feuers hin, verfolgt von den züngelnden Flammen und überschüttet vom Regen der Funken. Er kam bis zur kahlen Felswand und sah das Feuer hinaufschlagen über die Steinmauer, turmhoch, halb verschleiert von Rauch und Nebel. Keuchend rannte er zurück, quer durch das ganze Thal, bis wieder die Felsen vor ihm aufstiegen. Feuer, Feuer und überall Feuer. Nirgends ein Ausweg mehr — das ganze Thal verriegelt von Rauch und Flammen.

Schreiend rannte er zurück in den finsternen Wald, rannte wie sinnlos, strauchelte und fiel, schlug mit dem Gesicht an die Bäume und schrie vor Entsetzen, wenn flüchtendes Hochwild mit Brechen und Gepolter an ihm vorüberjagte. Schon sah er, daß der Wald sich lichtete,

aber seine Kräfte begannen zu schwinden, sein Atem erlosch. Taumelnd brach er in die Kniee, mit gellendem Schrei, der im Nebel zerschwamm und nur noch wie ein matter Ruf hinauftönte zum See.

Dort oben, am Ufer, klangen in Unruh die Glocken der Almtiere, als hätte das Vieh sich erhoben aus der Ruh und zu weiden begonnen, mitten in der Nacht.

Dieses Klingen und wirre Läuten tönte hinauf zum kleinen Seehaus, dessen Fenster noch erleuchtet waren. Die Thür stand offen, und trüb zerfloß die ins Freie fallende Lampenhelle in Nebel und Nacht.

In der Stube war Lo damit beschäftigt, alles Grün und alle Blumen von den Wänden zu nehmen und das kleine Haus für die lange Zeit in Ordnung zu bringen, in der es nun unbewohnt und verschlossen stehen sollte. Still und ruhig that sie diese Arbeit, aber der verlorene Blick ihrer feucht umflorten Augen verriet, daß sie mit den Gedanken nicht bei dem Werk ihrer Hände war. Manchmal wurden ihr die Arme müd, und dann stand sie eine Weile unbeweglich, und während sie mit schmerzvollem Lächeln ziellos vor sich hinblickte, löste sich Thräne um Thräne von ihren Wimpern und perlte über die bleichen Wangen nieder. Wenn sie mit stockendem Atemzug aus solcher Versunkenheit erwachte, streifte ihr Blick alles Gerät der Stube, das ihr so lieb und durch Erinnerung so heilig war. Dann redete aus ihren Augen eine Wehmut, als wäre in ihr die Ahnung, daß sie diese trauliche Waldstube, in der sie so viele glücklich schöne Stunden und Tage verlebt hatte, niemals wiedersehen würde.

Wieder begann sie die Arbeit. Und da blickte sie

lauschend auf. Was sie gehört hatte, draußen in Nacht und Nebel — war das ein Ruf?

Sie legte die Blumen nieder, die sie aus einer Rinden- vase genommen hatte, und trat vor die Thüre. Nur den Nebel sah sie, der in der Dunkelheit das Haus umlagerte, und einen trüben Umriss der nächsten Beete. Hörschend stand sie eine Weile und rief dann mit lauter Stimme in die Nacht hinaus: „Ist jemand hier?“

Keine Antwort kam. Aber mit fauchenden Stößen fuhr der immer stärker werdende Wind über das Dach der Hütte hin, es rauschte in den Zweigen des Harfenbaumes, und mit wirrer Unruh tönten in seinen Wipfeln die kleinen Glocken.

Und was nur die Untiere haben mochten! Jetzt, in der Nacht? Drunten am See, auf den höheren Latschenfeldern, überall klangen ihre Schellen. Ein Rind begann zu brüllen, ein anderes gab Antwort, kurz und dumpf — wie das Jungvieh brüllt, wenn es sich in den Felsen verfliegen hat und hilflos auf den Sennen wartet. Und die Tiere befanden sich doch auf gefahrlosem Weidegrund! Oder hatten sie das Vorgefühl eines bösen Wettertages, den dieser Nebel bringen würde? Wohl schien der Wind, der über den See heraufblies, noch unbedenklich, aber dort unten, im tieferen Thal, da schien er stärker zu wehen, fast wie Sturm, denn ein dumpfes Krachen und Rauschen tönte verworren mit dem Winde über den Wald herauf. Und dieser Nebel — wie seltsam! Er hatte einen Geruch wie Rauch, oder war's der Herdrauch, den der Wind herauftrieb von der Sebenalpe? Sollten sie dort unten so spät noch beim Feuer wachen? Oder waren Holz knechte untertags im Sebenwald bei der Ar-

beit gewesen? Hatten sie das Gezweig und die Rinden der Windbrüche auf einer Blöße verbrannt — und diese Feuerstätten rauchten noch?

Schon wollte Lo in die Stube zurückkehren. Da hörte sie ein Gepolter, das Krachen von Ästen und den Sprung eines Tieres, das den Gartenzaun durchbrochen hatte.

„Hansi!“

Mitten durch die Blumenbeete kam der Esel zur Thüre gestürzt. Schnaubend und zitternd blieb er neben dem Mädchen stehen und windete mit vorgestrecktem Halse gegen den Wald hinunter.

Was hatte das Tier? War es durch Raubwild erschreckt worden? Oder durch einen Steinschlag unter den Wänden?

„Hansi? Geh, du Narrchen, was hast du denn?“

Beruhigend wollte sie ihm den Rücken streicheln und fühlte, daß seine Haare gesträubt waren wie Stacheln. Das Tier mußte eine ernste Gefahr überstanden haben — oder sah es eine Gefahr, welche kam?

„Hansi?“

In grober Bärtlichkeit fuhr der Esel mit der Schnauze an ihr hinauf und drückte gegen sie, als wollte er das Mädchen von der Stelle drängen. Schnaubend schüttelte er das Fell und machte, den Hals immer länger streckend, ein paar zögernde Schritte. Plötzlich setzte er mit tollem Sprung über den Zaun, und ein schmetterndes Gewieher ausstößend, verschwand er im Dunkel.

Im gleichen Augenblick jagte im stärker ziehenden Wind eine dicke Rauchwolke an der Hütte vorüber. Ein Schein durchglomm den wirbelnden Nebel, nur matt, doch er wurde breiter und breiter. Überall im Thal begannen

die Glocken der Almtiere zu läuten, überall dröhnte und röhnte ihr Gebrüll, überall hörte man das Rollen der Steine, die der Schritt der Kinder auf den steilen Gehängen löste — jählings war das ganze Thal erfüllt von unheimlichem Leben — und da erkannte Lo, was die Tiere fürchten und flüchten machte.

„Feuer im Wald! . . . Die armen Tiere!“

Daß auch ihr eigenes Leben bedroht sein könnte, daran schien sie nicht zu denken. Denn ohne Erregung, wenn auch mit fliegender Hast, eilte sie in die Stube und holte eine schon halbverbrauchte Pechfackel. Damals, als diese Fackel gebrannt hatte, das war auch eine ernste Nacht gewesen, eine Nebelnacht im Juni — sie hatte die Rufe eines verstiegenen Touristen gehört und hatte den Verirrten aus der Tejawand heruntergeholt und zur Sebener Almhütte geführt.

Die brennende Fackel jenkend, damit das Harz sich heller entzünden möchte, trat sie aus der Hütte. Was den Nebel so durchscheinend erleuchtete — war es die Flamme der Fackel oder das wachsende Feuer dort unten, das man rauschen hörte wie heranziehenden Sturm?

Sie wollte zur Gartenthüre, aber da taumelte ihr ein Mensch entgegen. Erst als er vor ihr stand, mit rasselndem Atem, das verzerrte und erschöpfte Gesicht von Schweiß überzogen, erkannte sie ihn.

„Wazegger!“

Lallend stürzte er vor ihr nieder und klammerte sich an ihr Kleid. Auch ihr Anblick konnte in ihm nicht mehr erwecken, was ihn zum Wahnsinn dieser That getrieben hatte. Seine Eifersucht und seine Liebe, alles, was er erwartet hatte von dem Gewaltstreich dieser Nacht,

das alles war erloschen in ihm. In ratloser Angst und in der Verstörung seiner Sinne umflammerte er die Kniee des Mädchens und feuchte:

„Der Sebenwald brennt . . . der Sebenwald . . . wir müssen verbrennen . . . du und ich . . . ersticken im Rauch!“ Mit Zittern und Grauen drückte er das Gesicht in die Falten ihres Kleides.

So war bleich geworden. Aber sie wich nicht zurück vor ihm. Was zwischen ihr und diesem Menschen lag, das war vergessen beim Anblick dieser lallenden Angst, die sich zu ihren Füßen krümmte.

„Aber Mazegger! Sind Sie denn ein Mann? Wie können Sie sich vom Schreck nur so verstören lassen!“ Sie versuchte ihn aufzurichten.

Doch er war wie Blei und blieb auf den Knieen liegen, immer nur mit dem einen Wort: „Verbrennen . . . verbrennen . . .“

„Aber seien Sie doch vernünftig! Man verbrennt nicht gleich, weil Feuer im Wald ist. Und stehen Sie auf!“

Er wollte sich erheben, aber die Kniee brachen ihm wieder, und er taumelte auf die Schwelle hin.

Da lief auch ihr ein Zittern über die Hände. Doch ihre Stimme klang ruhig: „Ich sehe, daß Sie sich übermüdet haben bei dieser sinnlosen Flucht. Aber wenn Sie schon flohen vor dem Feuer . . . wie kommen Sie hierher? Zu mir? Wollten Sie mich warnen?“

Er schwieg und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Aber Mazegger! So geben Sie mir doch Antwort! Und sagen Sie mir: in welcher Richtung des Waldes ist das Feuer?“

„Überall . . . überall . . . es giebt keinen Ausweg nimmer!“

„Das ist ja Thorheit! Wenn es aus dem Feuer keinen Ausweg gäbe . . . wie wären Sie denn hereingekommen in den brennenden Wald?“

„Ich . . . ich weiß nicht.“

„Wissen Sie denn, wie das Feuer ausgekommen ist?“

„Nein . . . nein . . . nichts weiß ich . . . nichts . . .“

„Aber wie kamen Sie denn in den Sebenwald? Jetzt? In der Nacht?“

„Ich . . . ich . . .“ es fiel ihm wohl die Lüge ein, die er dem alten Hüter gesagt hatte, „ich hab nach Ehrwald wollen . . . nach Ehrwald . . . und hab mich verirrt . . . im Nebel . . . und . . . da war das Feuer da . . . überall Feuer . . . überall!“ Das Grauen schüttelte ihn. „Wir müssen verbrennen . . . es giebt keinen Ausweg nimmer!“

„Ich will ihn suchen! Kommen Sie, Mazegger!“ Sie nahm seine Hand und zog ihn von der Schwelle auf. „Ich kenne hier im Wald jeden Weg und Steg . . . und ich will Sie führen.“

„Führ mich, führ mich, ja, mit dir ist der liebe Herrgott!“ leuchte er und klammerte die Hände um ihren Arm. „Wenn's noch einen Weg giebt . . . du . . . du mußt ihn finden . . . über den Paß hinüber . . . ins Prantlfar . . .“

Den Felsenpaß, den Ettingen und Pragmaler an jenem Gewittertag überstiegen hatten — ja, den kannte sie. Aber dort hinauf, über die steilen Wände? Jetzt bei Nacht und Nebel? Nein, das war unmöglich — das wäre der sichere Tod! Es mußte einen anderen Ausweg geben, thal-

wärts durch den Wald. Der Zufall dieses Brandes konnte so unglücklich nicht gespielt haben, daß schon das ganze Thal vom Feuer verschlossen war.

„Kommen Sie, Mazegger!“

Er ließ sich ziehen von ihrer Hand. Als sie über das Latschenfeld gegen den See hinunterkamen, mischte sich der Rauch immer dichter in den Nebel, immer lauter tönte auf allen Seiten das Brüllen der Rinder. Ein paarmal tauchte der Esel in ihrer Nähe auf, mit Schnauben und Gewieher, begleitete sie eine Strecke und verschwand wieder. Schwüle Hitze wehte ihnen vom brennenden Wald entgegen, und rauschend zog der Wind, der die Rauchwolken über die Berge hinaufjagte. Als die beiden den See erreichten, kamen von allen Seiten die Rinder auf sie zugerannt und folgten ihnen Schritt um Schritt unter angstvollem Gebrüll. Ein saufender Windstoß teilte den von Rauch durchflossenen Nebel, und nur noch matt verschleiert lag der brennende Wald vor ihnen, eine näher rückende Flammenmauer, welche die ganze Breite des Thals füllte, von Wand zu Wand.

„Wir laufen ins Feuer,“ schrie Mazegger wie ein Wahnsinniger, „wir müssen hinauf! Über die Wände hinauf!“

„Nein! Das ist unmöglich!“

Mazegger bedeckte mit dem Arm die Augen, und die Zähne begannen ihm zu klappern.

Das bleiche Gesicht vom Ruß der Fackel angeflogen, stand Lo auf einem Felsblock und spähte über den brennenden Wald hinunter, aus dem die Flammen schon herauszüngelten gegen die Latschenfelder. Nur an einer einzigen Stelle des Waldes, dort, wo der Seebach seinen



Weg hinunternahm gegen Ehrwald, dort war es noch dunkel. Aber auch dort schon quoll es mit rötlichen Dämpfen hinter den Bäumen herauf. Es gab durch den brennenden Wald keinen Ausweg mehr — und wollten diese beiden Menschen ihr Leben retten, so mußten sie das Unmögliche versuchen: den Weg über die Berge.

Das erkannte Lo, und schon wollte sie dem Jäger sagen: ja, wir müssen hinauf, wir haben keinen anderen Weg mehr — als jählings die Rinder, welche brüllend um sie herstanden, ein tolles Rennen begannen. Hatte eines der Tiere jene dunkle Stelle im Wald gewahrt? Ahnte es dort noch einen Weg der Rettung? Es begann zu rennen, und alle die anderen Rinder jagten ihm nach im blinden Herdentrieb, schraubend und mit gestreckten Schweifen.

„Das Vieh . . . das Vieh weiß einen Ausweg!“ kreischte Mazegger, und nur an die Rettung des eigenen Lebens denkend, riß er dem Mädchen die Fackel aus der Hand und rannte mit verzweifelten Sprüngen den Tieren nach. Rauch und Nebel verschlangen ihn, und das Geprassel der Steine, die sich auf seinem Wege lösten, ging unter im Sausen des Windes, im Geprassel und Krachen des brennenden Waldes.

„Mazegger! Mazegger!“ schrie Lo in der Todesangst, die sie erfüllte um diesen verlorenen Menschen. Sie schrie und schrie, doch keine Stimme gab Antwort — und das Brüllen der Rinder war verstummt dort unten. Nur über den See herüber klang noch das Röhren einzelner Tiere, welche bergaufwärts flüchteten, den Felsen zu.

„Mazegger!“

Sie wollte ihm folgen, hoffte, ihn noch hindern zu

können, den Weg der toll gewordenen Tiere zu nehmen. Aber dichter Rauch umwirbelte sie, der sie fast zu ersticken drohte, und wohin sie auch ihren Weg nahm, überall loderte ihr das wachsende Feuer entgegen, das den Waldsaum schon übersprungen hatte und die Latschen ergriff.

„Mazegger! Mazegger!“ schrie sie noch immer, bis ihr die Stimme versagte.

Rauch und Flammen trieben sie weiter und weiter zurück. In Qualm und Nebel wußte sie nicht, wohin sie kam — sie merkte nur plötzlich, daß ihre Füße in Wasser traten. Der See! Da ihre Kräfte zu erlöschen drohten, bückte sie sich, schöpfte Wasser mit den Händen und trank und kühlte das Gesicht. Im jagenden Winde flogen schon die glühenden Funken über sie her, als sie die seichte Bucht durchwatete und wieder das Ufer gewann. Während sie hineilte über den ebenen Rasen, kam es mit Reuchen und Schnauben hinter ihr nachgerannt.

„Hansi!“

Bitternd drängte sich das Grautier an seine Herrin, als wäre Hilfe bei ihr.

Noch einmal schrie sie den Namen des Jägers in den wallenden Rauch, und als sie keine Antwort hörte, flammerte sie sich an die Hoffnung, daß er den rettenden Weg gefunden hätte, den ihr das wachsende Feuer verschloß. Ihr selbst blieb jetzt nur dieser einzige Weg noch, dieser unmögliche: über die Berge hinauf, um den Paß in das andere Thal zu gewinnen. Ein Weg, auf dem in der Finsternis der tödliche Sturz sie erwartete bei jedem Schritt — aber sie mußte ihn versuchen, es blieb

ihr kein anderer. Wohl dachte sie einen Augenblick daran, im höheren Felsenthal eine geschützte Stelle zwischen kahlem Gestein zu finden — aber der Rauch, der sich dichter und dichter herwälzte über den See, mußte, wenn die grünen Latschenfelder bis hoch hinauf ins Glühen kamen, das ganze Thal erfüllen und alles atmende Leben ersticken.

Sie faßte den Halsriemen des Esels, um das Tier mit sich fortzuführen. Aber es sträubte sich und wollte nicht von der Stelle — immer wieder, unter Zittern und Schnauben, drehte es den Kopf nach dem brennenden Wald zurück. Lo redete ihm zu mit schmeichelnden Worten und zerrte am Riemen — ein paar Schritte folgte das Tier mit Zögern, dann jählings, als hätte es die Absicht seiner Herrin verstanden, als hätte es begriffen, welchen rettenden Weg es zu suchen galt, begann es zu traben, immer rascher und rascher, das Mädchen mit sich fortreißend, das an den Riemen geklammert hing. Den auch bei Tage nur schwer erkennbaren Steig, der über die steilen Latschengehänge emporführte zu den öden Felsentären — Lo hätte ihn wohl nie gefunden bei diesem unruhigen Wechsel zwischen trüber Feuerhelle und rauchschwarzer Finsternis — aber die nachtsehenden Augen des Tieres fanden ihn. Schnaubend zerrte es seine Herrin mit sich hinauf, eine Latschenhöhe nach der anderen überwindend, bis sie das kahle Gestein erreichten. Da blieb es stehen, erschöpft und mit vorhängender Zunge, von welcher der Geifer niedertropfte — es wollte nicht weiter, legte sich auf die Steine nieder und begann an seinen Knien zu lecken.

Auch Lo war atemlos zu Boden gesunken. Mit dem

Rücken an das Tier gelehnt und halb erstickt vom Gewirbel des Rauches, hielt sie die Hände auf ihre kämpfende Brust gedrückt. Ein brausender Windstoß jagte den Rauch, und vor den Augen des Mädchens lag es dort unten wie eine lodernde Hölle. Der ganze Sebenwald eine einzige ungeheure Flamme! Rings um den See her brannten schon alle Latschenfelder, bald in rote Glut versinkend, bald wieder aufleuchtend mit weißem Feuerglanz, wenn der Wind darüber hinfuhr. Aus diesem Glutfeld ragte eine dunkel qualmende Säule hervor: der Harfenbaum, der den Flammen noch widerstand — und daneben loderte eine hohe Feuergarbe: das brennende Seehaus.

Als Lo diese Flamme sah, sprang sie auf mit schluchzendem Schrei.

„Vater! Vater! Unser Haus . . . deine Blumen!“

Thränen stürzten aus ihren Augen, und in der ersten Marter dieses Anblicks wollte sie ins Thal hinunter und dem Feuer entgegen, als könnte sie noch retten, diesen Flammen noch wehren. Doch wehender Rauch quoll ihr entgegen, schwarz und schwer, das Bild des Brandes verhüllend.

Sie rang nach Atem, einer Ohnmacht nahe. Schon wollte sie mit taumelnden Sinnen zu Boden sinken — doch wie von einem Strom neu quellenden Lebens durchflossen, richtete sie sich wieder auf und streckte mit zitterndem Laut die Arme in das Dunkel. Ihr war, als stünde der Vater vor ihr, in heller Sonne, ruhig und lächelnd — und seine Stimme hörte sie, mit jenem gleichen, von Liebe durchwärmten Klange, wie einst: „Komm, Lo! Meine liebe, gute, kleine Lo! So komm doch!“ Er

reichte ihr die Hand, als ob er sie führen wollte — sie meinte diese Hand zu fassen, sie fühlte ihren Druck — aber da war es nicht mehr ihr Vater, es war ein anderer, der vor ihr stand, lächelnd und leuchtenden Auges, mit der gleichen Liebe im Ton der Stimme: „Lo! So komm doch!“

„Heinz!“

In Schmerz und Freude schrieb sie diesen Namen — und da war alles dunkel vor ihr, alles verschwunden, was ihr fieberndes Blut und ihre erregten Sinne gesehen hatten.

Doch in ihren Gliedern war neue Kraft, neuer Wille zum Leben.

Bei dem matten Feuerschein, der das zerfahrende Gewölk durchschimmerte, erkannte sie deutlich im Felsenkar den Steig, den sie gehen mußte. Mit starker Hand riß sie das ruhende Tier von der Erde auf — und als es ein paar Schritte mit Gewalt gezogen war, folgte es wieder willig seiner Herrin und ihrem lockenden Ruf. Hastenden Schrittes eilte sie, solange der Feuerschein noch wahrte, durch das öde Felsenkar. Dann umhüllten sie wieder die jagenden Rauchwolken und das Dunkel der Nacht. Tastenden Fußes mußte sie den Weg suchen. Immer wieder verlor sie ihn und fand ihn immer wieder. Felsen sperren den Pfad — das mußte die Wand sein, die sie zu übersteigen hatte — und dieses Felsenband, auf das ihre Füße traten, das war der Weg, der über die Wand hinaufklomm bis zur Höhe des Passes. Sie stieg und stieg, doch immer schmaler wurde das Steinband unter ihren Füßen. Weit hinter sich vernahm sie das Schnauben des Tieres, das ihr folgen wollte, das

Rollen der Steine, die seine Hufe lösten, und jetzt den Fall eines schweren Körpers, welcher tiefer und tiefer stürzte. Eine Weile noch rasselten die nachrollenden Steine — dann war es still dort unten.

Sie wollte schreien, doch die Stimme versagte ihr.

Jetzt hörte sie in schwarzer Tiefe das Nächzen des sterbenden Tieres, und da schlich auch ihr das kalte Todesgrauen in die Seele.

Zitternd hing sie an die Felsen angeklammert, während fern das dumpfe Brüllen der letzten, noch irrenden Kinder klang und stickender Rauch immer dichter die finsternen Lüfte füllte.

Kein Laut mehr in der Tiefe zu ihren Füßen, kein Nächzen und Stöhnen mehr — das Tier war erlöst von seiner Qual.

Da atmete sie auf, ihre Schwäche und das Todesgrauen überwindend, das sie befallen hatte. Leise sprach sie ein Wort ihres Vaters vor sich hin: „Tod? Das ist nur ein Wort, nur das letzte Lächeln eines guten Menschen, der mit seinem Leben zufrieden war . . . wann und wie es auch endet.“

Und sollte ihr Leben auch erlöschen in dieser Nacht, dort unten in dieser schwarzen Tiefe, ferne von Mutter und Bruder — wie war es doch reich gewesen, reich und schön ohnegleichen — vom ersten, fröhlichen Lachen des Kindes an, bis zum letzten Händedruck jenes Eines, der ihre Seele und ihr Herz in seine Hand genommen hatte wie einen Besitz, der ihm zu eigen war über Tod und Leben hinaus!

Sie flüsterte seinen Namen — und das war ihr wie ein Abschied, den sie nahm von dem geliebten Manne, nicht für den Tod — fürs Leben nur!

Denn sie fühlte, daß sie leben würde — jetzt, da die

Furcht des Todes von ihr abgefallen war, jetzt konnte sie an den Tod auch nicht mehr glauben.

„Mutter! Bruder!“

Der Gedanke an diese beiden richtete sie auf — um dieser beiden willen mußte sie ringen um ihr Leben, stark und mutig, bis zum Erlöschen ihrer Kräfte.

Sie rastete, an die Felsen gelehnt, um ihren Atem in Ruhe zu bringen, und presste ihr Tuch vor die Lippen, um sich gegen den Rauch zu schützen, der emporquoll über die Felsen. Und während sie hinausblickte in die von dunklem Gewirbel erfüllten Lüfte, sah sie nicht das wogende Gewölk und nicht die schwarzen Felsen um sie her — sie sah die Stube der Mutter und das Kämmerchen des Bruders. Die waren still und dunkel — und dennoch erkannte sie jedes Bild an den Wänden, jedes Gerät, sah den schlummernden Knaben und die wachende Mutter, die sich in ihrer schlaflosen Zimmerpflege aus den Rissen aufrichtete, um auf die Atemzüge des Buben zu lauschen — und hörte, wie die alte Frau vor sich hinflüsterte: Gott sei Dank, er schläft, da kann er doch keine Schmerzen haben! Morgen wird sein Fuß wieder gut sein . . . und Lo wird kommen! Ach ja!

„Morgen!“ Wie ein heißer Strom der Freude und Sehnsucht rann es ihr durch Blut und Seele. Morgen! Die beiden wiedersehen, morgen im Frühlicht! In Sonne!

Sie erhob sich, und in ruhiger Vorsicht begann sie sich mit Händen und Füßen an den Felsen hinzutasten, höher und höher klimmend.

„Mutter! Bruder!“

Sie stieg und stieg, bei jedem Schritt um ihr Leben kämpfend, an das sie glaubte.

**U**nter ziehenden Nebeln graute der Morgen über dem Gaisthal, über den Tillsüßer Wäldern und Umgehängen.

Doch lange vor dem ersten Grau, schon um drei Uhr morgens, war im Försterhäuschen ein Licht lebendig geworden. Als Pragmaler, um seinen Herren zu wecken, mit der Laterne zum Jagdhaus hinaufging, sah er, daß im Schlafzimmer des Fürsten schon Licht war, das mit flimmerndem Schein in die vom Nebel durchwobene Dämmerung hinausleuchtete.

Droben pochte er an die Thüre.

„Duhrlaucht?“

„Ich danke, ja, ich bin schon auf!“ klang es mit heller Stimme aus dem Zimmer.

„Schlecht schaut's aus mit'm Wetter!“ berichtete Pepperl durch die geschlossene Thüre. „Nebel haben wir. Ich mein', Sie sollten heut daheim bleiben, Duhrlaucht.“

„Nein, nein, ich gehe! Mag das Jagdwitter sein, wie es will!“

„No ja, wenn S' meinen! Aber ein Gamsbock bringen S' heut kein net heim . . . heut marschieren S' umsonst!“



Ein frohes Lachen war die Antwort.

„Nebel hin oder her . . . den freut heut 's Leben!“  
dachte Pepperl, während er die Treppe hinunterging.  
„Und mich freut's auch!“

Drunten in der Hütte, um den Förster nicht aus dem besten Schlummer aufzustören, setzte er möglichst geräuschlos die Wasserpfanne übers Feuer. Bis das Wasser kochen würde, blieb ihm genügende Zeit, ein „Sprüngerl“ in die Sennhütte hinunterzumachen. Da kam er gerade recht, um seinem Mädcl den Schlaf aus den Augen zu küssen.

Lachend streckte sich Burgi in ihrem Heubett und schlang die Arme um den Hals des Jägers. „Du . . . so ein Bußl beim Aufwachen . . . das ist fein was Guts!“

„Halt ja! Aber jetzt gib nur gschwind noch eins her zum Bhüt-dich-Gott! Auf'n Abend hast mich wieder!“

Es dauerte lang, dieses „geschwinde Bußl“ — so lang, daß das Wasser, als Pepperl wieder in die Hütte kam, schon kochend aus der Pfanne sprudelte. —

Der helle Morgen begann, und durch die grauen, im Fluge sich klüftenden Nebel schimmerte ein armseliges Stücklein des blauen Himmels, als Ettingen mit raschem Gang vom Jagdhaus herunterkam, auf dem Hut einen blühenden Zweig der Edelrose. Pepperl stand schon wegfertig mit der Büchse vor seiner Hütte. Einem Menschen, der froh und glücklich ist, fällt nur der fremde Kummer auf, doch nicht so leicht die Freude des anderen — denn Freude erscheint ihm als das Selbstverständliche. Als aber Pepperl seinen Herrn sah, fiel ihm doch der Glanz

dieser Augen auf, so daß er dachte: „Teufi, Teufi, der muß sich heut einen guten Birschgang derwarten, weil er gar so gottsfreudig dreinschaut! Und den Bruch hat er schon auf's Hütl gesteckt, noch eh, daß er geschossen hat . . . Teufi, Teufi, da kriegen wir gwiß nix . . . da hab ich ein Aberglauben drauf!“ Dem Jäger ging's wie ein Schatten über die eigene Freude. Er hätte so gern dazu geholfen, daß sich die frohe Jägerhoffnung seines Herrn erfüllen möchte — aber der verfrühte Bruch und solch ein Wind und Nebel dazu — da wußte er's ganz gewiß: „Wir kriegen nix!“ Auf diese Enttäuschung mußte er seinen Herrn vorbereiten.

„Schön guten Morgen, Duhrlaucht!“

„Guten Morgen, Pepperl! Und kommen Sie nur gleich! Wir wollen keine Minute mehr verlieren und tüchtig ausgreifen!“

„No ja . . . d' Füß mach ich gern so lang, wie's geht . . . aber heut hab ich kein rechte Schneid auf d' Jagd!“

„Ich auch nicht!“ erwiderte Ettingen lachend.

„Gott sei Dank, weil S' Ihnen nur net z'viel derwarten. Und gelten S', ich hab recht ghabt gestern . . . heut wird's ein Hakerl haben mit der Sonn!“

„Mir wird sie scheinen! Kommen Sie nur!“

„Ja, wär mir selber recht, wenn d' Sonn grad Ihnen zlieb ein Ausnahm machen thät!“

Sie schritten gegen den Wald hinunter.

Da wurde im oberen Stock des Fremdenhauses ein Fenster geöffnet. „Guten Morgen, Heinz! Und Glück auf den Weg!“

Mit seinen „gottsfreudigen“ Augen grüßte Ettingen zu dem Freunde hinauf: „Ich danke dir, Goni! Das war lieb von dir!“

Pepperl aber schüttelte bedenklich den Kopf zu diesem Wunsch und dachte: „Glück hat er ihm auch noch gewünscht . . . jetzt ist erst recht gefehlt!“ Und er wollte sich kaum fassen darüber, daß ein so fermer Jäger wie Graf Sternfeldt sich so schwer gegen den Weidmannsbrauch verfehlen konnte. Glück — was Schlimmeres als das kann einem Jäger gar nicht gewünscht werden!

Raschen Ganges wanderten die beiden durch das lange Thal hinauf; sie waren schon eine Stunde unterwegs, doch der Morgen wurde nicht heller. Wohl klüftete sich manchmal der unruhig ziehende Nebel und gab einen dunklen Waldgrat oder ein Stück der düsteren Wände frei, doch alle Höhen schienen von dunklem Gewölk überlagert, und wenn sich der Nebel teilte, trieb ihn der Wind immer wieder zu dichten Massen zusammen, so daß man im Wald oft kaum auf zwanzig Schritte die Stämme unterscheiden konnte. Aus diesen wehenden Dünsten ging ein dünnes Geriesel nieder, bei dem sich alles wie mit feinem Tau beschlug, und alle Geräusche klangen trüb gedämpft: das Rauschen des Baches, die schreienden Stimmen, die man irgendwo in der Ferne von den Amlen hörte, und das Geläut und Brüllen der Rinder, die heute mit solcher Unruhe ihre Äsung zu suchen schienen wie nach einem Schneefall, der alles Grün bedeckte.

Immer sorgenvoller wurde das Gesicht des Jägers. Auf seinen Herren aber schien das unfreundliche Bild der Landschaft mit seinem trostlosen Grau keine Wirkung zu

üben. Der wanderte zu und immer zu, mit so treibendem Gang, daß ihm der Jäger kaum zu folgen vermochte — versunken in stille Gedanken, immer mit diesem träumenden Lächeln, mit diesem Leuchten in den Augen, als wäre frühlingsblauer Himmel mit heller Sonne über ihm und um ihn her das lachende Grün im Duft der Blumen.

Schon ein paar mal hatte Pragmaler verwundert den Kopf geschüttelt. „Das is aber doch ein gspäßiger Nebel! Der riecht ja schier wie der Dampf, der von der Kohlstatt kommt!“

Und was war denn das für ein Rauschen, fern in der Höhe? Sie hatten noch eine gute Wegstunde bis zum See — da konnte man doch den Wasserfall des Seebaches noch nicht hören? Und waren denn die Leute auf der Sebenalm verrückt geworden — sie schriean ja, daß man's auf eine halbe Stunde weit hören konnte! Was die nur haben mochten?

Während der Jäger diese Frage stellte, kamen ein paar Kühe in wilder Flucht heruntergerannt. Jetzt meinte er zu wissen, was auf der Sebenalm los war — den Leuten war das Milchvieh scheu geworden und durchgegangen. Aber da hörte er im Wald einen Laut, der ihn ganz verblüfft machte — den Pfiff einer Gemse. Und jetzt ein Jagen und Brechen, als würde ein ganzes Rudel flüchtig! Das begriff er nicht. Gamsen hier unten im Thalwald? So tief steigen sie nicht einmal herunter im schwersten Winter!

„Herr Fürst! Ich weiß net, was . . . aber es muß was los sein heut. Da faust ein Rudel Gams durch'n Wald . . . wie kommen denn die Gams da runter?“

Ettingen schien nur halb zu hören. Und da er sah,

daß der Jäger stehen blieb, drängte er mit Ungeduld: „So kommen Sie doch! Lassen Sie die Gemsen . . . ich will ja nicht jagen heute! Kommen Sie doch!“

„Net jagen?“ Das war für Braymaler von allen Wundern dieses Morgens das größte. „Na warum denn steigen wir nachher nauf zum See?“

Er bekam keine Antwort; aber da er in seiner Verblüffung mit diesem Schweigen nicht zufrieden war, begann er zu grübeln, während er mit langen Schritten hinter seinem Herrn einhermarschierte. Und da er den Maßstab seiner eigenen Natur an dieses dunkle Rätsel legte, fragte er sich: Wär's nicht im Dienst oder der Jagd zuliebe — was könnte mich denn zwingen, bei solchem Wetter einen solchen Weg zu machen? „Ich wüßt net, was . . . oder es müßt mein Burgerl droben sein und warten!“ Da machte sein Scharfsinn einen jähen Gedankensprung, und verdußt betrachtete er seinen Herrn, der es so eilig hatte. „Ah, da schau!“ Hatte nicht gestern der Förster erzählt, er hätte das Malerfräulein zum Sebensee hinaufreiten sehen? Und hatte der Fürst nicht gleich darauf gesagt: „Pepperl, morgen machen wir eine Birsche zum Sebensee?“ Er dachte an jenen Morgen, an dem er seinen Herrn im Blumengarten des kleinen Seehauses gefunden hatte — dachte an die drei Hirsche im Gaisthal, die ihr Leben dem Malerfräulein zu danken hatten — dachte an jene Gewitternacht in der traulichen Waldstube dort oben, und da ging ihm jählings ein Licht auf, bei dessen Schein er das Rätsel dieses Nebelmarsches flink und leicht gelöst hätte, auch wenn es noch viel dunkler gewesen wäre. „Ah, da schau!“ Schmunzelnd musterte er seinen Herrn — und jetzt verstand er auch das Wort

von der Sonne, die heute scheinen würde. „Das glaubst! Die hat freilich Sonnenschein in die Äugerln . . . da kann der Nebel so dick sein, wie er mag!“

Dieses Mitwissen, das vor seinem Scharfsinn so plötzlich aufgedämmert war, konnte sich nicht verborgen halten und mußte aus ihm heraus mit einem Wort.

„Drei Viertelstünderln noch, Herr Fürst, und ich mein', wir sitzen droben im Seehäusl! Und nachher haben wir d' Sonn! Werden S' sehen . . . nachher haben wir's!“

Da sah sich Ettingen nach dem Jäger um, schweigend wohl, doch lächelnd und mit einem Blick, der so deutlich redete, daß Pepperl vergnügt vor sich hinschmunzelte: „Hab's schon getroffen . . . 's Richtige!“

Ein rauschender Windstoß riß den Nebel entzwei, und man sah den steilen Tejakopf von einer schwarzen Wolke umlagert.

„Ja Duhrlaucht! Schauen S' doch nur da auf! Was is denn jetzt das für ein Gwölk? So pechschwarz kann ja doch ums Himmels willen kein Wetter net aufziehen?“

Doch ehe der Blick des Fürsten die Höhe fand, nach welcher der Jäger deutete, hatte der jagende Nebel die Bergspitze mit ihrer finsternen Haube schon wieder verhüllt.

Sie schritten aufwärts durch den steigenden Wald. Da hörten sie wieder von der Sebenalm die schreienden Stimmen. Jetzt blieb auch Ettingen stehen, wie von einer Sorge befallen.

„Praxmaler! Hören Sie doch! Was können die Leute nur haben?“

„Was da droben los sein muß . . . ich kann mir's gar net denken! Und da müssen ja viel mehr Leut bei-

inander sein als wie d' Sennleut und der Hüter! Und in der Luft . . . wie's in der Luft liegt! Als ob's in der Näh wo brennen thät! Es wird doch ums Herrgottswillen d' Umhütten net im Feuer stehn!"

Da hörten sie das Keuchen eines Menschen und ein Gerappel von Steinen, als käme einer wie in wahnsinnigem Lauf über den Steig heruntergerannt.

„Ja um Christi willen,“ stammelte der Jäger, „was is denn?“

Ein Mensch tauchte im Nebel auf. Es war der Sebener Senn. Jetzt stand er vor den beiden, zitternd an allen Gliedern, nach Atem ringend, das fahle Gesicht wie mit Ruß bestrichen. Die Augen waren rot verquollen, wie verweint, und die Ärmel seiner Foppe von kleinen Brandlöchern durchsiebt, als wäre er durch einen Regen glühender Funken gelaufen. Mit beiden Fäusten packte er den Jäger an der Brust und keuchte: „Der Förstner . . . wo is der Förstner? Ich muß den Förstner haben und d' Holzerleut . . .“

Ettingen rüttelte ihn am Arm. „Aber Mensch, so sagen Sie doch . . . was ist denn geschehen?“

„Der Sebenwald brennt . . . der ganze Wald bis über'n See nauf . . . alles ein einzig's Feuer! 's ganze Jungvieh droben . . . alles muß hin sein, alles, alles! Jesus Maria! D' Höll kann net ärger sein! Und 's Fräuln is droben seit gestern . . . das arme Fräuln! Und alles muß hin sein droben! Jesus! Jesus! . . . Der Förstner? Ja sag mir doch, Jager, wo is denn der Förstner?“

„Mar und Josef! . . . Draußten im Tillsuß is er! Lauf, Senn, lauf, ja lauf doch ums Himmels willen, was d' lanzen kannst!“

Der Senn wollte rennen, doch Ettingen hielt den Arm des Mannes umkrampft wie mit eiserner Faust.

„So lassen S' doch aus, Herr!“ feuchte der Senn. „Ich muß ja um d' Leut! Es brennt ja 's Fuier schon zruck gegen d' Alm . . . und die Küh sind narrißch, wir zwingen s' ja nimmer . . . ich muß ja Leut haben, Leut . . . aber so lassen S' doch aus!“

Ettingen rang nach Worten. „Giebt es noch einen Weg . . .“ die Stimme brach ihm wieder, „einen Weg durch das Feuer . . . zum See hinauf . . .“

„Kein nimmer! Kein! 's ganze Seethal is zu mit Fuier! So lassen S' doch aus . . . verflucht!“ Mit Gewalt befreite der Senn seinen Arm und rannte davon, mit feuchender Stimme betend: „Jesus, Jesus Maria . . . und Vater, Vater unser, der du bist im Himmel . . .“ Er verschwand im Nebel, und das Geflapper seiner schweren Schuhe erstickte die betende Stimme.

Bitternd klammerte sich Ettingen an den Ast einer Fichte, als müßte er eine Stütze haben, um sich aufrecht zu erhalten. Dem Jäger schossen vor Erbarmen die Thränen in die Augen, als er das verstörte Gesicht seines Herren sah und diesen verzweifelten Blick.

„Um Christi willen . . . mein lieber, lieber Herr Fürst!“

Ettingen erwiderte keinen Laut. Aber seine Glieder streckten sich, als wären sie Stahl geworden — und ein Blick nur sagte dem Jäger: „Kommen Sie!“

Wortlos eilten sie durch den Wald hinauf und erreichten das Umfeld. Hier lag der Nebel nicht mehr so dicht wie im tieferen Thal. Man sah die Leute, die mit Geschrei



umherrannten, um die Kühe einzufangen und nach dem Stall zu bringen — man sah den Wald und über seinen Wipfeln den schwarzen, von trübem Feuerschein durchflackerten Qualm, der von Wand zu Wand die ganze Breite des Seethals füllte.

Mit brennenden Augen spähte Ettingen durch die Schleier des Nebels. „Nein . . . da giebt es keinen Weg mehr! Nicht durch den Wald hinauf!“ sagte er mit erloschener Stimme. „Aber einen anderen giebt es! Sie muß sich ja vor dem Feuer geflüchtet haben . . . in die Felsen hinauf! Dort müssen wir sie finden! Wir müssen!“ Er eilte den Latschengehängen zu, die sich oberhalb des Umfeldes steil emporhoben gegen den Tejakopf, dessen gewaltige Felsenmauer zwischen dem Prantlfar und dem brennenden Seethal aufstieg und mit seiner Rinne in schwarzem Rauchgewölk verschwand.

Erschrocken lief der Jäger seinem Herren nach. „Mar und Josef! Duhrlaucht! Wo wollen S' denn hin?“

„Hinauf! Dort hinauf! Durch das Prantlfar und über den Paß . . . den Weg, den wir neulich gingen, als das Gewitter kam . . . und die schöne Nacht . . .“ Seine Stimme erlosch wie in einem Schluchzen, das keine Thränen hatte.

„Ja, ja, Herr Fürst . . . aber da müssen wir wieder nunter durch'n Wald und drüben nauf!“

„Nein! Ich sehe einen Weg ins Kar, der näher ist. Dort hinauf!“ Ettingen deutete nach den Latschenbändern, welche schräg über die Felswand emporkletterten gegen die Höhe des Kars. „Da sparen wir eine Stunde!“

Pragmaler wischte sich den Schweiß von der Stirn und stammelte: „Um Gotts willen, Duhrlaucht . . . alles,

was recht ist . . . aber da steig ja ich kaum durch! Sie kommen net nauf!”

„Ich muß hinauf!“ Ettingen hatte schon den Latschenhang erreicht und begann zu klimmen.

Ohne Widerrede legte der Jäger alles ab, was er trug, die Büchse, den Rucksack, die beiden Wettermäntel — jetzt brauchte er freie Arme, denn er wußte, daß es um das Leben seines Herren ging.

Sie kamen zum Fuß der Felswand und begannen zu klettern, wortlos, mit schwerem Atem — Ettingen immer voran. Mit Rasseln und Sausen stürzten unter seinen Tritten die Steine in die Tiefe — er hatte keinen Blick für sie, seine Augen suchten nur immer die Höhe. Nie bedurfte er der Hilfe des Jägers — und wenn Pragmaler schon ratlos innehielt, immer wieder fand Ettingen eine Schrunde im Gestein, einen Tritt für seine Füße, der ihn höher brachte, so rasch, daß der Jäger Mühe hatte, sich dicht hinter seinem Herrn zu halten.

Als sie die Kuppe der Wand erreichten, schlug Pragmaler ein Kreuz und sah mit bleichem Gesicht in die schwindelnde Tiefe.

Nur eine kurze Strecke hatten sie noch zu steigen, weniger mühsam, und dann kam über Griesfelder und Latschenrücken ein ungefährlicher Weg in das Kar.

Der Nebel begann sich langsam zu heben — und von der Höhe, auf der die beiden waren, konnten sie den Eingang des brennenden Thals überblicken. Zwischen Qualm und Dämpfen sah man die flammenden Bäume. Auf weite Strecken war der Grund schon kahlgebrannt — und bald erschienen diese Stellen grau, bald wieder, wenn der Wind die Asche verwehte, verwandelten sie sich in

rote Blut. Und alles, die Flammen der Bäume, Rauch und Qualm, die Aschenwolken — alles strebte im jagen- den Winde hinauf und immer hinauf, dem See ent- gegen.

Ettingen bedeckte mit den Händen das Gesicht, als könnte er diesen grauenvollen Anblick nicht ertragen, als müßte er mit Gewalt die martervollen Bilder er- sticken, welche die Angst seines Herzens ihm vor Augen stellte.

Schwere Thränen rannen ihm über die Lippen, als er sich wandte und den Weg ins Kar begann.

„Ich bitt Ihnen, mein lieber Herr,“ bettelte der Jäger, „thun S' doch ein bißerl rasten!“

Ettingen schüttelte den Kopf und eilte weiter.

Sie stiegen eine Stunde und eine zweite. Je näher sie im Kar der letzten Grieszunge kamen, von deren Ende der Steig über brüchige Wände hinaufkletterte zum Paß, desto ungeduldiger wurden die Schritte des Fürsten, ob- wohl ihm Atem und Kräfte schon fast zu Ende gingen. Auch der Jäger war so erschöpft, daß er die letzte Kraft seiner Glieder geben mußte, um sich an der Seite seines Herren zu halten.

Einer steilen Felswand nahe, ging der Weg zwischen mächtigen Felsblöcken dahin, die ein Bergsturz über das Griesfeld geworfen hatte. Wohl war der Nebel gestiegen und hatte sich schon über Thal und Berg zu einer grauen, regungslosen Decke gesammelt — aber das ganze Kar lag verschleiert vom dünnen Geriesel der Asche, die aus den Lüften fiel, und vom Rauch, der drüben aus dem brennenden Seethal aufstieg und im Kar sich wieder niedersenkte über die Wände.

Nur einen Weg von wenigen Minuten hatten sie noch bis zu der Stelle, an welcher der Pfadweg beginnen mußte, und Ettingen suchte ihn schon mit brennenden Blicken. Da rollten Steine aus der Wand herunter, an der sie vorüberschritten. Im gleichen Augenblick riß der Jäger seinen Herren hinter einen Felsblock und stammelte: „Mar und Josef! Kein Laut . . . nur um Gotts willen kein Laut nimmer! . . . Da schauen S' nauf!“

Hoch über dem Griesfeld, in der steilen Felswand, welche pfadlos schien, bewegte sich unter dem Schleier des Rauches langsam eine Gestalt.

„Lo!“ glitt es mit ersticktem Klang über Ettingens Lippen. Sein erstes Gefühl war ein Sturm von Freude. Sie nur wiederzusehen! Lebend! Doch dieser Rausch der Freude ging ihm unter in Angst und Grauen, das ihn fast um die Sinne brachte. Jeder Schritt an dieser Wand war ein Schritt in den Tod.

Ettingen raffte sich auf mit schluchzendem Laut und streckte die Arme. Nur helfen, helfen, dieses stürzende Leben schützen — kein anderer Gedanke mehr war in ihm. Er wollte schreien: Ich komme, Lo! — doch seine Stimme war nur ein Fallen. Und da preßte ihm der Jäger die Hand auf den Mund und riß ihn zurück und flüsterte:

„Ein Laut, Herr Fürst, und Sie bringen das Fräuln um! Da giebt's kein Helfen . . . wir stehen ja da mit leere Händ, ohne Seil und Eisen, ohne alles! Sie muß allein da runter . . . da hilft ihr keiner, bloß die eigne Kraft! Und schauen S' nur nauf, wie i' jeden Schritt probiert und wie sie sich ruhig haltet! Sie derzwingt's . . . passen S' auf, sie derzwingt's! Aber ein Laut von

Ihnen . . . ein Merker von ihr, daß wer da herunten steht, und Sie grad, Sie, Herr Fürst . . . und sie hat ihr Ruh verloren und . . .“ Der Jäger sprach das Wort nicht aus, das ihm schon auf der Zunge lag. „In Rauch und Nebel hat s' den Steig verfehlt und hat sich in d' Wänd verstiegen. Jesus, Jesus, Maria . . . was muß das Fräuln für ein Weg gmacht haben mitten in der Nacht!“

Nun standen sie regungslos hinter dem Felsblock und spähten durch den ziehenden Rauch in die Wand hinauf. Sie sprachen kein Wort mehr, aber es hämmerte in ihrer Brust, daß einer den Herzschlag des anderen hören konnte. Mit beiden Händen klammerte sich Ettingen an den Fels und preßte die Lippen aufeinander, um auch den Ton seines Atems noch zu ersticken. Immer wieder schloß er die Augen, als ginge die Marter dieses Anblicks über seine Kräfte — und immer wieder spähte er hinauf mit einem Blick, in dem seine ganze Seele war, all seine Angst und all sein Hoffen. Und fielen Steine aus der Wand, dann zuckte er zusammen, als träfe ihn jeder Steinschlag ins Leben.

Sie schwirrten und sausten, diese stürzenden Steine, und wenn sie das Griesfeld erreichten, machten sie noch weite Sprünge. Der Staub, den sie aufwirbelten, dampfte an der Felswand empor und mischte sich mit den Schleiern des braunen Qualmes. Der umhüllte bald die Berirrt in der Wand, bald gab er sie wieder frei. Mit ausgebreiteten Armen die Brust an die Felsen schmiegend, suchte sie Tritt um Tritt. Manchmal blickte sie über die Schulter in den Abgrund, wie um den Weg zu messen, den sie noch finden mußte. Tiefer und tiefer kam sie, und

eine glattgeschwemmte Wasserfurche überspringend — Ettingen zitterte, als sie sprang — erreichte sie ein Steinband, das ihr sicheren Grund für die Tritte gab. Sie ging, bis das Band zu Ende war, und dann rastete sie, lange, lange, wie um all ihre Kraft für dieses letzte und schwerste Stück ihres Weges zu sammeln. Schräg nach abwärts hatte sie eine Felsplatte zu überqueren, die nur von wenigen Rissen durchzogen war und so fahl erschien, daß der Blick, der aus der Tiefe hinausspähte, kaum einen Vorsprung fand, auf dem ein Fuß hätte ruhen können.

„Unmöglich . . . das ist unmöglich!“ hauchte Ettingen. Sein Gesicht war weiß, und er zitterte an allen Gliedern.

„Nur Ruh, Herr Fürst, nur Ruh ums Himmels willen!“ flüsterte der Jäger. „Von droben schaut's besser aus als wie von unt auf! Und sie derzwingt's, sie hat die richtig Ruh . . . und nachher is alles, alles gwonnen!“

Ja, war dieses Schwere überwunden, dann war's gewonnen. Denn unter der Felsplatte winkte ein Rasenfleck, auf dem sie sicher wieder rasten konnte, und nur noch so hoch über dem Griesfeld, daß ein Steinwurf ihn erreicht hätte. Wohl war dann das letzte Stück des Weges bis auf den Sand hinunter noch immer gefährlich, aber es bot in seinen Felsen doch feste Kanten für den Fuß und Schründen für die greifenden Hände.

Noch immer rastete Lo. Doch während sie die Arme um einen Felszacken geschlungen hielt, prüfte sie vorgebeugten Kopfes schon den Weg, den sie nehmen mußte. Und nun wollte sie ihn beginnen — man sah, wie ihre

Gestalt sich streckte und ihr Arm sich zögernd von dem stützenden Schrofen löste.

Praxmaler umklammerte die Hand seines Herren, als hätte er Sorge, daß sich die Seelenangst, die ihm aus Blick und Zügen redete, in diesen entscheidenden Minuten durch einen Ruf, durch eine unvorsichtige Bewegung ver-raten könnte. Doch Ettingen stand regungslos und stumm, wie zu Stein verwandelt: auch sein Atem schien erloschen, und nur seine Augen lebten noch und griffen hinauf mit ihrem Blick, wie die Angst mit Armen und Händen greift.

Dicht angeschmiegt an den Felsen, machte So mit ruhiger Vorsicht den ersten Schritt in die Platte — einen zweiten und dritten, und während sie mit der einen Hand immer angeklammert hing an eine Schrunde, fühlte sie mit der anderen gleitend am Gestein hin, um einen neuen Halt zu finden. Zwei Schritte noch, und dann hielt sie rastend inne, mit ausgebreiteten Armen, wie an den Fels gekreuzigt. Wieder begann ihr Fuß zu tasten, ihre Hand zu suchen, denn sehen konnte sie nicht, da sie mit Körper und Wange sich an die steile Mauer pressen mußte, um das Gleichgewicht zu halten. So erkämpfte sie Schritt um Schritt, immer rastend und wieder klimmend. Oft tastete sie mit Hand und Fuß eine lange Weile am Felsen hin ins Leere, bis sie einen Tritt und einen Griff zu finden vermochte. Schon hatte sie die Hälfte der Platte überquert, und immer näher kam sie dem Rasenfleck, der sich mit festem Sockel aus der Wand herausbaute. Doch immer kürzer wurden ihre Schritte, immer langsamer und müder suchte ihr Fuß, und immer länger währte ihre Rast, als gingen ihre Kräfte zu Ende.

„Sie zittert . . .“ hauchte Ettingen und krampfte die

Hände um die Kante des Felsblockes, daß sie weiß wurden wie Kalk.

Beängstigt lange hing Lo in der Felswand an eine aus der Tiefe kaum erkennliche Rinne geklammert, dann jählings machte sie ein paar hastige Schritte, und jetzt trennte sie nur noch ein schmaler Felspfeiler von dem Rasen.

„Nur Ruh, Herr Fürst, sie gewinnt! Sie gewinnt!“ stammelte der Jäger. Aber die Hoffnung, die er seinem Herrn einredete, schien ihm selbst zu fehlen. Denn er betete flüsternd: „O du lieber Herrgott, hilf ihr die paar Schritteln, nur die paar Schritteln noch!“

Unruhig tastete Lo mit dem Fuß, und immer schwerer schien ihr Körper an den Armen zu hängen, die sich länger und länger streckten. Nun fand ihr Fuß den gesuchten Tritt, aber als sie sich vorschob und ausgriff mit der Hand, wich der Stein, auf den sie getreten war — ein leiser Schrei — doch während sie schon taumelte, wagte sie noch den rettenden Sprung —

Mit stöhnendem Laut stürzte Ettingen der Felswand zu, aber da klang hinter ihm schon der Jubelschrei des Jägers.

Sausend flog der gelöste Stein aus der Wand herunter — doch Lo hatte im Sprung den Rasen gewonnen. Sie sank in die Kniee und wollte sich an den Felsen lehnen. Aber hatte sie den Schrei dort unten gehört und den einen erkannt, der mit erhobenen Armen über das Schuttfeld emporstürmte? Oder löste sich, da sie an die Rettung glauben durfte, die gewaltsame Spannung ihrer erschöpften Kräfte zu einem Anfall jäher Schwäche? Ihr Kopf glitt am Felsen hin — lautlos sank sie auf den Rasen nieder und regte sich nicht mehr.



„Sie ist ohnmächtig! Hinauf!“ schrie Ettingen wie von Sinnen. „Praxmaler! Hinauf! Hinauf!“

Ehe der Jäger noch den Fuß der Wand erreichen konnte, war Ettingen über das zerklüftete Gestein schon halb bis zum Nasen emporgeklettert. Er hörte die erschrocken mahnenden Worte nicht, die ihm Praxmaler zuschrie — er stieg und stieg. Jetzt erreichte er die Bewußtlose. „Lo . . . Lo . . . meine Lo!“ Aber der Rausch von Freude, der ihn erfüllte, als er ihre Hand erfassen konnte, verwandelte sich in neue Sorge. Wie schmal dieser Nasen war! Eine Bewegung im Erwachen — und sie mußte stürzen. Aus Angst und Liebe wuchsen ihm der Mut und die Kraft, daß er das fast Unmögliche versuchte: die Ohnmächtige über die steilen Felsen hinunterzutragen. Den einen Arm um einen Schrafen klammernd, zog er mit dem anderen die Bewußtlose an sich. Sie fiel ihm schwer entgegen, und wie leblos lag ihm ihr Kopf auf der Schulter.

Da stand schon der Jäger dicht unter ihm und stemmte den Arm an eine Kante der Felsen. „Da können S' drauftreten, Duhrlaucht . . . mit aller Ruh . . . meine Knochen halten's aus!“

So stiegen sie langsam hinunter. Für jeden Schritt des Fürsten suchte der Jäger einen sicheren Vorsprung an dem Felsen, stützte ihn mit der Schulter oder hielt ihm bald den Arm, bald wieder die Fäuste oder das Knie als Staffel hin.

Als sie den sicheren Grund erreichten, taumelte Ettingen und ließ sich niederfallen auf den Sand. Aber er fühlte die eigene Schwäche nicht, nur den Jubel, die Geliebte gerettet zu wissen, sie so zu halten, in seinen

Armen, an seiner Brust! „Meine Lo . . . meine Lo . . .“ Ein anderes Wort fand er nicht, während er in Thränen ihre geschlossenen Augen küßte, ihr Haar und ihre Stirne.

Der Jäger stand vor den beiden, erschöpft, verlegen lächelnd in seiner Nührung. Dabei leckte er mit der Zunge von seiner Hand das Blut fort, das ihm über die Finger tropfte. Wohl war das Denken nicht seine Stärke — aber jetzt brachte er's fertig, für seinen Herrn zu denken. Er eilte zu den Felsblöcken hinunter, um mit dem Hut von dem Wasser zu schöpfen, das zwischen den Steinen rann. Vorsichtig brachte er den vollen Hut getragen. „Da haben S' Wasser, Herr Fürst . . . Sie müssen das arme Fräuln ein bißl derfrischen!“

Als Ettingen aufblickte, sah er das Blut an den Händen des Jägers.

„Praxmaler! Ihre Hände!“

„No ja, natürlich . . . Sie haben halt ein bißl scharfe Nägel an die Schuh! Aber macht nix! Ich hab eh ein wengerl z'viel Blüet im Leib . . . so ein kleiner Schröpfer is mir gsund. Aber jetzt denken S' net an mich . . .“

„Wie soll ich Ihnen diese Stunde danken!“

„Was? Danken? Das wär mir 's Richtige . . . auf die fünfhundert und auf'n Oberjager nauf! Aber da hab ich 's Wasser! Brauchen S' ein Tüchl? Na, um Gotts willen, wie das arme Fräuln ausschaut! Das liebe Gsichterl . . . und so verstellt!“

Erst bei diesem Wort des Jägers bekam Ettingen Augen, um zu sehen. „Ach!“ Das war ein Laut, als würde ihm das Herz zerdrückt. Mit zitternden Armen

preßte er die Ohnmächtige an sich, schmiegte ihr Haupt an seine Brust und streichelte ihr das Haar und die Wange. Wie müd und erschöpft ihr schönes Antlitz war — wie entstellt von Rußflecken und vom Staub der Asche! „Und ihre lieben Hände!“ Sie waren grau vom Steinsand, wund von Rissen, fast alle Nägel gebrochen und mit Blut unterlaufen.

Wie ein Schwindel überkam es ihn, als er sein Tuch in das Wasser tauchte, das ihm der Jäger hinbot. In scheuer Zärtlichkeit hauchte er die Asche aus ihrem Haar, wusch ihr den Ruß vom Gesicht und streifte ihr immer wieder das nasse Tuch über Stirn und Augen. Sie erwachte nicht, doch leise begann sich ihr Atem zu beleben. Er wusch ihr die Hände, küßte jede Wunde — und während der Jäger fortlief, um frisches Wasser zu holen, nahm er sie wieder in seine Arme.

Ein stoßender Atemzug erschütterte ihre Brust, und sie schlug die Lider auf.

„Lo!“

Sie sah das Gesicht, das sich in Glück und Sorge über das ihre beugte, fühlte schauernd den Druck der Arme, die sie umschlungen hielten, und trank den Blick der Liebe, der auf ihr ruhte. Dann lächelte sie müd und schloß die Augen wieder, als wüßte sie: Das ist ein Traum, der verschwinden muß, wenn ich wache und mit offenen Augen sehe!

„Lo! . . . Kennst du mich nicht? . . . So sieh mich doch an!“

Sie öffnete die Lider.

„Lo! . . . Meine liebe, gute, kleine Lo!“

Da hörte sie es wieder — das Wort ihres Vaters!

Mit dem gleichen Ton der Liebe! Nur süßer, zärtlicher noch, durchweht von einer Glut, die hinüberschlug in ihr Herz und ihr das Blut in die bleichen Wangen trieb. Als sähe sie ein Wunder, dessen Wahrheit sie fühlte und an das sie doch nicht glauben konnte, so hob sie zögernd die Arme und faßte scheu mit beiden Händen die Wangen des geliebten Mannes. Ein Zittern rann durch ihren Körper. „Du! . . . Du!“ Und da schlang sie die Arme um seinen Hals, stark und heiß, und hing an seinen Lippen, als tränke sie neues Leben aus seinem Kuß. Dann schloß sie mit seligem Lächeln die Augen, und ihr Haupt sank auf seine Schulter, als ob sie schlummern wollte.

Er streichelte ihr Haar. „Du Starke, du Mutige du! Was hast du überkämpft in diesen grauenvollen Stunden! Was mußt du erlebt haben in dieser entsetzlichen Nacht!“

Ohne die Augen zu öffnen, flüsterte sie: „Ich weiß es nicht mehr . . . ich weiß nur, was jetzt ist . . . und das ist so schön, so schön!“

„Und ich schlief in dieser Nacht und träumte von meinem Glück, während du . . .“ Er konnte nicht weiter sprechen. Der Gedanke an alle Gefahr, die in dieser Nacht auf jedem Schritt mit ihr gegangen, machte ihn zittern bis ins Herz. „Ich habe ja nur dieses letzte gesehen . . . und nicht einmal helfen hab ich dir können! Das sehen zu müssen, so hilflos . . . jeder Blick war wie ein Tod für mich! Am Morgen, als ich mein Haus verließ, um dich zu suchen; da wußt ich, daß ich dich liebe . . . aber erst in diesen Stunden der Angst und Verzweiflung hab ich's empfunden, wie viel du mir bist, und daß ich nicht leben könnte ohne dich!“

Sie lauschte seinen Worten wie der Dürstende dem Quell, den er rauschen hört. Aber daß sie so stumm war, das weckte seine Sorge.

„Lo? . . . Wie fühlst du dich? Ist dir wohl?“

Sie lächelte und atmete tief.

„Warum siehst du mich nicht an?“

Da schlug sie die Augen mit leuchtendem Glanze zu ihm auf.

„Sag es mir, Lo . . . bist du mir gut?“

„Ach, du . . .“ Sie hob die Arme zu ihm hinauf.

„Ich weiß es und fühle es ja . . . aber ich möchte es hören mit deinen Worten. Sag es mir, Lo!“

„Du . . . du . . .“ Ein anderes Wort fand sie nicht, aber sie schmiegte sich an seine Brust, daß er das Beben ihres Körpers und ihren Herzschlag fühlte.

So hielten sie sich schweigend umschlungen, versunken in ihr Glück, bis ein Schritt sie erweckte.

Der Jäger brachte frisches Wasser, und während er langsam heraufstieg über das Griesfeld, hob er keinen Blick von dem triefenden Hut.

Ettingen richtete die Geliebte in seinen Armen auf.  
„Willst du nicht trinken, Lo?“

„Ja, Heinz, mich dürstet . . . gib du mir einen Trunk!“

Er schöpfte Wasser, und das schlürfte sie ihm aus der hohlen Hand.

„Wie das erquickt! . . . Ich danke dir, Heinz!“

Lächelnd strich er das feuchte Haar von ihrer Stirne zurück. Dann nahm er den Hut des Jägers, leerte ihn bis auf den letzten Tropfen und hob sich auf die Kniee.  
„Komm, Lo . . . ich muß dich heimbringen, damit du

ruhen kannst. Und sieh nur . . . deine armen Hände!  
Wir müssen heim . . .“

„Heim!“ Sie nickte ernst, und ein Schatten dämpfte den Glanz ihrer Augen. „Die Mutter . . . kann es meine Mutter schon wissen?“

„Daß der Wald brannte? Nein, Lo!“ Wohl mußte er fürchten, daß die Nachricht schon hinausgeschlagen wäre bis ins Dorf — aber er wollte ihr diese Sorge von der Seele nehmen. „Sie kann es unmöglich wissen . . . sie wird es hören mit der Nachricht, daß dein Mut dich rettete.“

Sie atmete auf.

„Fühlst du dich stark genug, um gehen zu können?“

„Sage mir: Gehe! . . . und ich kann es.“

„So komm!“



**S**ie begannen den Heimweg und wanderten langsamen Schrittes durch das von Rauch überschleierte Kar hinunter. Ettingen hielt die Hand der Geliebten in der seinen und schmiegte stützend den Arm um ihre Hüfte. Immer suchte er den besten Weg für sie, und lag ein Stein im Pfad, so schob er ihn mit dem Fuß beiseite. Sie sprachen nicht. Was ihre Herzen erfüllte, war zu übermächtig für Worte. Nur ihre Augen suchten sich immer wieder und redeten mit stillem Lächeln. Während sie so hinunterschritten ins Thal, war in ihren Seelen ein Aufwärtssteigen, empor zur Sonnenhöhe des Glückes.

Eine Stunde waren sie schon gewandert, als sie Stimmen hörten.

Lo verhielt den Schritt. „Menschen?“ Das sagte sie, wie aus einem Traum erwachend, wie verwundert und erschrocken über die Wirklichkeit des Lebens, dessen Laute ihr entgegenschollen. Da tauchten auch wieder die Bilder der vergangenen Nacht vor ihren Augen auf, und stammelnd fragte sie: „Mazegger? . . . Ist er gerettet?“

Ettingen erschrak. „Mazegger?“ Und betroffen sah der Jäger seinen Herren an.

„Er wollte nach Ehrwald . . . und als das Feuer

ausbrach, kam er, um mich zu warnen. Er nahm einen anderen Weg . . . durch den brennenden Wald . . .“ Das Grauen der Erinnerung machte sie zittern. „Ist er gerettet?“

„Ja, Lo!“ sagte Ettingen und tauschte einen Blick mit dem Jäger.

Da lächelte sie erleichtert, als wäre mit diesem Ja der letzte Schreck der überstandenen Nacht von ihrer Seele gelöst.

Schreiend kamen ihnen die Leute entgegen. Es waren Sennen und Holzknechte, welche den Paß übersteigen wollten, um droben in den Felsenkaren des Seethals nach dem Jungvieh zu suchen. Der Jäger flüsterte ihnen eine Frage zu — sie schüttelten den Kopf, schrieten durcheinander und eilten weiter.

Eine erregte Stimme rief durch das Thal herauf: „Heinz? Heinz? Bist du's?“ Dort unten im Latschenfeld erschien Graf Sternfeldt mit dem Förster.

„Ja, Goni!“ gab Ettingen mit lautem Ruf zur Antwort. „Wir kommen!“

Sternfeldt eilte den beiden entgegen, während der Förster seinem Herren ein „Gott sei Dank!“ zuschrie und wieder thalwärts rannte. Er war nicht weit gekommen, als ihn Praxmaler einholte, keuchend vom überstürzten Lauf.

„Herr Förstner . . . der Toni geht ab.“

„Der Mazegger?“ stotterte der Förster. „War der im Sebenwald? Heut nacht?“

Der Jäger erzählte, was er von Lo gehört hatte.

„Der? Und 's Fräuln warnen?“ Der Förster schüttelte ernst den Kopf, als wäre eine böse Ahnung in



ihm aufgestiegen. „Komm, Bub! Ich fürcht, da hat einer d' Höll versucht, und der Himmel hat ihn gstrast! Aber sei's, wie's mag . . . jetzt müssen wir thun, was gschehen kann! D' Holznecht schaffen schon bei der Brandstatt . . . jetzt müssen wir helfen! Komm!“

Sie eilten thalwärts, und Pragmaler begann zu rennen, daß der Förster weit hinter ihm zurückblieb.

Drunten im Waldthal begegneten ihm Sennleute, die zur Brandstätte liefen, und hinter ihnen kam ein Mädcl gerannt, atemlos und bleich vor Angst — die Tillsußer Sennlerin. Sie haschte den Förster an der Toppe.

„Mein Pepperl . . . is mein Pepperl nix gschehen?“

„Dein Pepperl! Ah, da schau her!“

„Is ihm nix gschehen? Jesus Maria! Lebt er denn noch?“

„Ja, ja, ja . . . um Gotts willen! Der Schnurrbart is ihm net wegbrennt! Den hat er noch!“

Burgi drückte die Fäuste auf ihre Brust. „O du heilige Mutter im Himmel, ich sag dir Bergeltsgott . . . und ein Kerzl sollst kriegen!“ Dann fing sie wieder zu laufen an, und die grundlose Angst, die sie ausgestanden hatte, löste sich in ein Schluchzen der Freude.

Die Stimmen und Schritte verhallten. Schweigen lag wieder im Tillsußer Wald. Kein Windhauch regte sich, kein Wipfel schwankte. Grau und unbewegt hing die glatte Nebeldecke über den Bäumen, die Felswände verhüllend. Gegen Westen lag es wie schwarzes Sturmgewölk über den Ehrwalder Bergen — gegen Osten aber schimmerte es zuweilen mit weißlichem Glanz durch die trüben Dünste, als wäre dort irgendwo die Sonne, die den grauen Schleier durchbrechen wollte.

Manchmal tönten im Schweigen des Waldes verworrene Menschenrufe aus weiter Ferne. Dann war's wieder still.

Sichernd zog ein Rudel Hochwild über den Weg, scheu hinauswindend gegen den Sebenwald. Und lautlos trat es wieder in den stillen Forst.

Hoch in den Wipfeln schlug eine Ringdrossel. Schnalzend kam sie auf den Weg geflogen und begann ihre Käferjagd im feuchten Gras. Aber jählings hob sie das Köpfchen und flatterte davon.

Langsamem Schrittes kamen Heinz und Lo durch den Wald einhergegangen. Wo die Drossel aufgeflogen, blieben sie stehen, als hätte der gleiche Gedanke ihren Fuß gebannt — die Erinnerung an jenen Abend, an dem sie sich zum erstenmal im schweigenden Walde begegnet waren.

„Sieh, Lo . . . dort oben war's!“

Sie nickte und schmiegte sich enger an ihn. So standen sie lange und blickten hinein in die blaue Dämmerung, die trotz der Mittagsstunde zwischen den stillen Bäumen lag.

Die Drossel schlug.

Sie lauschten ihr, bis sie fern im Wald verstummte, und dann schritten sie weiter.

Als sie, schon nahe der Tüllfußer Alm, die Lichtung erreichten, auf welcher die von Lentasch kommende Fahrstraße zum Jagdhaus hinaufbog, rasselten zwei Leiterwagen mit galoppierenden Pferden aus dem Wald heraus. Auf jedem Wagen saßen an die dreißig Männer, dichtgedrängt, mit Ärten, Feuerhaken und schweren Seilrollen.

„Heinz!“ stammelte Lo. „Sie wissen es schon im

Dorf! Ach, meine Mutter! Und der Bub!“ Thränen schossen ihr in die Augen.

Er drückte ihren Arm an seine Brust. „Sei ruhig, Lo! Die Sorge, die sie haben, wird sich in Freude lösen!“

Die Leute waren abgesprungen, da die Wagen auf dem schmalen Waldweg nicht weiterfahren konnten. Die jungen Burschen schleppten die schweren Seile und begannen zu rennen, dann kamen die älteren Männer mit den Äxten und Haken. So eilig sie es alle hatten, jeder zog vor Lo sein Hütlein und bot ihr einen Gruß. Und ein graubärtiger Alter rief ihr zu: „Heut, Fräuln, heut sollten wir halt Entfern Herrn Vater wieder haben . . . da thäten wir bald Herr sein übers Fuier da draußt!“

Lächelnd, mit nassen Augen, dankte sie dem Alten für dieses Wort, das ihr mit warmer Freude ins Herz geklungen.

„Siehst du, Lo, wie dein Vater noch lebt für diese Menschen, denen er Gutes that!“ sagte Ettingen bewegt. „Und wie dieser Bauer an ihm die Kraft des Mannes schätzt, so wird ihn die Welt als Künstler ehren. Seine Blumen da draußen, die sind heute nacht in Asche gefallen — aber was in seiner Seele Wurzel hatte, das wird blühen für die Menschen, schön und dauernd!“

„Ja!“

Sie blieben seitwärts vom Wege stehen, um zu warten, bis die Leute vorüber wären. Als einer der letzten kam der Bauer, dessen Anwesen in Leutasch draußen an den Garten des Malerhauses grenzte.

„Nachbar!“ Ihren Arm lösend, eilte Lo auf den Bauern zu. „Nachbar! Weiß meine Mutter schon von dem Brand?“

„Ja, Fräuln, ja! Und das arme Weiberl, o mein, o mein . . . die hat sich anders g'sorgt! No, Gott sei Lob und Dank, weil S' nur da sind! D' Frau Mutter wird gleich kommen mit'm Wagerl, nimmer derlitten hat sie's daheim!“ Eine schrillende Knabenstimme klang aus dem Wald. „Da . . . hören S' Ihr Brüderl!“

Die kleine Kutsche erschien am Waldsaum und mußte halten, da ihr die anderen Wagen den Weg verstellten.

„Lo! Lo!“ gellte die Stimme des Knaben. Und da kam er auch schon gerannt. Aber heute, mit seinem bandagierten Fuß, den er nur mit den Behen aufsetzen konnte, da ging's nicht so flink wie damals, als er von Innsbruck gekommen. Und Lo, als hätte sie sich in ihre Mutter verwandelt, rief in Sorge: „Bubi! Aber Bubi! Ich bitte dich, lauf nicht so!“ Sie eilte auf ihn zu und fing ihn mit den Armen auf. Wortlos hielt sie ihn umschlungen, dann ließ sie ihn wieder und eilte der alten Frau entgegen. „Mutter! Mutter!“

Den kranken Fuß an der Wade des gesunden reibend, stand Gustl zwischen den niederen Fichten und balancierte mit den Armen. Stramm aber richtete er sich auf und zog mit einem Kompliment sein Hütlein, als Ettingen auf ihn zutrat.

„Guten Tag, Herr Fürst!“

„Grüß dich Gott, Bubi! Wie geht's mit deinem kranken Fuß?“

„Danke, Herr Fürst, ganz gut!“

Ettingen zog den Knaben an sich. „Hast du dich gesorgt um deine Lo?“

„Die Mama . . . ach, Gott! Aber ich? O nein! Ich kenn doch unsere Lo . . . und hab's auch der Mama

gleich gesagt: unsere Lo, die weiß sich schon zu helfen! Und dann, ich war doch überzeugt, daß Sie bei ihr sind!“

„Wirklich?“ Ettingen küßte den Knaben auf die glühende Wange. „Davon warst du überzeugt?“

„Natürlich! Wenn ein Wald brennt, und jemand ist drin, den man lieb hat, so geht man doch gleich hin und hilft ihm.“

„Daß ich deine Schwester lieb habe . . . das weißt du?“

„Freilich!“ Mit strahlenden Augen blickte der Knabe an Ettingen hinauf. „Ich hab's doch neulich schon gemerkt, viel früher als die Lo . . . der hab's doch ich erst sagen müssen!“ Da sah er Lo mit der Mutter kommen und rief: „Gelt Mutterl, gelt, ich hab recht gehabt! Siehst du, daß auch ein Waldbrand nichts Böses ist! Gelt, jetzt glaubst du mir's!“

Lo mußte der Mutter schon von ihrem Glück gesagt haben. Denn in tiefer Bewegung, scheu und verlegen, mit Freude und doch auch mit Angst in den feuchten Augen kam Frau Petri dem Mann entgegen, dem sie ihr Kind fürs Leben anvertrauen sollte.

„Das ist meine Mutter, Heinz!“

„Herr Fürst . . .“ die alte Frau vermochte kaum zu sprechen und streckte die zitternden Hände. „Sie haben mir mein Kind gebracht . . .“

„Ja, Frau Petri.“ Ettingen küßte ihr die Hände. „Aber ich will Ihnen Lo wieder nehmen. Und ich weiß . . . ich nehme Ihnen viel!“

„Die Hälfte von allem, was ich noch habe.“ Zwei schwere Thränen fielen ihr über die furchigen Wangen, und doch lächelte sie und atmete auf. „Aber das ist ja

das Loß der Mütter . . . wenn ihre Schmerzen und Sorgen vorüber sind, dann werden sie einsam. Das kann für mich nicht anders sein, wie es für alle ist! Und wenn Lo das Glück findet, das ich ihr wünsche, dann bin ich mit allem zufrieden. Ach ja!“ Sie hielt die Hände des Sohnes fest, den ihr diese Stunde gegeben, und während sie ihn ansah, sprachen aus ihrem forschenden Blick die stummen Fragen: Hast du sie lieb? Bist du gut? Wirst du sie glücklich machen? — Und als hätte sie aus diesen klaren, leuchtenden Mannesaugen allen Trost für ihre Sorge gelesen, mit so tiefer Freude faßte sie die Hand ihres Kindes. „Lo! . . . Ach, Lo! . . . Warum konnte dein Vater das nicht erleben! Das Glück seines Kindes hätte ihn doch entschädigt für alles andere!“

Sie blieben stumm nach diesem Wort.

Wieder rasselten zwei Wagen mit schweißtriefenden Pferden aus dem Wald heraus. Die Männer sprangen ab unter wirrem Geschrei und eilten mit ihren Ärten und Seilen über den Pfad hinaus zum Sebensee.

Da draußen beim Waldbrand standen schon am Nachmittage über zweihundert Leute bei der Arbeit. Nicht nur von Leutasch waren sie gekommen, auch von Ehrwald herauf, von Bieberwier und Vermoos, von allen Almten her. Die Sennleute und Holzknechte, welche den Weg über den Paß genommen, waren zurückgekehrt: der dichte Rauch, der alle die hohen Felsenkare füllte, hatte ihnen den Zutritt in das brennende Thal verwehrt. Da war auch nichts mehr zu helfen dort oben — alles Jungvieh mußte schon längst erstickt sein.

Aber auch herunter im Thal war andere Hilfe nicht möglich als nur der Versuch, das Feuer einzudämmen.

Graf Sternfeldt, der Förster und Pragmaler hatten die Führung der Arbeit übernommen. Man schlug eine breite Gasse durch den Wald, um die Flammen zu hindern, gegen die tieferen Wälder hinunterzugreifen. Was schon brannte, mußte seinem Schicksal überlassen bleiben.

Bevor es noch dämmerte, begannen schwere Tropfen zu fallen, und dann rauschte es aus den Wolken nieder mit grauen Strömen.

Die Leute suchten Schutz unter den Bäumen. Jetzt wußten sie, daß sie die Arbeit sparen konnten, die der Himmel übernommen hatte.

Weißer Dampf wolken fluteten über den brennenden Wald. Es währte keine halbe Stunde, und die Bäche des Regens hatten den Brand gelöscht. Während bei sinkender Nacht der weiße Dunst noch die weite Brandstatt überwirbelte, wagte sich schon ein Erster hinein in diesen Wald von schwarzen Kohlsäulen, unter deren nasser Kruste der Kern der halbverbrannten Stämme noch glühte. Es war der alte Hüter von der Sebenalm. Als ihn die anderen hindern wollten, die Brandstatt zu betreten, sagte er mit seinem hohen Richern: „So laßt's mich doch . . . hihihih . . . das is ja gut, so glei nach'm Feuer!“ Er watete in die Asche hinein. „So schön warm hab ich schon lang net ghabt an die Füß . . . hihihih!“

Als jede weitere Arbeit nutzlos war und die Dunkelheit einbrach, trat Graf Sternfeldt mit Pragmaler den Heimweg an.

Es war gegen Mitternacht, und sie hatten das Jagdhaus noch nicht erreicht, als der Förster sie einholte und die Nachricht brachte: „Mazegger ist gefunden!“

„Lebend?“

Der Förster schüttelte den Kopf.

„Herr, gib ihm die ewig Ruh!“ flüsterte Pragmaler und bekreuzte das Gesicht.

Eine Weile standen sie schweigend im Regen, und dann erzählte der Förster: es wäre der alte Hüter von der Sebenalm gewesen, der den Erstickten gefunden hatte, im Seebach, bis an den Hals im Wasser sitzend und umringt von den Leichen halbverkohlter Kinder.

Sie durchschritten in der Finsternis den letzten Waldstreif und erreichten das Umfeld.

„Hören Sie, Herr Förster . . . und Sie, Pragmaler!“ sagte Sternfeldt. „Der Fürst und Fräulein Petri sollen das nicht erfahren . . . nicht jetzt, in der ersten Freude ihres Glückes! Die wollen wir ihnen nicht stören durch die Nachricht, daß Mazegger die Warnung, die das Fräulein rettete, mit dem eigenen Leben bezahlen mußte! . . . Der arme Bursch!“

Der Förster nickte, und während er den beiden anderen folgte, murmelte er vor sich hin: „So? Garant hat er 's Fräuln? . . . No ja, was man glaubt, is wahr für ein!“

Sie stiegen zum Jagdhaus hinauf, an dem alle Fenster mit hellem Schein hinausleuchteten in die Nacht und in den strömenden Regen.

Die Tropfen, die durch die Felle fielen, blitzten mit farbigem Licht.

Die ganze Nacht und zwei Tage noch währte dies Rauschen und Giesßen, als hätte der Himmel seine Berge reinspülen wollen vom Ruß und von der Asche des Brandes. Dann legte ein Sturmtag alles Gewölk von den Höhen und schüttelte die in der Sonne glitzernden Wasser-



perlen von allem Gezweig. Wie mit neuer Keimkraft erwachte es bei dieser linden Wärme im getränkten Erdreich. Die Bergrosen hatten eine Nachblüte, und bis spät in den August hinein sah man auf allen Gehängen die grünen Stöcke von rotem Schimmer überhaucht.

Ein stiller Sommermonat. Und ein Glück, das lächelnd im Schweigen des Waldes blühte, menschenfern und weltvergessen.



**E**nde September fiel der erste Schnee, und es wurde einsam auf der Tillsufer Alm. Am Jagdhaus waren schon seit drei Wochen die Läden geschlossen — und nun stand auch die Sennhütte still und verödet.

Nur das Försterhäuschen war bewohnt. Hier braute Pepperl alltäglich seinen Sehnsuchtschwarren, und wenn die Pfanne leer war, ging er in die Sennhütte hinunter, zündete auf dem Herd ein Feuer an, ließ sich das Herz und den Buckel wärmen und schmauchte sein Pfeiflein dazu. Am Morgen und Abend der Birschgang über die verschneiten Almen. Er hatte den Schutzdienst im Gaisthal ganz allein zu versehen, denn der neue Jäger sollte erst mit dem 15. Oktober in Dienst treten. Aber dann — ja, dann bekam der Pragmaler-Pepperl acht Tage „Hochzets-Urlab“. Und wenn er beim Feuer in der

Sennhütte an diese kommende Zeit dachte, blies er in langem Faden den Rauch vor sich hin und schmunzelte: „Teufi, Teufi! Die acht Täg will ich mir aber schmecken lassen!“

Trotz all seiner ungeduldigen Sehnsucht verging ihm die Zeit gar rasch. Denn im Bergwald und auf den Almen röhreten an jedem Morgen und Abend die Hirsche, daß der Orgelton ihrer Stimmen von den Wänden wiederhallte. Wenn Pepperl am Waldsaum einer Alpe saß und einen Kronenhirsch auf hundert Schritte vorüberziehen sah, machte er seiner Aufregung mit einem heißen Seuzzer Luft: „Teufi, Teufi, Teufi! Ja wann nur der Herr Fürst jetzt da wär! Solchene Hirschen haben . . . und net jagen! Da hört sich doch alles auf!“ Nach solchem Ärger kam ihm aber gleich die Einsicht wieder: „Freilich, der weiß sich was Bessers jetzt!“ Und schmunzelnd dachte er an seinen fernen Herrn und an das „Maler-Fräuln“, das jetzt Frau Fürstin wurde. — —

Schon in den ersten Septembertagen war Ettingen mit Frau Petri und ihren Kindern nach dem Allgäu abgereist. Über München, wo sie eine Woche blieben, ging die Reise an die Donau und dann zu Schiff stromabwärts nach Bernegg, wo Graf Sternfeldt den Freund und seine Gäste erwartete.

Das waren wundersame Tage für Lo, dieses erste Einleben in die neue Heimat, das Wandern durch alle Räume des Schlosses, der Besuch der Felder und Arbeiterhäuser, die Begegnung mit den hundert neuen Menschen, deren Herrin sie wurde; die Fahrten durch die stundenweiten Buchenwälder, und die Plauderstunden im Park, dessen welkendes Laub in der Herbstsonne leuchtete wie

Gold. Jede schöne Stunde nahm sie dankbar als köstliches Geschenk aus der Hand des geliebten Mannes an — und er bot ihr, glücklich und stolz, jede neue Freude wie eine Ehre, die ihr gebührte.

Zu Anfang Oktober mußte Gustl mit seinen Büchern nach Innsbruck einrücken. Aber schon einen Monat später bekam er wieder eine Woche „Extraferien“, um der Hochzeit seiner Schwester beizuwohnen.

In der Schloßkirche zu Bernegg wurde das Paar getraut. Außer Frau Petri und Gustl waren nur Graf Sternfeldt und die Beamten des Fürsten bei dieser stillen Feier zugegen.

Als die Nachricht von dieser Vermählung in alle Winde hinausflatterte und die Gesellschaft in Verblüffung und Aufruhr versetzte, waren die beiden Glücklichen schon auf dem Weg nach dem Süden und hörten nicht, was hinter ihnen geschwast, gelästert und geziselt wurde. Und hätten sie es gehört — sie würden gelächelt haben.

Bis Gustls Ferienwoche vorüber war, blieb Frau Petri auf Bernegg. Dann brachte sie den Buben wieder nach Innsbruck und kehrte nach Leutasch zurück in ihr stillgewordenes Haus. Sie hatte es nicht anders gewollt.

„So, ach ja, die lebt sich ein in das Neue und wird getragen von ihrem Glück. Aber ich alte Frau? Nein! Ich will bleiben, wo ich mich festgewachsen habe durch so viele Jahre . . . und wo noch alles mit mir lebt, was mein Glück gewesen ist! Und wenn ich einmal die Augen schließe, soll es dort sein, wo ich das letzte Lächeln meines Mannes sah!“

Allen Bitten ihrer Kinder gegenüber blieb sie fest in diesem Entschluß. Und sie wäre doch nur den Winter allein! Die paar Monate!

„Im Mai, da kommt ihr ja! Und dann sind wir beisammen, bis der Schnee fällt!“

Trotz dieses Trostes, den sie mit heimbrachte, war ihr während der ersten Tage in dem leeren Haus das Herz zum Springen weh. Und sie weinte so viel, daß ihr die Magd einmal sagte: „Frauerl, Frauerl, ein bißl was sollten S' ja dengerst noch übrig lassen von Ihrene Äugerln!“ Diese Mahnung fruchtete nicht. Aber etwas anderes half. Eines Mittags wurde die Thüre aufgerissen, Gustl flog herein und der Mutter jubelnd an den Hals. Ihm folgte ein junger Mann, der wohl eine goldene Brille trug, aber sonst ein ganz vergnügtes Gesicht machte. Er stellte sich vor als Kandidat der Philologie und „Hofmeister des fideleu Jungen da“. Zu seiner Beglaubigung überreichte er einen Brief:

„Capri, Hotel Quisjana, den 15. November.

Liebes Mutter! Damit Dir der erste Winter so allein nicht gar zu hart wird, haben wir beschlossen, daß Gustl ein Jahr lang zu Hause lernen soll. Haben wir's recht gemacht? Ja?

Deine glücklichen Kinder Heinz und Lo.“

Jetzt war geholfen gegen Thränen und Schermerut. Denn Frau Petri hatte wieder ein Sorge — jeden Tag eine neue. „Ach Gott, der Bub im Schnee! . . . Ach Gott, der Bub auf dem Baum! . . . Gustl! Dein Halstuch!“

Aber dieses Sorgenkind war ihr zugleich auch ein Tröster für die Sorge, die in die Ferne wanderte.

Wenn der Wintersturm die Mauern umbrauste und alle Fensterläden rasseln machte, dann hieß es:

„Ach Gott! Bubi! Glaubst du, daß es in Capri auch so stürmt?“

„Gott bewahre, Mammi! In Capri ist ewige Sonne und immer blaues Meer. Und weißt du, wenn das Meer auch ein bißchen aufgereggt wird, dann liegt doch Capri so hoch, daß die Wellen gar nicht hinauf können. Weißt du, Capri, das ist eine riesig hohe Felseninsel! Ja, du, das war die Lieblingsinsel des römischen Kaisers Tiberius. Du, denk nur, den hat man bisher für den grausamsten unter den römischen Cäsaren gehalten. Aber nach den neuesten Forschungen ist das gar nicht wahr. Er soll sogar ein sehr guter Fürst gewesen sein. Aber weißt du, so gut wie Heinz war er doch nicht . . . davon bin ich überzeugt!“

„Ja! Gut ist er! Von Herzen gut! So hat ein rechtes Glück gemacht!“

Und die Sorge war still — für einen Tag.

Als es März wurde, gab's eine Aufregung, die durch Wochen dauerte. Die Bilder mußten verpackt werden, um nach München zu wandern. Denn ehe sie mit Beginn des Mai zur Ausstellung kamen, sollten sie reproduziert werden für die „Kollektion Emmerich Petri“, deren Verlag eine Münchener Kunsthandlung erworben hatte.

Pepperl zimmerte die Kisten, der Förster half beim Packen — aber an jedem Bild, das in die Bretter gelegt wurde, mußte Frau Petri ihre beiden Hände haben. Und war das Tuch darüber gebreitet und drauf das Heu gedrückt, dann fielen zwei schwere Thränen dazu. Mit jedem dieser Bilder schickte sie ja ein Stück Leben, unruhvolle Tage und schlummerlose Nächte ihres Mannes in die Welt hinaus.

„Ach ja! . . . Und die Menschen! Die Menschen! . . . Sehen Sie, lieber Herr Förster, ich muß es ja thun, dem Namen meines Mannes zulieb . . . aber mir wär's lieber, die Bilder blieben hier! Gefallen sie nicht, dann kränk ich mich wieder und weiß, daß ihm Unrecht geschieht . . . und haben sie Erfolg, dann thut's mir weh, weil er zu spät kommt! Nein, nein, ich geh gar nicht hin zur Ausstellung! Nein, ich kann's nicht! . . . Ruhm! . . . Könnt er noch eine Stunde leben und sich an seinen Kindern freuen, das wär ihm lieber als aller Ruhm! . . . Nein! Ich müßt nur weinen! Ich geh nicht hin!“ — —

Sie hielt dieses Wort, ließ den Knaben mit seinem Hofmeister nach München reisen und blieb zu Hause, obwohl ihr Lo am ersten Tage der Ausstellung depeſchirte: „Komm, Mutter, wir bitten Dich, komm, und freue Dich an Papas Erfolg. Das ist wie ein seliger Rausch für mich, vor seinen Bildern diese Menschen zu sehen, in ihrem Staunen und ihrer Andacht. Den stärksten Eindruck unter allen Bildern übt die ‚Versuchung‘. Wie sich die Menschen vor diesem Bilde drängen, das müßt Du sehen. Komm doch, Mutter, komm! Wir alle bitten Dich, Heinz und Gustl und Deine Lo.“

Als sie gelesen hatte, saß sie lange, lange, immer die Depeſche vor sich, und ihre Zähren tropften nieder auf das Blatt.

„Nein, Kinder, nein! Ich kann nicht! Freut euch nur, ach ja . . . und laßt mich daheim! Ich kann jetzt diese Menschen nicht jubeln sehen! Ich kann nicht! Ich hab's doch mit erlebt, wie sie gelacht haben über ihn . . . und wie er die Nächte lang in meinen Armen lag und weinte, als ob es ihm das Herz zerreißen möchte! Ach,

ihr Menschen! Ihr Menschen! Euer Jubel . . . der macht ihn mir nicht mehr lebendig! . . . Nein! Ich geh nicht hin!“

Die Depesche in der zitternden Hand, stieg sie ins Dachgeschloß hinauf, setzte sich im öden Atelier in einen Winkel und schluchzte.

„Emmi, Emmi . . . mein guter, guter Mann!“

Ganz erschöpft vom Weinen lehnte sie den müden Kopf an die Mauer und blickte auf eine leere Wand, die ein großes Bild getragen hatte — das Viereck, über dem die Leinwand gehangen, war weiß, wie frisch getüncht, während ringsherum der Kalk vom Lichte schon vergilbt war. Ein großer Haken ragte aus der Mauer.

Aber zu so viel hundertmalen hatte sie dieses Bild betrachtet, daß sie es auch jetzt noch sah, mit jeder Linie und jeder Farbe, als ob es wirklich vor ihren Augen hinge:

Nicht die biblische Wüste. Sondern ein ödes, unwirtbares Seethal zwischen hohen Bergen. Dunkle, starrende Felswände mit kärglichem Wuchs in ihren Schründen. Das Steinland um den See her wirr mit krüppelhaften Föhren überwuchert, aus deren kriechendem Gezweig verdorrte Stämme sich erheben. Ein einziger Baum nur grünt — und der ist seltsam gewachsen, wie in Form einer Harfe. Über allem ein grauer Abendhimmel, doch die Luft durchsichtig rein, wie nach einem Gewitterregen. Und da scheint alles Ferne nah, jede Farbe leuchtet, auch noch der Schatten und das Grau.

Inmitten der Wildnis eine blühende Insel, wilde Blumen in Beete gesammelt. Hier hat die Hand eines Gärtners gerodet, gepflanzt und gepflegt: der Heiland, der begonnen, die Wüste urbar zu machen. Von der

Arbeit des Tages müd geworden, ruht er auf einem Stein. Das blaue Zwilchgewand umhüllt mit harten Falten einen von Entbehrung hager gewordenen Körper. Alles ist menschlich an diesem Leib, menschlich jeder Zug an diesem schmalen Gramgesicht, dessen bleiche Wangen das vorfallende Braunhaar halb bedeckt — göttlich nur die stillen Augen in ihrem reinen Licht und das milde Lächeln der Liebe.

Ein Knabe, gekleidet wie ein armer Hüterbub der Berge, mit kurzem Höslein und nackten Füßen, mit grau zertragenem Hemd, durch dessen Schlitze die Brust und die mageren Ärmchen lugen, hat dem milden Gärtner eine ausgerissene Pflanze gebracht, das Stämmlein einer Bergrose, die Blätter schon halb verwelkt, die schwachen Wurzeln schon fast verdorrt.

Der Heiland schlingt seinen Arm um den Knaben und nahm aus seiner Hand die dürstende Pflanze. Da tritt der Versucher zu ihm — eine herrliche, kraftvolle Mannsgestalt, die nackten Glieder gebräunt, schwarzes Lockengewirr um den stolzen Kopf, die Stirn umschlungen von einer Krone, deren Zacken goldene Fäuste sind.

„Du stiller Gärtner! Wirf die Liebe von dir! Sei stark wie ich, und alle Herrlichkeit der Welt ist dein!“

Die Augen des Versuchers brennen in düsterem Feuer, und ein mitleidig spottendes Lächeln irrt um den üppigen Mund, während sein Arm hinunterdeutet zum See. Dort steigen leuchtende Nebel aus der grünen Flut, sie verwandeln sich in weiße Glieder, in den Leib eines zauber schönen Weibes, welches lachend und jauchzend die Arme öffnet und das Goldhaar löst zu flatternden Strahlen. Wie die Wünsche der Sünde, wie die bildgewordenen



Gedanken dieses begehrenden Weibes, so quillt es hervor aus dem fliegenden Gold dieser Haare: die taumelnde Lust mit gefülltem Becher, das Gewimmel eines Mänadenzuges, der lorbeerbeschnürte Held im Blut des erschlagenen Feindes, der Reiche in gleißendem Prunk, der Mächtige, dem sich die Sklaven beugen, der Starke, der Felsen schleppt zum Bau einer Pyramide, ein stürmender Reitertrupp in blitzenden Panzern, ein Adler, der sich mit breiten Schwingen von einem zerrissenen Lamm erhebt, ein jagendes Gewimmel von Gestalten bis in weite Ferne, in der man Paläste und Thürme sieht, eiserne Thore und steinerne Mauern, welche die Nacht von der Sonne scheiden.

Mit stillen Augen blickt der milde Gärtner in das Glanzgewirr dieser Bilder. Sie locken ihn nicht. Schützend umschlingt sein Arm den erschrockenen Knaben, und man sieht: er will sich bücken, um den schmachtenden Zweig in nährende Erde zu legen, wie er das dürstende Herz dieses Kindes erquickt aus dem Born seiner Güte. Dieses Werk der Liebe gilt ihm höher, als alle Herrlichkeit der Welt. — —

Das war die „Versuchung“, vor der sich in der Stadt die Menschen drängten, während im öden Atelier die einsame Frau vor der kahlen Mauer saß.

Ihre Thränen waren versiegt, ein glückliches Lächeln verschönte ihre welken Züge, und wie in Andacht betend hielt sie die Hände im Schoß, während ihre Augen mit bewunderndem Schauen an der leeren Mauer hingen.

Breit fiel die Maiensonne durch das schräge Manfardenfenster, und manchmal huschte etwas wie ein dunkler Falter durch diese Helle — der Schatten einer heimgekehrten Schwalbe, welche draußen das Dach umflog.



Princeton University Library



32101 064142951

